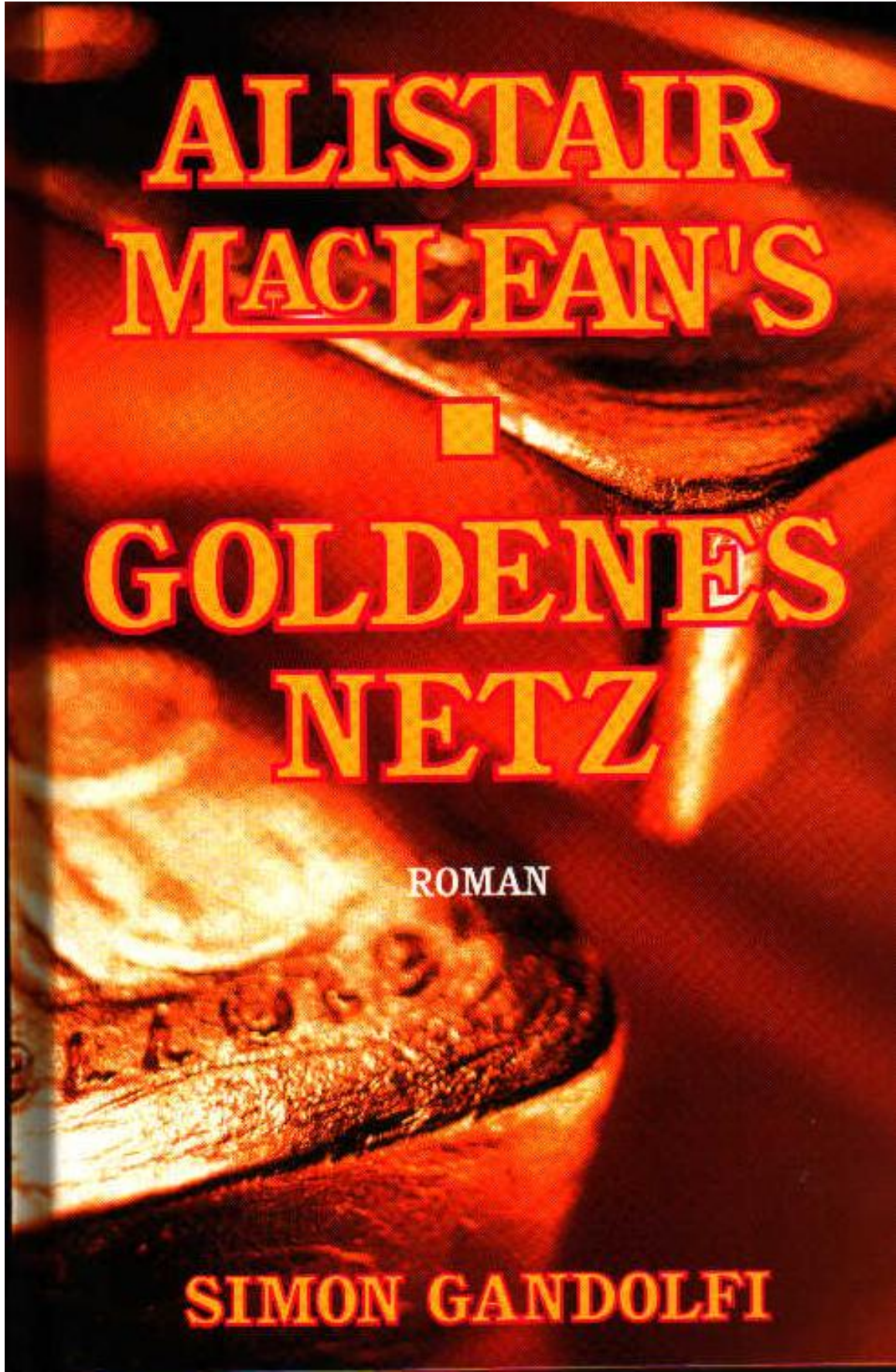




**ALISTAIR  
MACLEAN'S**



**GOLDENES  
NETZ**

ROMAN

**SIMON GANDOLFI**

Simon Gandolfi

Alistair MacLean's Goldenes Netz

Roman

Aus dem Englischen von Günther Seipel

Bechtermünz Verlag

Titel der Originalausgabe  
GOLDEN WEB

Genehmigte Lizenzausgabe für  
Weltbild Verlag GmbH, Augsburg 1999  
Copyright © 1993 by Devoran Trustees and Simon Gandolfi  
Copyright © 1996 der deutschen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag GmbH &  
Co. KG, München Umschlaggestaltung: MEISSNERS COM OFFICE  
Art & Com Design, Augsburg  
Umschlagmotiv: Tony Stone Bilderwelten, München  
Gesamtherstellung: Presse-Druck Augsburg  
Printed in Germany  
ISBN 3-8289-0200-6

## **DANKSAGUNGEN**

Meine Dankbarkeit gilt Kapitän Tracy Bowden, dem Entdecker der Galeonen *Guadalupe* und *Tolosa* (*National Geographic*, Band 156, Nr. 6), für seine Hilfe bei der Inszenierung der Unterwasserszenen, sowie Paul Wood von der Coral Marine in Maidenhead, England, für seine sachkundige technische Bearbeitung der Tauchepisoden. Ich danke dem Personal der American Airlines und des American Eagle für die Freundlichkeit und Geduld, mit der mich alle durch die Flughäfen der Karibik geleiteten. Auch der Samstagsgruppe im Museum of Modern Art in Santo Domingo bin ich zu Dank für ihre Gesellschaft und ihre Unterstützung verpflichtet, die ich beim Schreiben dieses Buches erfahren habe, insbesondere Barbara Bosch und Idaljisa Polanco; ferner in Havanna Luis Suardiaz, dem Herausgeber des *Granma*, und Gustave Eguren, dem Präsidenten der Union de Escritores y Artistas. Schließlich möchte ich noch Alesandro Morales und Eduarde Aliverti für ihre Freundschaft danken, die auch von jenem entsetzlichen Ergebnis politischer Unfähigkeit, dem Krieg um die Falklandinseln bzw. Malvinas, nicht beeinträchtigt wurde.

Den fast dreiundzwanzig Meter langen Motorsegler *Beau Bette* hatte man nach Entwürfen von Charles Nicholson 1931 in der McGruer-Werft am Clyde aus Teakholz und Eiche gebaut und auf Kiel gelegt. Mit langer Gilling und dem Bug eines Klippers war die *Beau Belle* von einem erfolgreichen Maschinenfabrikanten aus Glasgow zu einer Zeit in Auftrag gegeben worden, in der es genügend Arbeitskräfte gab und diese so schlecht bezahlt wurden, daß man es sich erlauben konnte, einem eleganten Äußeren den Vorrang vor jedem Gedanken an die Instandhaltungskosten zu geben.

Als die *Beau Belle* 1982 das letzte Mal zum Verkauf stand, hatte sie die Verkaufsagentur als >klassische Yacht eines Gentleman< bezeichnet, um die unerschwinglichen Kosten für ständige Instandsetzungsarbeiten zu rechtfertigen. Den Käufer und gegenwärtigen Besitzer, der damals Versicherungsagent der Lloyd's gewesen war, hätte man bis zu seinem gar nicht so lange zurückliegenden und dringend notwendig gewordenen Wechsel des Wohnsitzes von London auf die Bahamas durchaus für einen Gentleman halten können. Jetzt ließ das auf diesen Inseln geltende Recht den erfolgreichen Antrag auf seine Auslieferung zu einer viel zu kostspieligen und langwierigen Prozedur werden, um von der an chronischem Finanz- und Personalmangel leidenden Abteilung der Londoner Polizei für die Verfolgung schweren Betrugs als zweckmäßig angesehen zu werden. Auch die gegenwärtige Funktion der *Beau Belle* schien alles andere als standesgemäß, während sie sich die tiefe Wasserstraße des Old Bahama Channel entlangschob, der die seichten Gewässer der Großen Bahamabank mit seinen dicht unter der Meeresoberfläche liegenden Korallenstöcken von der Nordküste Kubas trennte. Obwohl die *Beau Belle* wie eine Ketsch getakelt war, diente hauptsächlich ein wuchtiger

Dieselmotor als Antrieb, der genau in der Mitte eines für die Größe dieser Yacht ziemlich geräumigen Maschinenraumes stand. Die akribische Aufmerksamkeit, die man den technischen Details zugedacht hatte, bewies, daß der erste Eigentümer der *Beau Belle* trotz seiner Ansprüche an die äußere Schönheit einen typisch schottischen Respekt für die Erfordernisse der Schiffstechnik und auch das entsprechende Verständnis dafür besessen hatte.

Der in Handarbeit hergestellte Motor von Gardner hatte das gleiche Alter wie die *Beau Belle*; er war sehr leise und so perfekt und schwingungsfrei ausbalanciert, daß auf der Verkleidung des Motors eine jener altmodischen achteckigen Dreipenny-Münzen auf ihrem Rand stehenbleiben konnte, während der Motor mit 850 Umdrehungen pro Minute seine Arbeit verrichtete. Bei ruhiger See brachte der Diesel genügend Kraft, um die *Beau Belle* mit einer Geschwindigkeit von 8,2 Knoten durchs Wasser gleiten zu lassen.

Bill Hewett, der Skipper der *Beau Belle*, hatte bereits zwei mit Knallquecksilberzündern versehene Ladungen Gelatinedynamit ungefähr einen Meter achtzig voneinander entfernt und etwa dreißig Zentimeter unterhalb der Wasserlinie am Rumpf im Maschinenraum angebracht. Er mußte die Dynamitladungen jetzt nur noch mit den Batterien verbinden, die neben dem Hilfsgenerator in ihren Kästen steckten. Während seines Militärdienstes bei der Royal Navy hatte der Skipper das erste Mal mit Sprengkörpern gearbeitet. Damals war er noch jung genug gewesen, um seelenruhig mit ihnen zu hantieren und sich für unverwundbar zu halten. Jetzt, im Alter von achtundfünfzig Jahren, konnte er das leichte Zittern seiner Finger nicht verbergen, als er sich hinkniete, um die blanken Enden der Kabel an den Batteriepolen festzuklemmen.

Das große, an der Schutzwand in der Nähe des Niedergangs hängende Thermometer im Messingrahmen zeigte fast vierzig Grad an. Dem Skipper floß der Schweiß in Strömen; er wischte sich Gesicht und Hände mit einer Handvoll Putzwolle ab, säuberte mit peinlicher Genauigkeit die Gläser seiner Lesebrille am

Stoff seiner Weste und befestigte dann das zweite Kabelpaar an der richtigen Stelle. Diese Kabel waren um das Messinggeländer des Niedergangs gewickelt, führten hoch zum Ruderhaus und endeten in einem schweren Klingelknopf aus Messing, den er unter den Motorersatzteilen gefunden hatte.

Die Arbeit war beendet. Hewett klappte seine Brille zusammen, legte sie in ein Metalletui und wischte sich erneut Gesicht und Hände ab. Seit über dreißig Jahren hatte er sich seinen Lebensunterhalt als Yachtskipper verdient und hätte unter normalen Umständen den leichten Ölfilm von den Sohlen seiner Deckschuhe entfernt, bevor er ins Ruderhaus zurückkehrte. Doch jetzt machte es überhaupt nichts, wenn Teppiche oder Deck beschmutzt wurden. In weniger als zwei Stunden würde die *Beau Belle* auf dem Meeresgrund liegen, und er würde nie mehr eine Anstellung suchen müssen.

Hewett schaltete die Lichter im Maschinenraum aus, bevor er die Tür zum Niedergang öffnete. Die Backbordfenster waren heruntergelassen; der vom Regen gekühlte Fahrtwind hieß ihn im abgedunkelten Ruderhaus willkommen. Automatisch überprüfte er den Kurs. Weit entfernt markierte auf der Steuerbordseite des Bugs der Lichtstrahl des Leuchtturms von Lobos Cay den Rand der Großen Bahamabank, hinter dem Heck blitzte das Licht von Punta Maternillos auf. Zwei weitere Leuchtfeuer hätten die kubanische Küste anzeigen sollen, aber entweder waren sie durch den Regen nicht zu sehen, oder sie waren ausgefallen.

»Na, wie hat s geklappt, Bill?« fragte der junge Mann am Ruder fröhlich. Er war über einen Meter achtzig groß, hatte einen geschmeidigen, muskulösen Körper, stand mit gespreizten Beinen da und glich mit geübter Leichtigkeit die Bewegungen der Yacht aus. Zwar trug er sein blondes Haar mehr als schulterlang und versteckte sein Gesicht unter einem Vollbart, aber er war jung, mit Sicherheit jünger als der Skipper; von seinem Akzent her zu urteilen Nordamerikaner. Entspannt und sorglos lächelte er Hewett an. Er war der Typ, dem man es nicht



austreiben konnte, daß er einem dauernd auf den Rücken klopfte, ein lebenslustiger Bursche, der Männer wie Frauen meist mit einer herzlichen Umarmung begrüßte. Auf Parties war er eine richtige Stimmungskanone; beim Grill am Strand war er es, der den Ton angab. Doch er war intelligent, sehr intelligent sogar.

»Alles in Ordnung«, setzte der Skipper an. Er merkte, daß sein Mund sehr trocken war und beließ es bei dieser Bemerkung. Sein Fernglas vom Haken nehmend, trat er auf das Seitendeck hinaus und überprüfte den Stand der Segel: Klüver, Groß- und Besansegel. So nah am kubanischen Riff befanden sie sich nicht mehr in der Nähe der Hauptschiffahrtsstraßen, so daß beim Absuchen des Horizonts mit seinem Fernglas die wenigen Positionslichter nur schwach und weit entfernt aufleuchteten.

Er hatte die Reise so geplant, daß sie den Old Bahama Channel in einer mondlosen Nacht entlangfahren würden. Die dicke Wolkendecke und der Regen waren ein zusätzlicher Vorteil, die vergleichsweise ruhige See ebenfalls. Sobald die Segel verstaut und die Lichter ausgeschaltet waren, würde die *Beau Bette* kaum noch auszumachen sein.

An einem Band um den Hals trug Hewett ein Taschnennavigationsgerät und einen wasserdichten Beutel mit dem Schlüssel zum Safe in der Privatkabine des Besitzers, in dem sich fast sechstausend US-Dollar in Reiseschecks und ein australischer Paß befanden. Der Paß war auf den Namen William Green ausgestellt.

Das hochmoderne, satellitengestützte Navigationsgerät war auf sieben Satelliten eingestellt; die Position, die es anzeigte, war bis auf fünfzehn Meter genau. Hewett hatte keine Veranlassung, die Seekarte zu überprüfen. Unzählige Male war er jede Einzelheit dieser Nacht durchgegangen, hatte jedes Detail durchgeplant. Er ging nach vorne und klopfte gegen die Luke auf dem Vorderdeck: »Auf, auf! Zeit, ans Deck zu kommen, Jungs! Laßt uns die Segel einholen!«

Die beiden jungen Neuseeländer kämpften sich schläfrig durch die Luke in den Regen hoch. Sie waren angenehme, unkomplizierte und geduldige junge Männer, Weltenbummler. Hewett hatte sie in Westafrika am Strand aufgespürt und für die Reise angeheuert. »Tut mir leid«, sagte er. »Besser jetzt und ohne Probleme - der Wetterbericht hat bedrohliche Sturmböen gemeldet.«

Der Skipper übernahm das Ruder, fuhr die Maschine herunter und steuerte die *Beau Belle* in den Wind, um den Druck von den Segeln zu nehmen. Um Mitternacht waren die Neuseeländer von ihrer Wache gekommen, um sechs Uhr morgens begann ihre nächste Schicht. Sobald die Segel eingeholt waren, gingen sie sofort in ihre Kojen im Vorderdeck zurück; der junge Amerikaner nahm wieder seinen Platz im Ruderhaus ein.

Hewett schaltete die Positionslichter aus, brachte den Motor erneut auf 850 Umdrehungen und schob die *Beau Belle* langsam noch weiter an die kubanische Küste heran. Schwach leuchtete der Kompaß im Dunkeln. Sonst waren keine anderen Lichter zu sehen; das Meer, das aufspritzte, wenn die *Beau Belle* ihren Bug ins Wasser senkte, das leise Knarren des Spantenwerks der Yacht und das Surren der beiden Scheibenwischer vor den vorderen Fenstern waren die einzigen Geräusche. Hewett sammelte Speichel und befeuchtete seine Lippen; der junge Amerikaner stand direkt hinter ihm. »Jetzt dauert es nicht mehr lange. Mach jetzt besser Schlauchboot und Tender fertig!«

»He, komm schon, Billy Boy, entspann dich ein wenig!« empfahl ihm der Amerikaner, gab ihm einen Klaps auf die Schultern und drückte ihn. Sein leises, glucksendes Lachen zerrte an den angespannten Nerven des Skippers. Der Amerikaner war barfuß und bewegte sich völlig lautlos, so daß Hewett nur hörte, wie die Messingtürklinke ins Schloß fiel, als der junge Mann in die Dunkelheit hinausglitt.

Hewett fühlte die leichte Veränderung der Strömung, als sie sich vorsichtig dem Rand des Riffes näherten. Er blickte nach vorne und sah auf dem Deck vor dem

Ruderhaus, wie sich die dunkle, hohe Gestalt des Amerikaners über den viereinhalb Meter langen Segeltender in seinem Teakgestell beugte. Nachdem der junge Mann die Segeltuchplane über dem Beiboot zurückgerollt hatte, ging er zum Bug weiter und bückte sich kurz über die Luke auf dem Vorderdeck.

»Schlafen unschuldig wie zwei Nonnen«, meinte er zu Hewett, als er wieder ins Ruderhaus trat. »Dieser Regen ist herrlich, aber ich brauche ein Handtuch.« Er verschwand im vorderen Niedergang, der zu den beiden Gästekabinen und den Mannschaftsquartieren der *Beau Belle* führte. Hewett überprüfte ihre Position auf dem Navigationsgerät und steuerte die *Beau Belle* jetzt direkt auf die kubanische Küste zu. Der Bug der Yacht hob sich im kurzen, unregelmäßigen Wellenschlag am Rand des Riffs, dann hatten sie es geschafft und waren durchgekommen. Das Wasser war wieder ruhig, und Hewett ließ die Yacht auf einen parallel zur Küste verlaufenden Kurs einschwenken. Noch eine Stunde. Obwohl der Skipper nur gelegentlich rauchte, tastete er jetzt auf der Ablage neben dem Kartentisch nach dem Blechetui, in dem sich seine Streichhölzer und Zigaretten befanden.

Er zündete ein Streichholz an und sah, wie der Amerikaner mit einem über dem Kopf hängenden Handtuch am Fuß der Treppe stand. Sein T-Shirt schob sich über seinem muskulösen Bauch nach oben, als er die waagerechte Messingstange über dem Niedergang ergriff. In dem kurzen Augenblick, bevor das Streichholz wieder ausging, sah Hewett den matten Glanz einer in seinem Hosenbund steckenden Pistole. Kurz traten die Muskeln des Amerikaners hervor, dann hatte er sich ohne das geringste Zeichen von Anstrengung hochgeschwungen und stand groß und freundlich neben Hewett. Das wie eine Kapuze herunterhängende Handtuch ließ einen noch tieferen Schatten über sein Gesicht fallen.

Angst packte den Skipper. Er fröstelte, als er sich jetzt, viel zu spät und das erste Mal, seit der Amerikaner ihm seinen Plan verraten hatte, dafür verfluchte, so leicht auf dessen lockere Versprechungen hereingefallen zu sein; sie seien Freunde und Partner, würden alles, was bei der Sache herausspringe, unter sich

aufteilen, und der Beweis ihres Coups würde in den kubanischen Gewässern ruhen, in denen keiner nach der Wahrheit suchen könne; Castros Kommunisten wären ganz einfach die Schuldigen.

»Stell dir nur die Schlagzeilen vor!« hatte der Amerikaner ihn angestiftet. >»Britische Yacht unter kubanischem Beschuß gesunken!< Vertrau nur meinem Talent, Billy Boy. Bald bist du reich. Keine Probleme.«

»Herrgott, du bist ja völlig verspannt!« tadelte der Amerikaner, als er Hewetts Schultern knetete. »Zeit, sich zur Ruhe zu setzen, Billy Boy! Ein schönes Häuschen am See in Guatemala und ein paar duftende junge Bienen, die dir warme Nächte bereiten!«

Vor allem darf der Amerikaner nicht wissen, daß ich die Waffe gesehen habe, dachte Hewett. Eine widerliche Leere war in seinem Bauch entstanden; seine Wadenmuskeln zitterten, als er darum kämpfte, seine Stimme ruhig zu halten. »Mein Schlüssel zum Safe ist im Maschinenraum. Übernimm einen Moment das Ruder!«

Hewett trat zurück und ließ dem Amerikaner keine Zeit für irgendwelche Einwände. Mit einer Hand war er bereits an der Tür zum Maschinenraum, da zögerte er. Der Skipper hatte Angst, daß der Amerikaner seine Panik spürte. Er mußte sich unbedingt rational verhalten, brauchte ein wenig Zeit, um nachzudenken und Pläne zu schmieden. Blieb er jedoch länger als ein paar Minuten unten, würde der Amerikaner die Maschine abstellen und hinter ihm herkommen. Als wäre ihm noch etwas eingefallen, öffnete Hewett die Türverriegelung und überprüfte ihre Position auf dem Navigationsgerät.

»Wir werden durch die Strömung aufgehalten«, stellte er fest. »Vielleicht brauchen wir doch eineinhalb Stunden.« Trotz der Trockenheit in seinem Mund klang seine Stimme ruhig. Er blickte hoch. Der Amerikaner hatte sich etwas vom Ruder weggedreht und beobachtete ihn. Sein Gesicht war ein schwarzes Oval. Mit seinem durch die langen Jahre auf See entwickelten sechsten Sinn blickte Hewett

über die Schulter des Amerikaners hinweg und sah plötzlich den großen, schwarzen Bug eines Fischkutters aus der Dunkelheit hervorstoßen. Zu beiden Seiten der Bugspitze gischteten schäumende Wasserfontänen in die Höhe. Der Fischkutter war unbeleuchtet. Hewett stieß einen Warnruf aus, der Amerikaner wirbelte fluchend das Ruder herum. Die *Beau Belle* krängte nach Steuerbord, als der Bug des Fischkutters ihre Flanke streifte. Die Bugwelle warf die *Beau Belle* auf die Seite, das Seitendeck geriet unter Wasser, der Segeltender krachte durch die Seitenreling.

Hewett griff hastig nach dem Türrahmen. Für einen Moment hielt sein Griff, dann wurden die Füße unter ihm weggezogen, und er stürzte durch die Türöffnung. Die Arme hochgehoben, um seinen Kopf zu schützen, schlitterte er von der Steuerbordschutzwand weg. Sein rechtes Knie prallte gegen die oberste Stufe, seine Schulter krachte gegen die am Geländer festgeklebte Klingel.

Zwischen den beiden Explosionen verging keine Sekunde. Die Druckwellen rasten den Niedergang zum Maschinenraum hoch und schleuderten Hewett nach hinten. Er schrie auf, als sich der Schmerz in seine zerfetzten Trommelfelle bohrte. Die *Beau Belle* neigte sich unter dem plötzlichen Gewicht des in den Maschinenraum strömenden Seewassers weiter zur Seite, alle Fenster im Ruderhaus waren zersplittert. Bei fast senkrecht hochragendem Deck machte der Amerikaner einen Kopfsprung ins Wasser und schwamm mit kräftigen Stößen zum Beiboot hinüber. Die sinkende Yacht zerrte an der Vorleine des Segeltenders, dessen Bug bereits unter Wasser gezogen wurde. Ein Schnitt mit seinem Bordmesser, und die Leine war durchtrennt. Als sich der Amerikaner über das Dollbord zog, hörte er die verzweifelten Schreie der Neuseeländer und die dumpfen Schläge ihrer Schultern, mit denen sie gegen die Unterseite der Luke im Vorderdeck stießen.

Leutnant Rodriguez de Sanchez vom kubanischen Marinenachrichtendienst summte fröhlich vor sich hin, als er seinen blauen MG, Baujahr 1950, im Leerlauf die Gebirgsstraße zum Meer hinunterrollen ließ, das sich wie eine Fläche aus Licht bis zum Horizont erstreckte. Er fuhr mit heruntergelassenem Verdeck und trug eine Sonnenbrille als Schutz vor der Vormittagssonne. Roddy de Sanchez war ein magerer Mann mit hagerem Gesicht und tiefbraunen Augen; sein dunkles, gewelltes Haar fiel über den Kragen seines Sporthemdes. Der Zusammenbruch der Sowjetunion hatte zusammen mit einer Verstärkung des Handelsembargos der USA Kuba in den Ruin getrieben. Die Läden waren leer. Roddy de Sanchez hatte das blutrote Markenhemd, die Designer-Jeans und die Sportschuhe in Venezuela gekauft. Seine Kleidung und die Tatsache, daß er ein eigenes Auto fuhr, kennzeichneten ihn als Mitglied der zweiten Generation der Revolutionselite. Diese Position verdankte er seinem natürlichen Charme, seinem guten Aussehen, seiner mit großer Bedachtsamkeit kanalisierten sexuellen Kühnheit, guten, wenn auch nicht überragenden intellektuellen Fähigkeiten - und seinem Vater, Admiral Antonio Maria de Sanchez, dem Kommandanten des Nordsektors Kubas. Wenn er den Wagen im Leerlauf den Berg hinunterrollen ließ, sparte er genug Benzin für zwei Fahrten zum Tennis-Club.

Roddy schaltete den Motor wieder an und fuhr die Küstenstraße entlang. Ein Wachposten salutierte eher höflich als enthusiastisch, als der Leutnant durch das Tor zum kleinen Marineposten abbog. Roddy parkte den MG im Schatten einer Palme und zog eine teure Aktentasche hinter dem Fahrersitz hervor. Bei Ebbe stieg ein kräftiger Gestank von den ausgedörrten Schlickflächen hoch, der Roddy zum Würgen reizte; auf seinem Weg über den Parkplatz schlug er nach einer Mücke.

Die von Arkaden gesäumten Kasernengebäude waren seit ihrer Fertigstellung im 18. Jahrhundert zweimal im Jahr gekalkt worden, doch jetzt war sogar Kalktünche Mangelware, und die Wände zeigten sich fleckig und unten mit Dreck bespritzt. Durch einen Bogen zwischen den Kasernengebäuden kam man auf einen unbefestigten Exerzierplatz, über den ein kühler Passatwind wehte. Am einen Ende des Platzes standen Torpfosten, und eine Handvoll Matrosen übte Torschüsse, was eine zweite Gruppe mit wenig Interesse verfolgte; sie lungerte im Schatten der vom Wind gebeugten Palmen herum, die den Exerzierplatz von den Schlickflächen und einer langen, hölzernen Anlegestelle trennten. Zwei achtzehn Meter lange Schnellboote lagen im seichten Wasser am entfernten Ende der Pier. Ein Matrose angelte vom Bug eines der Boote aus; Fregattvögel schwebten über ihm. Dank des Treibstoffmangels gab es keine Motorgeräusche, die den Frieden störten, und Roddy konnte den schwirrenden Flügelschlag eines Kolibris hören, der seinen Schnabel in eine rote Hibiskusblüte tauchte, die neben der Tür zum Büro des Adjutanten wuchs.

Roddy trank mit dem Adjutanten schwarzen Kaffee, dann folgte er einem Marinesoldaten zu den Zellen am anderen Ende der Kaserne. Der Marinesoldat schob eine kleine Holzblende in einer Zellentür zur Seite, so daß Roddy sich den gefangenen Gringo ansehen konnte. Der Gefangene lag auf dem schmalen Bett. Er trug Marine-Shorts und ein sich straff über seine Brust spannendes T-Shirt, lag auf dem Rücken und hatte seinen Kopf auf die verschränkten Arme gelegt. Anfang Dreißig, war er, groß und muskulös, seine Haare waren lang und blond, und er trug einen Vollbart. In seinen Gedanken bezeichnete Roddy den Mann als Gringo, denn der Sergeant, von dem er verhaftet worden war, hatte ihn beim Einreichen seines Berichtes ebenfalls als solchen bezeichnet. Ihn bei sich Gringo zu nennen, war sicherer als an seinen Namen zu denken. Denn Roddy wußte, daß er Marco Rocco hieß. Zwar waren sich Roddy und der Gefangene noch nie begegnet, zwischen ihnen bestand aber eine Verbindung, die Roddy sehr leicht vor ein

Exekutionskommando bringen konnte. Als ausgebildeter Offizier des Nachrichtendienstes hatte Roddy auf dem Gebiet der Spionage wesentlich mehr Erfahrungen als Marco Rocco, und da er argwöhnte, in der Zelle seien Abhörgeräte versteckt, nahm er einen Kassettenrecorder aus seiner Aktentasche und schaltete ihn ein, bevor er dem Marinesoldaten mit einem Kopfnicken zu verstehen gab, er solle die Zellentür aufschließen.

Marco öffnete seine blauen, unschuldigen Augen und grinste Roddy an. Grinsen schien das zu sein, womit er einen Großteil seiner Zeit verbrachte. »Hey! Sind Sie ein weiterer Befehlsempfänger? Oder sind Sie der Mann, der mir sagt, wann ich nach Hause komme?«

»Genau der bin ich«, erwiderte Roddy. Er hielt den Kassettenrecorder hoch, um sicherzugehen, daß Marco ihn sah, und gab seinen Dienstgrad, den Namen der Marinebasis und das Datum und die Uhrzeit des Interviews an. »Reine Formalitäten. Meines Wissens nach befanden Sie sich auf einer Yacht?«

»Die Ihre Leute versenkt haben«, meinte Marco, ohne dabei wütend zu klingen.

»Wumm, wumm! Zwei Geschosse quer durch den Maschinenraum.«

»Darauf kommen wir noch zu sprechen«, meinte Roddy. »Jetzt möchte ich erst einmal Ihren Namen, Ihre Nationalität, Ihr Geburtsdatum und Ihren Geburtsort erfahren.«

»Das alles hat sich seit dem Zeitpunkt, an dem ich am Strand aufgelesen wurde, und die unzähligen Male, die ich es seitdem schon gesagt habe, nicht geändert«, antwortete Marco. Seit Roddy in die Zelle gekommen war, hatte sich Marco bis auf das Öffnen seiner Augen nicht bewegt. Er wirkte entspannt und mit sich zufrieden, hatte die langen, sonnengebräunten Beine eines Athleten, schmale Hüften, breite Schultern und dieses Grinsen eines Menschen, der das Nichtstun liebt.

Ganz schön unverschämt, dachte Roddy. Einen Augenblick lang stellte er sich vor, wie seine Schwester mit Marco zusammen war, und spürte, wie ihm ein



bitterer Geschmack die Kehle hochstieg. Aber er war erfahren darin, sich zu verstellen, und es bereitete ihm keine Mühe, zu lächeln. »Ja, diese ewigen Wiederholungen sind ganz schön langweilig, aber so ist das nun mal in einer Bürokratie. In den meisten Ländern ist das noch viel schlimmer. Immerhin gibt s in Kuba keine Folter; so etwas steht nur im *Miami Herold*.«

Er stellte den Kassettenrecorder auf den Holztisch am Fußende des Bettes und setzte sich hin, während er in flüssigem, nordamerikanischem Umgangss Englisch weitersprach: »Wir nehmen Ihre Geschichte auf, damit eine Sekretärin sie tippen und in eine Akte stecken kann. Haben wir eine Akte, können wir den Admiral zu einer Unterschrift bewegen und die Akte zum Einwanderungsministerium schicken, wo der stellvertretende Minister sie unterzeichnet und an irgend jemanden weitergibt, der den Schlüssel zum Schrank mit den Stempeln besitzt. Sobald wir ein paar Stempel auf der Akte haben, fahre ich - oder jemand wie ich, ein Leutnant - mit Ihnen raus zum Flughafen, wo wir uns die Hand schütteln und Sie in ein Flugzeug nach Cancun in Mexiko oder in einen Charterflug nach Vancouver setzen, je nachdem, wo gerade Plätze frei sind. Daheim in den USA können Sie dann Ihre Geschichte an die Zeitungen verkaufen: >Wie Castro mich versenkte. Von Castro eingesperrt. Castros Opfer.< Die werden alles drucken, was Sie sich ausdenken - oder sich notfalls selbst etwas einfallen lassen.«

Mit einem Schulterzucken tat er all das ab, was die Yankees schrieben. »Das sind wir ja gewöhnt«, meinte er, er entnahm seiner Aktentasche Block und Stift und legte beides neben dem Kassettenrecorder auf die Tischplatte. Dann blickte er zu Marco auf dem Bett hinüber und sagte: »Kommen Sie schon, tun Sie sich einen Gefallen.«

Marco schwang seine Füße auf die Steinfliesen des Fußbodens und gähnte, während er die Arme nach hinten streckte. »McKinley Wilson«, sagte er, schlüpfte mit den Füßen in seine Zehensandalen und erhob sich zu seiner

ganzen Größe. Entspannt und freundlich stand er da, ging dann zum Tisch hinüber, setzte sich gegenüber Roddy hin und grinste wieder einmal. »Und wie werden Sie genannt? Roddy?« Sein Grinsen wurde breiter. »Genau, Sie sehen aus, als hießen Sie Roddy!« stichelte er.

»Gut geraten«, erwiderte Roddy. Er wußte, daß einer der Offizierskollegen vom Nachrichtendienst, der den Befehl hatte, das Band abzuhören, sich vielleicht fragen würde, ob dies wirklich geraten war, und verspürte den Wunsch, auf Marco einzuschlagen, weil dieser ein solch idiotisches Risiko einging. Er wollte aus der Zelle dieses Mannes herauskommen, weg von ihm, weg von seinen gefährlichen Scherzen und seinem arroganten, übersteigerten Selbstbewußtsein. Wütend nahm er den Stift und schrieb Marcos Namen auf den Block - beziehungsweise den Namen, den Marco ihm genannt hatte: McKinley Wilson; er selbst war ihm dabei behilflich gewesen, seinen falschen Paß zu bekommen. Jetzt unterstrich er den Namen doppelt, bevor er sorgfältig mit ihm die Einzelheiten seiner Tarnexistenz durchging: geboren in Chicago, dreiunddreißig Jahre alt, Single, als Matrose an Bord der in Großbritannien registrierten Yacht *Beau Belle* angeheuert. Letzter Anlaufhafen Angola, beabsichtigtes Ziel der Reise Newport Beach.

»Wie ist die Yacht gesunken?« fragte Roddy und warnte Marco gleichzeitig: »Machen Sie es kurz und einfach. Die Sekretärin, die die englischen Übersetzungen tippt, hat einen neuen Liebhaber und wird daher keine Überstunden machen wollen.«

Marco beschrieb, wie die *Beau Belle* sich im Regen den Old Bahama Channel entlanggeschoben hatte und wie der Wind kräftiger geworden war, so daß der Skipper befohlen hatte, die Segel einzuholen und zu verstauen. Er beschrieb den unbeleuchteten Fischkutter, der aus der Nacht herausgeschossen kam, und die beiden Explosionen, die sich nur Sekunden später unterhalb der Wasserlinie ereignet hatten - Explosionen, von denen Marco aus dem Ruderhaus

geschleudert wurde. Die Yacht war in Sekundenschnelle gesunken; Marco hatte jedoch den Segeltender gefunden und es geschafft, an Bord zu klettern. Er hatte auf den Bodenbrettern gelegen, halb taub von den beiden Detonationen. Dennoch meinte er, gehört zu haben, wie ein Außenbordmotor gestartet wurde, war sich dessen aber nicht sicher. »Das hätte der Skipper sein müssen«, meinte er, und Roddy nickte.

»Name?« »William Hewett, Brite.«

Roddy schrieb es fein säuberlich in Großbuchstaben auf. »Andere Besatzungsmitglieder?«

»Zwei Jungs aus Neuseeland, die darauf angewiesen waren, daß ihnen jemand einen Gefallen tat«, sagte Marco. Seine Schultern sackten nach unten, besorgt sprach er plötzlich leiser: »Nette Jungs. Rucksackreisende. Sie waren auf der Ladefläche eines Lasters nach Angola gekommen und hatten keine Visa, daher las sie der Skipper vom Strand auf, als wir lossegelten.«

Zwei zusätzliche Zeugen! Hewett hatte man bei der Operation mit einkalkuliert und ihm dabei eine solche Rolle zugeschoben, daß er niemals würde reden können. Bei diesen beiden Unschuldigen jedoch war das nicht der Fall; sie würden unweigerlich von ihrem großen Abenteuer erzählen und waren vielleicht auch in der Lage, zu beschreiben, wo die *Beau Belle* gesunken war. Und die Position der *Beau Belle* war das einzige, worauf es ankam. Doch Roddy kam noch nicht darauf zu sprechen; er wußte, daß man die Abschrift des Bandes genau studieren würde und daß er nicht zu interessiert klingen durfte. Daher blieb er bei den Rucksackreisenden: »Dann wollen wir nur hoffen, daß Sie tatsächlich einen Außenbordmotor gehört haben und daß die beiden samt dem Skipper mit heiler Haut davongekommen sind. Ihre Namen bitte, Mr. Wilson.«

Marco nannte sie ihm, und Roddy fügte die Namen seinem Bericht hinzu. Dann schaute er hoch: »Beschreiben Sie jetzt die Explosionen.«

Der blonde Amerikaner erzählte, er sei von den Detonationen wie betäubt gewesen,

was dazu geführt habe, daß er sich an keine Einzelheiten mehr erinnern könne. Hartnäckig blieb er jedoch bei seiner Behauptung, die *Beau Belle* sei durch abgefeuerte Raketen versenkt worden, so sehr Roddy auch auf ihn einredete.

»Sie wollen es also nicht zugeben? Was war es denn dann?« beharrte der Amerikaner wütend. »Wenn diese Jungs nicht von der *Beau Belle* entkommen sind, haben Sie sie ermordet.«

»Warum sollten wir das tun?«

»Woher soll ich das wissen?« Marco stieß seinen Stuhl nach hinten zurück, erhob sich und schaute mit finsterem Blick zum hoch in der Wand liegenden vergitterten Fenster. »Vielleicht haben Sie ja auf das Fischerboot geschossen. Wahrscheinlich waren ein paar junge Leute drauf, die versuchten, Ihrer kommunistischen Diktatur zu entkommen.«

»In internationalen Gewässern? Seien Sie kein Narr«, sagte Roddy.

»Kanonenbootdiplomatie dieser Art überlassen wir den Vereinigten Staaten.«

»Weil die verdammten Russen Sie nicht länger beschützen können, Roddy Boy, und das ist die Wahrheit.«

Für einen Amateur war Marco gar nicht schlecht, dachte Roddy. Er sagte: »Wir kommen vom Thema ab, Mr. Wilson. Sie scheinen sich bezüglich der Explosionen sehr sicher zu sein. Ist das ein Zeichen schlechten Gewissens? Haben Sie sich in kubanischen Hoheitsgewässern befunden?«

Marco fuhr hoch: »Herrgott, was versuchen Sie mir denn jetzt anzuhängen? Die Navigation hat der Skipper gemacht. Ich stand nur am Ruder, mehr nicht.«

»Und ich versuche nur, die Wahrheit herauszufinden, mehr nicht«, meinte Roddy.

»Drei Männer dürfen als vermißt gelten. Die Briten werden in eigener Sache und im Namen der neuseeländischen Regierung auf Antworten drängen. Der Eigentümer der Yacht und die Versicherungsgesellschaft ebenfalls.« Er zog eine Karte aus seiner Aktentasche und faltete sie auf dem Tisch auseinander: »Auf welchem Kurs befanden Sie sich?«

Marco sagte es ihm.

»Und auf welcher Seite des Old Bahama Channels?«

Marco zögerte, dann gab er verdrießlich zu, daß sie ziemlich nah am Riff gewesen seien. Er tat so, als ob er sich ins Gedächtnis zurückriefe, wie es gewesen war: »Wir hatten schlechte Sicht, daher gab der Skipper einen Kurs an, der von den Schifffahrtsstraßen wegführte. Er erwähnte noch, daß einige Leuchtfeuer an der Küste nicht funktionierten ...« Marco zuckte gereizt die Schultern und schaute zu Roddy hinüber, ohne sich zu verstellen. Der Kubaner sollte merken, daß seine Besorgnis echt und nicht gespielt war. »Herrgott, ich sage Ihnen die Wahrheit! Ich habe nicht einen einzigen Blick auf die verdammte Karte geworfen. Es hätte keinen Sinn gehabt. Der Skipper hatte eines dieser neuen, satellitengestützten Navigationsgeräte, die die Position bis auf fünfzehn Meter genau bestimmen. Er trug es an einem Band um den Hals und las es alle paar Minuten ab. Wenn Sie wissen wollen, wo die *Beau Belle* liegt, ist er der Mann, den Sie fragen müssen. Ich könnte die Position höchstens bis auf zehn Seemeilen genau schätzen.«

Trotz seiner Vorliebe für Bohnensuppe und gebratene Spanferkel war Admiral Antonio Maria de Sanchez, der Kommandant des Nordsektors von Kuba, schlank geblieben. Ein aufmerksamer Friseur verhinderte, daß das Grau in seinen Haaren und seinem Schnurrbart zutage trat, seine Fingernägel waren gepflegt, die Schuhe auf Hochglanz gebracht, die Uniform saß gut und war kräftig gestärkt. Die Nase eines Aristokraten, die dunklen Augen und ein sinnlicher Mund vervollständigten das Bild eines Mannes, der auf einer Konferenz höherer NATO-Offiziere oder unter den Mitgliedern einer Militärjunta weniger aufgefallen wäre als unter der Elite der kubanischen Revolution.

Tief in Gedanken versunken, inspizierte er ein Porzellanfigürchen auf dem Kaminsims im Empfangszimmer der Villade Sanchez in Vedado, dem traditionell snobistischsten Vorort Havannas. Kurz nach Castros Landung hatte in genau diesem Zimmer eine Familienkonferenz stattgefunden - damals war der Admiral

Kadett bei der Marine gewesen. Die Familie hatte auf diesem Treffen beschlossen, daß er Castro mit Informationen versorgen solle, während sein Bruder weiterhin die Diktatur Batistas unterstützen müsse. In der Zwischenzeit würden seine Schwestern und sein Schwager mit den Booten der familieneigenen Fischfangflotille nach Florida ausgewandert sein, und ihr Vater würde ganze Schiffsladungen mit dem Besitz der Familie in die Dominikanische Republik gebracht haben. Da die Familie Sanchez es schon immer verstanden hatte, die eigene Macht über ideologische Verpflichtungen zu stellen, war es ihr möglich gewesen, während der dreihundert Jahre einer an Turbulenzen reichen Geschichte Kubas ihre Vorteile zu wahren, und dem Admiral hatte die Revolution besonders viel gebracht. Mit seinem scharfen Verstand und dessen gewissenhaftem Einsatz für die Belange der Regierung, einer unter Revolutionären seltenen Qualität, war er zu seinem gegenwärtigen Rang aufgestiegen.

Auf der Innenseite des Armes des Porzellanfigürchens war eine Linie grauen Staubs zu sehen. Sorgfältig wischte der Admiral sie mit der Spitze seines Taschentuchs ab, bevor er sich zu seinem Sohn Roddy umdrehte, der auf der Couch saß. »Es wäre hilfreich, wenn wir wüßten, ob der Skipper entkommen ist.«

Roddy zuckte die Schultern. »Ich habe dir gesagt, was der Amerikaner berichtet hat. Er meinte, er hätte einen Außenbordmotor gehört.«

»Und der Skipper hätte genügend Treibstoff gehabt, um durch den Channel zu kommen?«

»Rocco zufolge hatte er fast fünfzig Liter dabei.« Unruhig stand Roddy auf und ging zu dem großen Doppelfenster hinüber, das zum Swimmingpool hinausführte. Seine Schwester Maria lag mit dem Gesicht nach unten auf einer Sonnenliege auf der anderen Seite des Swimmingpools. Sie hatte das Oberteil ihres Bikinis ausgezogen, und Roddy stieg vor Abscheu ein saurer Geschmack die Kehle hoch, als er daran dachte, daß sie sich mit dem Amerikaner eingelassen hatte. Das war seinem Vater zuzuschreiben, überlegte Roddy. Als er sich über seine Schulter nach

dem Admiral umschaute, war seinen Augen jedoch nichts von alledem anzumerken. Auch seine Stimme verriet nichts, als er sagte: »Sollte Hewett entkommen sein, wird er South Andres angesteuert haben.«

Der Admiral nickte zustimmend. South Andros war die südlichste Insel der Bahamas und lag fünfundvierzig Seemeilen nördlich der kubanischen Küste. Das Meer war ruhig gewesen, und Hewett hatte ein elektronisches, satellitengestütztes Navigationsgerät bei sich gehabt. Daher war er zweifellos sicher an Land gekommen und mußte bis auf dreißig Meter genau wissen, wo die *Beau Belle* lag. Der amerikanische Geheimdienst wußte das wahrscheinlich auch.

»Wir brauchen jemanden, der Zugang zur Satellitenüberwachung der Amerikaner besitzt«, entschied der Admiral. »Geh die Akten durch, Roddy, und gib Rocco zu verstehen, daß er besser auf Andros nach Hewett suchen soll.«

Estoban Tur fuhr ein schwarzes, großes Fahrrad, das aus China stammte und etwa fünfmal soviel wog wie die von jungen Amerikanern bevorzugten und mit vielen Gängen ausgestatteten Traummodelle. Er war schweißgebadet, als er den Hügel hoch an den leeren Schaufenstern der Innenstadt von Havanna vorbeiradelte. Die Benzinknappheit hatte die alten Sprintschlucker, die Buicks und die Chevrolets, in ihre Garagen verbannt; dadurch war jetzt wenigstens die Luft sauber.

Er bog in die Einfahrt zum Hauptquartier des kubanischen Marinenachrichtendienstes ein und lehnte sein Fahrrad gegen eine Akazie neben der Treppe. Estoban trug den besseren seiner beiden zweireihigen braunen Polyesteranzüge, ein weißes Nylonhemd mit vergilbten Rändern und eine zerfranste rote Krawatte. Einer seiner Nylonsocken zeigte ein dunkleres Grau als der andere, und seine abgetretenen braunen Schuhe kamen aus Bulgarien. Estoban war Ende Dreißig, hatte zehn Kilo Übergewicht und sah damit aus wie ein arbeitsloser Buchhalter. In Wirklichkeit jedoch war er seit fünf Jahren Leiter der Abteilung Drei des DGI, des kubanischen Nachrichtendienstes, und hatte Kontakt zu jeder linken Guerillabewegung in Lateinamerika.

Der wachhabende Marinesoldat grinste verächtlich, als Estoban einen zerbeulten Diplomatenkoffer aus Plastik auf seinem Fahrrad von seiner Kette befreite. Estoban klemmte sich den Koffer zwischen die Knie, führte die Kette durch das Hinterrad und um den Baumstamm herum und verschloß sie mit einem Vorhängeschloß. Das Vorhängeschloß war ein russisches Fabrikat, und Estoban zerrte ein paarmal heftig an der Kette, bevor er die Treppe hochstieg.

Der Marinesoldat wollte ihm gerade sagen, er solle sein Fahrrad woanders abstellen, als ihn Estobans Ausweis umgehend stramm stehen ließ und zu großer Freundlichkeit veranlaßte.

Estoban schenkte ihm ein müdes Lächeln: »Tja, das Leben ist einfach ungerecht, mein Freund.«

Er wischte sich den Schweiß vom Gesicht und blickte zum Parkplatz hinüber, wo er nach dem MG von Leutnant Rodrigo de Sanchez suchte. Der Sportwagen mit dem Stoffverdeck schmiegte sich zwischen zwei Limousinen in den Schatten.

»Machen Sie sich nicht die Mühe, mich ins Buch einzutragen«, meinte Rodriguez zu einer zur Dekoration gehörenden Empfangsdame mit kräftigen Beinen und dem Make-up aus einem Dollar-Shop. Er durchquerte die Eingangshalle und fand an den Türen des Aufzugs ein kleines Schild:

*Um Elektrizität zu sparen ist die Benutzung dieses Fahrstuhls den höheren Diensträngen vorbehalten.*

Estoban lief die Treppe hoch bis zum Büro von Roddy de Sanchez im fünften Stock. Es war ein hochgelegener Raum; an den Wänden hingen Ölgemälde mit moderner Kunst und ein bunter Wandteppich aus Guatemala; auf dem Schreibtisch stand eine Schale mit Rosen. Vom Schreibtisch aus sah man durch ein Panoramafenster über die ziegelgedeckten Dächer hinweg bis zum Meer. Ein leerer Frachter für Massengüter lag außerhalb des Hafens vor Anker, ein kleiner Fischkutter kam gerade um die Landspitze. Von Roddy war nichts zu sehen. Estoban beobachtete den Fischkutter, bis er zu Atem gekommen war, dann ging



er die Treppe wieder hinunter zum Archiv, das in einem bombensicheren Kellertrakt zwei Stockwerke unterhalb der Erdoberfläche untergebracht war. An den Stahltüren kontrollierte ein Marinesoldat seinen Ausweis, und Estoban trat einen Schritt zurück unter die Videokamera, während ein zweiter Marinesoldat im Innern des Kellertraktes seine Identität ebenfalls überprüfte. Dann benutzten die beiden Marinesoldaten ihre Schlüssel gleichzeitig. Aktenschränke unterteilten den Kellertrakt in schmale Gänge; jeder Gang führte zu einem kleinen Arbeitsbereich, der mit einem leeren Stahltisch und zwei Metallstühlen ausgestattet war. Der diensthabende ältere Offizier kontrollierte den Inhalt von Estobans Diplomatenkoffer, bevor er ihn in Gang E wies, wo er von den Sohlen der amerikanischen Turnschuhe Roddys begrüßt wurde, die zwischen zwei braungelben Aktenstapeln auf dem Schreibtisch ruhten.

»Hallo, Roddy!« grüßte Estoban. »Wie schmeckt das Leben der privilegierten Klassen?«

Roddy schenkte ihm ein unbeschwertes und warmes Lächeln, legte eine Akte beiseite und strich sich eine dunkle Locke aus der Stirn zurück. »Es beschert einem zuviel Arbeit und zuwenig Geld, aber ich will mich nicht beklagen«, meinte er.

»Von der Arbeit habe ich bereits gehört ...« Estoban zog sich mit dem Fuß einen Stuhl vom Schreibtisch nach hinten und ließ sich wie ein Sack darauf fallen. Dann wischte er sich mit dem Ärmel über das Gesicht.

»Du bist gelaufen, anstatt den Fahrstuhl zu benutzen?« vermutete Roddy, dem in seinem importierten Sporthemd eher kühl war.

»Aus Prinzip«, sagte Estoban und deutete mit einem Kopfnicken auf die Akten.

»Ist etwas dabei, was für mich interessant sein könnte?«

»Das meiste sind Berichte von Fischern.« Roddy reichte ihm eine oben auf dem Stapel liegende Akte. »Mir wurde gesagt, ich solle den Rauschgiftleuten von den Vereinten Nationen einige Namen nennen.«

»Um den angeschlagenen Ruf der Kapitalisten wiederherzustellen?«

Roddy zuckte die Schultern: »Das Zentralkomitee wünscht ausländische Investitionen.«

»Als nächstes werden sie diese herumhurenden Millionäre aus Miami wieder zu sich einladen wollen - deine Familie natürlich ausgenommen«, meinte Estoban mit einem schnellen Lächeln und warf Roddy dabei einen prüfenden Blick zu. Estobans Vater und Großvater hatten in den Zuckerrohrfeldern gearbeitet; sie waren Sklaven gewesen, wenn sie auch nicht so genannt wurden. Trotz ihrer so unterschiedlichen Vorgeschichte fiel es Estoban leicht, Roddy Sympathie entgegenzubringen. Er holte eine Akte aus seinem Diplomatenkoffer. »Roddy, ich möchte, daß du mir einen Gefallen tust. Wir haben es hier mit einem richtigen Dreckskerl zu tun, dem ich eine Falle stellen will. Noch besser wäre es, ihn in kubanische Hoheitsgewässer zu locken.« Estoban spuckte den Namen des Mannes fast aus, als er die Akte auf Roddys Tisch fallen ließ: »Er heißt Trent.«

Estoban schaute zu, wie Roddy ein Foto auf der Innenseite des Aktendeckels musterte, das einen Mann mit Vollbart zeigte, der im Cockpit eines großen Katamarans saß. Roddy begann zu lesen, und Estoban wartete geduldig. Auf der Mitte der zweiten Seite angelangt, piff Roddy leise durch die Zähne. Estoban nickte. »Ein professioneller Killer«, sagte er in ruhigem, ernstem Ton und schaute Roddy direkt in die Augen, als wolle er den jüngeren Mann dazu drängen, die Rolle des Dilettanten abzulegen und sich mehr zu engagieren. »Er hat ein Dutzend unserer Leute auf dem Gewissen, Roddy. Richtige Revolutionäre. Fang ihn für mich. Wenn du das tust, stehe ich tief in deiner Schuld. Er braucht Geld, daher haben wir eine Chance, ihn dazu zu verleiten, einen Fehler zu machen.«

Roddy zog es vor, bis spät abends zu arbeiten, anstatt im Abendverkehr Benzin zu verschwenden. Als er sein Büro verließ, war es acht Uhr, und bis dahin hatte er Trents Akte ein dutzendmal von vorne bis hinten durchgelesen.

Die Akte berichtete davon, daß man den Engländer unter vielen Falschnamen und in so unterschiedlichen Ländern wie Syrien und Argentinien gesichtet hatte. Und sie enthielt eine Aufstellung von Mordanschlägen, die man ihm zuschrieb. Iren, Deutsche, Araber, Südamerikaner zählten zu den Opfern, die auf sein Konto gehen sollten, obwohl man nur selten etwas gegen ihn in der Hand gehabt hatte. Dazu kam, daß die Beschreibungen der wenigen Zeugen auch noch von denen in anderen Berichten abwichen, so daß Trent entweder ein Meister der Maske war, oder daß die Akte mit der Aufschrift >Trent< seine Taten mehr als nur einem Menschen zuordnete. Selbst wenn man sich den Bart wegdachte, war das Foto nur wenig hilfreich, zumindest der Katamaran *Golden Girl* jedoch ließ sich leicht aufspüren. Die Falle schien perfekt, und Roddy machte sich in groben Zügen noch einmal klar, wie vorgegangen werden sollte, dann verließ er das Büro.

Die Benzinknappheit hatte ihn einen neuen Fahrstil gelehrt, und so rollte er mit dem Verkehr auf der Kriechspur den Malecon entlang dahin. Die Füße ruhten sanft auf Kupplung und Gaspedal. Der kühle Seewind hatte die Jugend Havannas auf die Promenade gelockt, und Roddy hatte während seiner langsamen Fahrt Zeit genug, die dunkle Reihe der vielen sich umarmenden Pärchen vor dem Blaßgrau des wie eine Wand wirkenden Meeres zu bewundern. Politisch war er neutral, und wäre er nach seiner politischen Einstellung gefragt worden, hätte er - ohne die entsprechenden Zuhörer natürlich - zweifellos zugegeben, daß er großes Glück gehabt hatte, in eine Elite hineingeboren worden zu sein, die sich auch unter kapitalistischen Bedingungen ihrer Privilegien nicht besser hätte erfreuen können als in Kuba. Doch wie sein familiärer Hintergrund auch immer beschaffen sein mochte, er war ein Kind der Revolution und hatte gelernt, an einfacheren Dingen Vergnügen zu empfinden als an den Genüssen, die seinen Verwandten in Miami und in der Dominikanischen Republik zugänglich waren. Er wußte, daß er sich in dieser Hinsicht von seinem Vater und von seiner Schwester unterschied, und der

Unterschied kam ihm störend zu Bewußtsein, als er durch das Tor fuhr und den MG neben dem Dienstvolga seines Vaters in die Garage stellte. Doch alles in allem - in Kuba gefiel es Roddy ausgesprochen gut.

Er betrat das Arbeitszimmer seines Vaters vom Garten aus. Der Admiral saß hemdsärmelig da, hatte seine Füße auf das Ledersofa gelegt, eine Zigarre im Mund und war in die Ausgabe des *Miami Herald* vom Tag zuvor vertieft.

Admiral de Sanchez lächelte seinen Sohn an und deutete mit seiner Zigarre auf die Gesellschaftsseite: »Die Tochter von Tony Ramon hat einen der Garcia-Jungs geheiratet.«

Roddy wußte nicht, wer Tony Ramon war, und auch die Tochter war ihm völlig gleichgültig. Einen Augenblick dachte er daran, geradewegs die Treppe hoch in sein eigenes Zimmer zu gehen. Die Dokumente über Trent konnte er ja in der Garderobe lassen und am Morgen wieder mit ins Büro nehmen.

Aber trotz einer wachsenden Abneigung gegen die Pläne seines Vaters war die Macht der Gewohnheit stärker, und er beugte sich zu ihm herab, um ihm einen Kuß auf die Wange zu geben.

Der Admiral entdeckte die Akte. »Was hast du da?« »Eine Akte über den Mann, nach dem wir suchen«, antwortete Roddy. »Trent, ein Engländer.«

### 3

Das Flugzeug von Havanna nach Cancun in Mexiko landete um 11 Uhr 15. Roddy de Sanchez mietete einen Leihwagen und wartete bis halb zwei, bevor er das Flughafengelände verließ. Er fuhr aus Cancun heraus auf die südliche Schnellstraße Richtung Chetumal und belizische Grenze. Dichtes Buschwerk und niedrige Bäume drängten sich zu beiden Seiten der Makadampiste, über der die Hitze in wogenden Schichten aus schimmerndem Schwarz und Silber lagerte. Gegen Mittag war nur wenig Verkehr auf der Straße, und Roddy konnte daher eine

gleichmäßige Geschwindigkeit von achtzig Stundenkilometern einhalten. Die ganze Zeit ließ er den Rückspiegel nicht aus den Augen.

Am Kilometerstein dreißig hielt er im Schatten einer Akazie an. Captain Pedro Gomez y Roig vom mexikanischen Geheimdienst hatte das Treffen für Roddy arrangiert und ihn angewiesen, im Wagen zu bleiben. Kein Lüftchen regte sich, und es dauerte nicht lange, bis es im Ford heiß wurde wie in einem Backofen. Roddy war schweißgebadet. Seine Augen brannten, auf seinem Hemd und auf seiner Freizeithose aus Drillich zeigten sich dunkle Schweißflecken. Sein Charme, sein gutes Aussehen und seine exzellenten Qualitäten als Tennisspieler ermöglichten es Roddy, im Umfeld der Botschaft und der Country Clubs Geheimdienstmitarbeiter zu rekrutieren, am Straßenrand jedoch fühlte er sich unsicher und angreifbar. Schließlich hielt er es nicht mehr aus, verließ den Wagen und kauerte sich zwischen die Büsche. Fast unmittelbar darauf raste ein cremefarbener VW-Käfer vorbei, dessen Fahrer zweimal kurz und einmal lang hupte.

Roddy stieg wieder in den Leihwagen, wendete und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Fünf Kilometer weiter in Richtung Cancun hielt er vor einer strohgedeckten Hütte, an der aus einer Kühlbox, der das Eis zur Kühlung ausgegangen war, Bier serviert wurde. Er stellte den Leihwagen hinter der Hütte ab, ging hinein und bestellte bei einem Barkeeper mittleren Alters mit den Schultern eines Boxers ein Mineralwasser. Für die Funktion, die er ausübte, sah der Mann zu wohlhabend aus.

Der Barkeeper weigerte sich, Geld für das Mineralwasser entgegenzunehmen, wies Roddy zu einem Tisch in der Ecke und stellte sich wartend in die Türöffnung, so daß sein Körper fast das ganze Sonnenlicht verdeckte. Einige Minuten später fuhr draußen ein Wagen vor. Der Barkeeper trat zur Seite, um den Neuankömmling vorbeizulassen, ging hinaus und schloß die Tür.

»Smith«, sagte der Neuankömmling. Seine Gesichtszüge waren im tiefen Schatten

der Hütte nur undeutlich zu erkennen. Er trug einen Sonnenhut aus Stroh und eine Sonnenbrille und achtete darauf, Roddy gegenüberzustehen und ihm nicht ein Profil zu zeigen, das der junge Kubaner wiedererkennen könnte. Der Mann war einen Meter dreiundsiebzig groß, aber stämmig, war mit einem Anzug bekleidet und hatte eine Mappe dabei. »Dieses Treffen muß sich lohnen«, warnte er Roddy mit einem Akzent, der noch Anklänge des leichten Näsels eines Bostoners hatte.

»Wenn man uns bei diesem Gespräch überrascht, geht es uns an den Kragen.«

»Ich bringe Namen«, sagte Roddy.

»Das weiß ich von dem großen Mexikaner.«

»Einige von ihnen betreffen wichtige Leute, die Koks von den Bahamas nach Florida schaffen. Die anderen sind nicht so interessant, aber auch keine kleinen Fische«, sagte Roddy. »Außerdem habe ich die Nummern von Bankkonten auf den Kaiman-Inseln und auf den Niederländischen Antillen und weiß von eindeutigen Spuren, die bis nach Peru und Kolumbien führen - es handelt sich überwiegend um Zivilisten, aber es sind auch ein General und zwei Colonels darunter. Einer der Colonels hat auch Verbindungen zu Ihren Leuten.«

»Zu meinen Leuten?«

»Dem CIA«, sagte Roddy und hoffte, seine Angebote damit ein wenig schmackhafter zu machen.

»Das sind die falschen Anfangsbuchstaben. In Washington gibt es mehr Geheimdienste als Kuba Einwohner hat«, sagte Smith. Wenn er erleichtert oder interessiert war, ließ er es seiner Stimme nicht anmerken. Er zog sich jedoch mit dem Fuß einen Stuhl nach hinten und setzte sich Roddy gegenüber an den Tisch.

Roddy schätzte den Mann auf Ende Vierzig. Der große Mexikaner, von dem das Treffen arrangiert worden war, hatte garantiert, der Amerikaner sei ranghoch genug, um Entscheidungen zu treffen.

Der Unbekannte lehnte sich auf seinem Stuhl nach hinten und meinte: »Es wäre schön, wenn wir Weihnachten hätten und wenn Sie einer von den heiligen Drei

Königen wären ...« Als ein Lastwagen mit defektem Schalldämpfer die Schnellstraße entlangdröhnte, hielt er einen Moment inne. Dann fuhr er fort:»... doch hier geht es um reale Dinge, und daher haben Sie bestimmt einen Einkaufszettel dabei.«

»Es geht um einen Mann«, sagte Roddy.

Smith wartete und schwieg: Er wirkt ein wenig verächtlich, dachte Roddy. Doch Verächtlichkeit legten die Angloamerikaner immer an den Tag. Roddy sagte: »Der Mann arbeitete eine Weile als freier Mitarbeiter beim CIA, ist jedoch nicht mehr dabei und auch kein Amerikaner.«

»Sie wollen ihn also in den Ruhestand versetzen?«

»Er hat einen unserer Freunde in Südamerika umgebracht«, sagte Roddy.

»Für den CIA?«

»Die haben die Rechnung übernommen.«

»Reden wir hier über persönliche Dinge?«

Roddy gab keine Antwort, und der Amerikaner lachte leise in sich hinein. »Wie wollen Sie ihn denn haben? Schön eingepackt? Die Leiche in einem Sack verschnürt? Für ein paar Namen? Herrgott, werden Sie endlich erwachsen!« Er zog ein Taschentuch hervor und putzte sich die Nase. Roddy dachte, das könnte vielleicht ein Signal für den Barkeeper sein, mit dem ihm zu verstehen gegeben wurde, daß das Treffen vorbei sei, doch Smith faltete das Taschentuch sorgfältig wieder zusammen, ließ es in seine Tasche zurückgleiten, machte es sich auf dem Stuhl bequem und wartete.

Es wird Zeit, daß wir uns handelseinig werden, dachte Roddy.

Er sagte: »Zehn Namen und keine Leiche im Sack.« Er hatte keine Skrupel, dem DEA-Agenten die Drogenschmuggler zu überlassen, und eigentlich war ihm auch der englische Mörder, den Estoban Tur in eine Falle locken wollte, völlig gleichgültig. Was Roddy in Unruhe versetzte, war die Frage nach dem Warum. Warum war dies alles so wichtig? Seinem Vater jedoch hatte Roddy noch nie den Gehorsam verweigert, und auch jetzt hatte er nicht vor, damit anzufangen. »Der Mann, den

wir wollen, lebt auf einem Boot«, sagte er. »Wir haben etwas, das wir als Köder nutzen können, um ihn in kubanische Hoheitsgewässer zu locken, doch man muß ihm die Richtung weisen. Er ist Engländer und heißt Trent. Gegenwärtig hält er sich in der Dominikanischen Republik auf.«

Die Dominikanische Republik erstreckt sich über die östlichen zwei Drittel Hispaniolas, der nach Kuba größten Insel der Karibik. Den westlichen Teil bildet Haiti. Die Dominikanische Republik ist ein Land mit fruchtbaren, für die Landwirtschaft geeigneten Böden, waldbedeckten Gebirgen, Flüssen und von Farnen gesäumten Stränden. Die heutige Bevölkerung setzt sich größtenteils aus Nachkommen der Einwanderer aus Afrika und von der Iberischen Halbinsel und indianischen Ureinwohnern zusammen. Achtzig Prozent der Bevölkerung sind unter dreißig. Sie sprechen Spanisch, trinken Rum und tanzen zum Rhythmus des *Merengue*, der karibischen Entsprechung des Samba. Die Regierung der Dominikanischen Republik wird innerhalb eines Spielraums, der vom Militär vorgegeben und von der Hierarchie der römisch-katholischen Kirche unterstützt wird, demokratisch gewählt. Das Militär wird von den USA mit Waffen versorgt und ausgebildet und dient der süß duftenden Blüte individueller Freiheit als Schutz vor einer Ansteckung durch den kubanischen Kommunismus. Korruption ist weit verbreitet. In den öffentlichen Krankenhäusern fehlt es an Medikamenten; dort sterben die Armen auf unbeleuchteten Fluren. Die Flüchtlinge aus Haiti, die auf den großen Landgütern in den Zuckerplantagen arbeiten, sind Sklaven, wenn sie auch nicht so genannt werden. Der Club Nautico in Santo Domingo liegt am Westrand des Badeortes Boca Chica fünfundzwanzig Kilometer östlich der Hauptstadt der Dominikanischen Republik und wird durch das Riff und die kleinen Inseln La Matica und Pinos vom offenen Meer abgeschirmt.

Captain Pedro Gomez y Roig von der mexikanischen Polizei war fast zwei Meter groß und ein richtiges Muskelpaket, das beinahe 230 Pfund auf die Waage brachte. Breite Backenknochen und ein schwarzer Haarschopf bezeugten seine



Abstammung von den Mayas. Er schlenderte den an den Club angrenzenden Strand entlang, gekleidet in schwarze Stretch-Shorts, die bei jedem Schritt zu platzen drohten, und ein rotes T-Shirt, von dem die Ärmel abgeschnitten waren, um seinem Bizeps Freiraum zu ermöglichen; auf dessen Vorderseite prangte in weißen Buchstaben die Aufschrift >Ein richtiges Prachtexemplar<. Daheim in Cancun verstand er sich darauf, Kontakte zu den ausländischen Gästen zu pflegen, dort war er überall unter dem Kosenamen Pepito bekannt. Zwei junge Deutsche, die sich auf dem Sand rekelten, betrachteten ihn sehnsüchtig, aber Pepito hatte andere Interessen.

Der in der Art eines hochseetüchtigen Rennseglers gebaute achtzehn Meter lange Katamaran *Golden Girl* lag keine fünfzig Meter vom Strand entfernt vor Anker und schaukelte sanft. Zu den Vorzügen eines Katamarans gehört sein schnelles Beschleunigungsvermögen, und auch wenn sich die *Golden Girl* nicht bewegte, vermittelte sie ein Bild kaum zu bändigender Kraft.

Der als Slup getakelte Katamaran war in England aus kaltgeformtem Bootsbausperrholz konstruiert worden und hatte bei hochgezogenen Schwertern etwa sechzig Zentimeter Tiefgang. Was bei einem Boot mit einem Rumpf das Cockpit gewesen wäre, ähnelte auf dem großen Katamaran eher einem quadratischen Patio von fünf Metern Seitenlänge mit niedrigen kleinen Sitzbänken an drei Seiten, weißen Kissen und einem Tisch, an dem zwölf Personen zum Essen Platz nehmen konnten. Der weit ausgefahrene Aluminiumbaum hielt ein in die Höhe gezogenes weißes Sonnensegel aus Baumwolle, das dem Cockpit und dem Dach über dem Salon Schatten bot. Der Besitzer der *Golden Girl* stand mit einer Hand an der Reling im Wasser und schmirgelte mit feinem Sandpapier einen winzigen Kratzer am Bug ab. Als Pepito ihn beobachtete, mußte er an einen Liebhaber denken, der zärtlich seine Geliebte streichelte.

Der Besitzer des Katamarans hatte unter vielen Namen gelebt, ursprünglich hieß

er Patrick Mahoney. Gegenwärtig war er unter dem Namen Trent unterwegs. Wegen seines Bartes und des Schnitts seines dichten, schulterlangen Haares, das die gleiche schwarze Farbe hatte wie seine Augen, war es schwierig, sein Alter einzuschätzen; ein weiter, leichter Baumwollkittel und eine ausgebeulte, bis zu den Waden reichende Hose verbargen seine Statur. Tatsächlich war er achtunddreißig Jahre alt, einen Meter achtzig groß und sehr schlank; Pepito wußte, daß er sich in jedem Kampf behaupten konnte. Er wußte auch, daß die Kette aus roten Korallen, die er um den Hals trug, ein mattschwarzes Wurfmesser in einer kleinen Lederscheide zwischen seinen Schulterblättern hielt. Aus fünfzehn Metern Entfernung konnte Trent damit den Mittelpunkt einer Spielkarte treffen.

Trent sprach fließend Spanisch, Französisch und Russisch, beherrschte einen deutschen Dialekt aus den bayrischen Alpen und konnte auch als Intellektueller oder Bauer aus irgendeinem arabischen Land einschließlich Libyen und dem Irak durchgehen. Er war in der Lage, sich auf Italienisch und Portugiesisch zu unterhalten und empfand berechtigten Stolz über seine gälischen Sprachkenntnisse. Das Beherrschen vieler Sprachen war eine natürliche Begabung Trents, die durch eine Kindheit gefördert worden war, die er in den Pferdeställen der Jockeys und in den Poloclubs von Spanien bis zum Persischen Golf verbracht hatte. Während der Zeit, in der Trent für eine Sonderabteilung der britischen Regierung gearbeitet hatte, war dieses Talent von seinen Privatlehrern vervollkommen worden. Achtzehn Jahre lang hatte er im Dienst dieser Abteilung gestanden. Seine besonderen Fähigkeiten traten speziell dann zutage, wenn er sich zur Terrorismusbekämpfung in Terrorgruppen einschleuste. Die Leute, die über ihn verfügten, hatten ihn allerdings auch an die Amerikaner ausgeliehen, für die er Aufgaben übernehmen mußte, die keine Zustimmung vom Kongreß bekamen. Bei diesen Aufträgen war immer Blut geflossen.

Der Mann, der Trent in die Sonderabteilung gebracht hatte und jahrelang sein Vorgesetzter gewesen war, hatte ihn verraten, und Trent war gezwungen gewesen, seinen Dienst zu quittieren. Das hieß aber nicht, daß er jetzt mit diesen Dingen nichts mehr zu tun hatte. Das würde niemals der Fall sein, dafür hatten zu viele Leute seinetwegen ins Gras beißen müssen. In ihren Organisationen galt er als jemand, den man »finden und eliminieren« mußte. Und er hatte jetzt nicht mehr die Sonderabteilung im Rücken, die auf ihn aufpaßte. Wollte er überleben, mußte er vorsichtig sein, überaus vorsichtig.

Pepito beobachtete, wie Trent mit einem Finger über den Rumpf strich. Offensichtlich mit dem Ergebnis zufrieden, steckte Trent das Sandpapier in seine Brusttasche und watete an Land. Seine Hose und der untere Teil seines Kittels waren völlig durchnäßt. Ein halbes Dutzend Narben von Schußwunden und Messerstichen verbargen sich unter der ausgebeulten Kleidung, Pepitos Sorge jedoch galt den unsichtbaren Verletzungen, die Trent davongetragen hatte. Die Beziehung eines Agenten im Außeneinsatz zu dem Mann, der für ihn zuständig ist, ist fast symbiotischer Natur, so sehr ist ein Agent von diesem Mann abhängig. Noch schlimmer war, daß Trents Vorgesetzter und Kontrollmann auch noch sein Vormund gewesen war, in dessen Haus der Junge anglo-irischer Abstammung den größten Teil seiner Kindheit verbracht hatte.

Unmittelbar nachdem Trent aus der Sonderabteilung ausgeschieden war, hatten Pepito und Trent zwei Wochen miteinander verbracht. Trent hatte nicht viel gelächelt, und auch jetzt, sechs Monate später, lächelte er nicht, als Pepito sich zu ihm in den Sand setzte - kein Gruß, nicht einmal ein Kopfnicken.

»Sie sieht gut aus«, meinte Pepito und bezog sich dabei auf die *Golden Girl*. Er sprach mit tiefer, polternder Stimme.

»Danke«, erwiderte Trent.

Pepito legte sich zurück und schloß die Augen vor der Sonne. Er hatte mit vielen Geliebten herrliche, freudvolle Augenblicke geteilt, doch die Geheimhaltung und

die Vorsicht, die für seine Arbeit wesentlich waren, machten Freundschaft zu etwas ganz Seltenem, vom engsten Kreis seiner Familie einmal abgesehen. Trent war einer der wenigen Menschen, denen Pepito völlig vertraute. Nach einer Weile sagte er: »Trent, du sprichst Spanisch, aber du bist und bleibst ein lausiger Gringo. Ich bin von Mexiko herübergefliegen, um dich zu sehen, und habe dafür eine wunderschöne Norwegerin sitzengelassen, die nur zehn Tage in Cancun ist. Schon das ist ein großes Opfer, für das du dankbar sein solltest. Außerdem bin ich ohne die Erlaubnis meiner Vorgesetzten hierher geflogen, womit ich potentiell meine Karriere aufs Spiel setze, und wofür du ebenfalls dankbar sein solltest. Jetzt bin ich genau eine Stunde hier, und ich weigere mich, dir auch nur ein Sterbenswörtchen über den Grund meines Kommens zu verraten, solange du mich nicht danach fragst.«

»Warum?« fragte Trent.

»Weil ich dumm genug bin, den Wunsch zu hegen, daß du weiterleben solltest«, entgegnete Pepito. »Ich wünsche dir auch, daß du genügend Geld hast, um einen armen Mexikaner in ein gutes Restaurant einzuladen, wenn er dich besucht.«

Mit geschlossenen Augen registrierte Pepito ein Schnellboot, das Richtung Riff raste, das Hintergrundgeplauder aus der Strandbar des Hotels links von ihm und aus dem Club Nautico das Schlagen der Falleinen gegen die Aluminiummasten der Yachten, die in der fast unmerklichen Dünung schaukelten. Eine der deutschen Sonnenanbeterinnen kicherte.

»Geht es um einen Job?« fragte Trent schließlich.

»Möglicherweise.« Pepito betete, daß es richtig von ihm war, zu versuchen, den Engländer zur Rückkehr in seinen Beruf zu bewegen. »Es gibt einen Amerikaner, mit dem ich dich gerne bekanntmachen möchte«, sagte er vorsichtig. Absichtlich verteilte er das, was er sagen wollte, über mehrere kurze Sätze, um ihm damit das Gewicht seiner eigenen Überzeugung zu verleihen. »Der Mann ist von der amerikanischen Rauschgiftbehörde, der Drug Enforcement Agency. Wir haben

bereits zusammengearbeitet. Er ist ein Mann, dem ich vertraue.« Der Mexikaner streckte die Hand aus und packte Trent mit einer gewaltigen Hand am Ellbogen. Sie war dick und hart wie ein Hackklotz. »Dir wollen viele Leute ans Leder, Trent. Allein hast du keine Chance. Arbeite mit diesem Mann zusammen!«

Die Sekunden tickten vorüber, eine ganze Minute verstrich. Dann fragte Trent: »Eher mit ihm oder eher für ihn?«

»Als unabhängiger Berater. Aktiv«, ergänzte Pepito. Für ihre Beziehung war es von entscheidender Bedeutung, die Wahrheit zu sagen. Er meinte, ein leichtes Seufzen gehört zu haben, dann sagte Trent ruhig: »Ich werde keinen umbringen.« Pepito öffnete die Augen. Die Sonne stand hoch am Himmel, daher war es ihm unmöglich, Trents Gesichtsausdruck zu erkennen. »Der kalte Krieg ist vorbei«, sagte er.

»Der Terrorismus ist auf dem Vormarsch.«

»Wir sprechen über Drogen, mein Freund. Der Amerikaner braucht einen Mann mit einem Boot. Ich verspreche nichts«, warnte Pepito. »Das Treffen muß über Washington arrangiert werden. Du solltest eine deiner früheren Kontaktpersonen anrufen. Sowohl die Amerikaner als auch deine alte Abteilung halten dich für einen Mann, der schwer zu kontrollieren ist. Es muß daher eine Person sein, die über beträchtlichen Mut verfügt. Sag einfach, du suchst eine unabhängige Arbeit. Entscheide dich für den richtigen Mann, und es ist wahrscheinlich, daß er dich zu meinem Kollegen führen wird.«

»Dieser Kollege, hat er namentlich nach mir gefragt?«

»Nein.«

»Weiß er von unserer Freundschaft?«

Da war sie bereits wieder, die unablässige Vorsicht, die einem Agenten draußen das Leben sicherte. Pepito sagte behutsam: »Soweit ich weiß, nicht, aber in diesen Dingen bin ich nicht so erfahren wie du, mein Freund. Der Amerikaner hat mich wegen einer ganz anderen Sache um Rat gefragt, die wir auch zu unserer

beidseitigen Zufriedenheit gelöst haben. Danach plauderten wir über allgemeinere Dinge, und er erzählte mir von seinen Wünschen. Ich sagte nichts, dachte aber natürlich an dich. Es paßte - vielleicht zu gut?»

»Vielleicht.«

Pepito warf einen prüfenden Blick auf seine Uhr, erhob sich geschmeidig und zog Trent mit hoch, so daß sie sich gegenüberstanden. Wäre Trent ein Mexikaner gewesen, hätte Pepito ihn umarmt, aber Briten scheuten Körperkontakt, und Pepito wußte nicht, wie er sonst seine Zuneigung zeigen sollte. »Ich muß jetzt zum Flughafen zurück. Wenn dir der Job angeboten wird, nimm ihn. Und wenn du Hilfe brauchst, ruf mich an.«

Trent glaubte kaum an Zufälle. Noch weniger glaubte er daran, daß ein DEA-Agent Pepito gegenüber zufällig erwähnt habe, daß er einen Mann mit einem Boot benötigte. Pepitos Amerikaner hatte einen Grund, nicht direkt auf ihn zuzugehen - wahrscheinlich wollte er sich selber schützen, dachte Trent.

Er fragte sich, wer dem DEA-Agenten seinen Namen gegeben hatte. Ein Mitglied seiner alten Abteilung? Oder jemand von einem der amerikanischen Geheimdienste, für die er gearbeitet hatte? Die Tatsache, daß sein Name herumgereicht wurde, erzeugte in beiden Fällen ein nicht gerade sicheres Gefühl bei ihm. Pepito hatte recht: Er mußte sich vorsehen, und um das tun zu können, brauchte er Zugang zu Informationen. Über Informationen zu verfügen, verschaffte einem organisatorisch Privilegien, und daher würde er sich auf einen Handel einlassen müssen. Alles, was er anzubieten hatte, waren sein Können und seine Erfahrung. In den letzten sechs Monaten war er damit zusammenhängenden Entscheidungen jedoch aus dem Weg gegangen.

Nachdem er einer Strandwache zehn Dollar gezahlt hatte, damit sie bis zu seiner Rückkehr auf die *Golden Girl* aufpaßte, packte er eine leichte Reisetasche und fuhr auf seinem Motorrad durch die Hauptstadt. Vor dem riesigen modernen Hotel Embajador im Westen der Stadt stellte er die Maschine ab. Bei Pauschalreisenden

war das Embajador beliebt, und auch das Personal der meisten Flugzeuge stieg dort ab, so daß im Hotel immer reges Treiben herrschte. Ein Ferngespräch würde mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit wenig Interesse erwecken.

Er buchte ein Zimmer im fünften Stock und wählte dann eine Auslandsleitung und einen Anschluß in Washington.

Ein Mann nahm ab, ein gebildeter Amerikaner aus dem Mittleren Westen.

»Hallo«, sagte Trent. »Nick Noel am Apparat. Wir haben uns früher immer in Guatemala City getroffen. Ich arbeitete bei der Telefongesellschaft.«

Der Amerikaner reagierte augenblicklich mit deutlicher Begeisterung. »Nick! He, ist ja toll, von dir zu hören. Man sagt, daß du in den Ruhestand getreten bist?«

»Nicht ganz«, antwortete Trent. »Ich etabliere mich gerade als Berater für die Karibik.«

»Wirklich?«

»Wir haben uns doch donnerstags oft mit einem Mann zum Mittagessen getroffen, der auf einer der Inseln ein Haus hatte«, fuhr Trent fort - Donnerstag war der Tag, an dem er ein Treffen wünschte. Jetzt lag es an dem Amerikaner, ihm den Ort zu nennen. Er konnte fast hören, wie das Gehirn des Amerikaners arbeitete, als er überlegte, ob er ihm helfen sollte.

»Älter als wir? Graue Haare, nicht ganz einen Meter achtzig groß?«

»Genau der«, sagte Trent.

»Er hatte ein Haus auf Montserrat. Verflucht noch mal, ich kann mich einfach nicht an seinen Namen erinnern. Nicht einmal der Name der Bar fällt mir ein, in der wir uns immer getroffen haben - irgend etwas mit >Dessert<, glaube ich. Die Freundin des Mannes kam meist mit der American Airlines von Miami aus herübergeflogen.«

»Na ja, so wichtig ist es auch wieder nicht«, erwiderte Trent. »Wenn ich das nächste Mal in Washington bin, komme ich bei dir vorbei.«

»Mach das, und paß *gut* auf dich auf, hörst du?«

Trents Kontaktmann in Washington hatte ihren imaginären Treffpunkt zum Mittagessen in Guatemala City als Desert Inn bezeichnet, dort sollte das Treffen mit dem Mann stattgefunden haben, der ein Haus auf Montserrat besaß und eine Freundin hatte, die mit der American Airlines von Miami herübergeflogen kam. Trent flog mit der American nach Miami und fand im Karibik-Handbuch, das er auf dem Flugplatz kaufte, ein Restaurant Oasis auf Montserrat verzeichnet. Er erwischte eine Verbindung mit der American Eagle nach Antigua über San Juan, von wo aus ihn ein neunsitziger Inselflieger an einem Mittwoch um acht Uhr morgens nach Montserrat brachte. Vier Flüge mit im letzten Augenblick getätigten Reservierungen gaben dem Amerikaner genügend Gelegenheit, herauszufinden, ob er beschattet wurde. Trent buchte ein Zimmer in einer Pension an den Abhängen der Soufrier Hills, klemmte einen Stuhl unter den Schnappriegel der Tür, schlief hervorragend, verbrachte den Morgen am Strand und ging um Viertel vor eins ins Oasis.

An einem Tisch diskutierten zwei ältere Paare aus England über Bridge; am Tisch, der am weitesten von der Bar entfernt war, saß ein einzelner Mann Anfang Fünfzig allein mit dem Rücken zur Wand. Er nickte Trent unauffällig zu, und Trent ging zu dem Tisch hinüber. »Ich glaube, wir haben uns ein paarmal in Guatemala getroffen.«

»Im Desert Inn«, sagte der Mann; Trent setzte sich und wandte ihm das Gesicht zu. Der Amerikaner war klein, untersetzt und muskulös. Sein Gesicht war das eines Mannes, der beim Warten darauf, daß etwas passierte, zuviel Zeit im Freien verbracht hatte, um doch noch von irgend etwas Neuem überrascht zu werden. Er trug einen Anzug aus leichtem kreppartigem Leinen, ein von der Sonne ausgebleichtes Baumwollhemd, das zu oft gewaschen worden war, und



schwere, gut polierte Lederschuhe mit kleinen Metallverstärkungen an den Absätzen; vor seinen Füßen lag eine abgenutzte Aktentasche. Man hätte ihn ganz gut für den Verkäufer von etwas Seriösem wie Werkzeugmaschinen oder Industriechemikalien halten können, der seine Karibikrunde machte.

»O'Brien«, sagte er im fast akzentlosen Englisch eines ständig im Ausland Lebenden, der sich jahrelang seiner Umgebung angepaßt hat. Er trug ein träges und freundliches Lächeln zur Schau, das allerdings nie seine Augen erfaßte, die auffällig blaßgrau und achtsam waren. »Oben in Washington sagte ein Mann, daß wir uns treffen sollten.« Er zuckte leicht mit den Schultern. »Ich habe Sie durch den Computer laufen lassen, Mr. Trent. Mir scheint, wir könnten ein wenig herumspielen und einige Namen nennen, die uns beiden bekannt sind, Freunde wie Feinde. Der Mann in Washington sagte, ich solle Vorsicht walten lassen, aber was wissen die in Washington schon.« O'Brien war weder verbittert noch zynisch; er sprach einfach nur das aus, was Sache war.

Ein Barkeeper, groß und sehnig genug, um einen guten Basketballspieler abzugeben, kam von der Theke herüber. O'Brien bestellte in höflichem und ruhigem Tonfall zwei kalte Lagerbiere. Er wartete auf das Bier, nippte daran und wischte sich die Lippen an einem sauberen weißen Taschentuch ab, das seit Jahren immer wieder gewaschen worden war. »An diese Papiertaschentücher konnte ich mich noch nie gewöhnen«, sagte er. »Sie wissen, was ich meine? Wegwerfartikel. Als Kinder haben wir immer auf unsere Sachen aufgepaßt, sonst gab es was hinter die Ohren.« Er steckte das Taschentuch wieder in die Tasche und schaute Trent aufmerksam an. »In der Akte stand, Sie hätten Ihren Dienst quittiert. Jetzt wollen Sie wieder einsteigen, aber zu Ihren Bedingungen. Das kann ich gut verstehen.« Das >ich< betonte er leicht. »Sie suchen etwas Langfristiges, sagte der Mann in Washington, und genau das gefällt mir. Liege ich damit richtig?« »Ja«, antwortete Trent.

»Nun, das ist fein. Meistens verdrehen die Leute in Washington die Tatsachen.«

O'Briens Augen glitten über die Terrasse; aus langer Gewohnheit heraus überprüfte er, ob jemand zuhörte.

»Unsere Instruktionen für die Arbeit mit Außenstehenden besagen, daß ich sicherstellen muß, von Ihnen etwas Gutes zu bekommen, und darauf achten soll, Ihnen dafür ein Minimum zurückzugeben, aber auf diese Weise läßt sich keine funktionierende Beziehung herstellen. Ich sehe das eher so, als ob ich eine Ehe mit Ihnen eingehen wollte. Es hat ganz den Anschein, als hätten wir einige gemeinsame Interessen; wir sollten daher so tun, als stünden wir auf der gleichen Seite. Vermasseln wir die Sache, verliere ich hinsichtlich der Pension, die ich mir bereits verdient habe, ein paar Jahre, die sonst noch dazugekommen wären. Doch bei dreißig Jahren, die ich bereits eingezahlt habe, ist mir das ziemlich gleichgültig.« Er hatte gesagt, was er hatte sagen wollen, nahm einen zweiten Schluck von seinem Bier, lehnte sich ein wenig zurück und wartete ab.

»Ein Mexikaner sagte mir, ein amerikanischer Kollege von ihm suche nach einem Mann mit einem Boot«, erklärte Trent.

»Hat dieser Mexikaner einen Namen?«

»Pedro Gomez y Roig.«

»Netter Kerl. Und Sie haben ein Boot...«

Das letzte war sowohl als Feststellung als auch als Frage zu verstehen. Beides konnte Trent nur recht sein. »In der Dominikanischen Republik habe ich einen achtzehn Meter langen Katamaran«, sagte er.

Der DEA-Agent nickte sich selbst zu und hob einen Finger zum Barkeeper.

»Mögen Sie eine Muschelsuppe, Mr. Trent?«

Trent bejahte, und O'Brien schien sich darüber zu freuen. »Na, da haben wir ja noch etwas gemeinsam.« Er bestellte für sie, spielte mit seinem Bierglas, bewegte es einen Zentimeter nach links und nach rechts und musterte die Linien, die seine Fingerspitzen auf dem beschlagenen Rand hinterließen.

Die Muschelsuppe kam in zwei tiefen Schüsseln, und O'Brien aß schweigend und

mit einer Konzentration, von der Trent vermutete, daß sie bei ihm selbstverständlich war. Als die leeren Schüsseln abgeräumt waren und der Kaffee serviert wurde, sagte der DEA-Agent: »Den Akten zufolge sind Sie ein guter Mann für Kampfeinsätze. In manchen Berichten steht, sie seien ein wenig zu gut.« Er schenkte Trent ein kaum merkliches Lächeln. »Wir sprechen hier nicht so sehr über Moral, sondern mehr über die Strukturen einer Karriere. Es gab Zeiten, in denen konnten wir so ziemlich machen, was wir wollten, solange wir nur erzählten, wir würden die Kommunisten bekämpfen und den Geheimdienst aus den Titelseiten heraushalten. Heutzutage müssen wir ein wenig vorsichtiger vorgehen. Wenn ich Sie bitte, mir einen Gefallen zu tun, und am Ende gibt es mehr Tote als notwendig, werden uns im Kongreß Fragen gestellt. Doch das wissen Sie ja selber.«

Trent wußte es nur zu gut. Sein Kontrollmann hatte geplant, ihn umbringen zu lassen, damit nicht das Risiko bestand, daß er vor einem Untersuchungsausschuß über die schmutzige Arbeit aussagen könne, die er für den CIA getan hatte. So waren heutzutage die Verhältnisse - die Handlanger des Kalten Krieges waren durch den neuen politischen Modetrend zu Parias gemacht worden, und eine ganze Reihe von Senatoren und Kongreßabgeordneten wollten mit Aktivitäten, nach denen sie noch einige Jahre zuvor lauthals verlangt hatten, nichts mehr zu tun haben. Er hatte nicht das Bedürfnis, sich für seine Aktionen zu entschuldigen. Er hatte getan, wofür er von seinem Kontrollmann ausgebildet worden war, und hatte nicht weiter über seine Aktivitäten nachgedacht, bis man ihn dazu abkommandiert hatte, sich in Nordirland in ein IRA-Kommando einzuschleusen. Für seine Tarnexistenz waren Kenntnisse der irischen Geschichte von großer Wichtigkeit; dazu kam, daß sein Vater Ire gewesen war und daß er eine katholische Erziehung genossen hatte. Auf diese Weise war er schließlich dazu gekommen, gesellschaftliche und soziale Lebensbedingungen und Benachteiligungen als genauso übel anzusehen wie den Terrorismus, den sie zur

Folge hatten.

»Bei der Bekämpfung des Terrorismus wird über Leichen gegangen«, sagte Trent.

»Das gehört zu unserer Arbeit. Ich habe meinen Dienst quittiert, weil ich nicht länger bereit war, genau das zu tun.«

O'Brien dachte eine Weile nach, bevor er bedächtig nickte. »Sie haben den richtigen Mann in Washington angerufen, Mr. Trent. Bei dem Ruf des Schlächters, der Ihnen vorausseilt, hätten die meisten den Hörer wieder aufgelegt. Tatsächlich hat dieser Mann vor langer Zeit einmal für mich gearbeitet und legte ein wenig mehr Ehrgeiz an den Tag als ich. Ein großer Schreibtisch und eine funktionierende Klimaanlage gefallen ihm. Im Moment entwickelt sich bei mir eine Situation, die sich nicht ganz mit meinen Richtlinien deckt. Es wäre bestimmt hilfreich, Sie auf South Andros zu wissen; die Insel gehört zu den Bahamas. Ich möchte gerne, daß einige der Leute, an denen ich interessiert bin, Ihr Boot chartern. Wenn das geschieht, sind Sie und ich im Geschäft, Mr. Trent. Über die Bezahlung reden wir, sobald es dazu kommt. Fürs erste kümmern sich meine Jungs und ich um jeden Ihrer alten Feinde, der sich an Ihre Fersen geheftet hat. Wie gefällt Ihnen das?«

Trent wußte, daß es ihm wohl oder übel gefallen mußte, wenn er mit dem Amerikaner zusammenarbeiten wollte. Zwingend notwendige Geheimhaltung und Informationen, auf die er auf Gedeih und Verderb angewiesen war, waren Bestandteil seines Berufes. Seine Gedanken wanderten zu dem Mann zurück, unter dessen Kontrolle er früher gestanden hatte. Ein gefühlloser, einsamer, verschlagener Experte für Machtspiele und emotionale Erpressung war das gewesen. In seinen ersten Jahren bei der Sonderabteilung hatte Trent es nicht verhindert, von ihm so weit motiviert zu werden, daß der Haß zur Triebfeder seiner Entschlossenheit wurde, sich besonders hervorzutun. Das hatte es seinem Kontrollmann ermöglicht, ihn weit über die offiziellen Grenzen der ihm von der Sonderabteilung gegebenen Vollmachten hinaus zu manipulieren. Dann hatte er gelernt, seinen Kontrollmann für seine Zwecke zu nutzen und sich selbst jeglicher

Überwachung zu entziehen. Die Sonderabteilung hatte für diese Verfahrensweise nur wenig Verständnis, die Amerikaner genausowenig, und dadurch hatte er sich in Washington Feinde gemacht. Seine Aufgaben jedoch hatte er immer erledigt - ganz gleich, was es gewesen war. Im Hinblick auf seine Feinde sagte er: »Ich arbeite lieber mit Ihnen zusammen als mit Ihrer Abteilung, halten Sie also meinen Namen aus Ihren Berichten heraus.«

Als Zeichen der Zustimmung senkte O'Brien den Kopf um einen Zentimeter.

»Dann müssen wir noch die Grundregeln festlegen«, fuhr Trent fort. »Sie versorgen mich mit Informationen und spezieller Ausrüstung, mehr nicht. Ich führe die Operation durch. Wenn mir die Sache nicht gefällt, steige ich aus. Wenn etwas schiefgeht, haben Sie nichts mit mir zu tun.«

Wieder antwortete O'Brien mit einem kaum angedeuteten Kopfnicken: »So ist es mir am liebsten.« Er schob seine Kaffeetasse an die Tischkante, als mache er sich bereit, zu gehen. Dann schaute er Trent direkt in die Augen; unmerklich wurde sein Lächeln breiter: »Gemessen an den heutzutage oben in Washington gehegten Ansichten sind Sie und ich ein wenig altmodisch, Mr. Trent. Wir werden ein gutes Team abgeben. Wissen Sie, was die über die Dominikanische Republik sagen? Gott hat die Welt in sechs Tagen geschaffen. Am siebten Tag hat er geruht. Am achten Tag versuchte er, Santo Domingo mit einer funktionierenden Stromversorgung auszustatten. Das versucht er immer noch.«

Er zog mit dem Finger eine Linie auf den Tisch und von ihr zurück einen Pfeil: »Vereinbaren wir, daß unser tatsächliches Treffen acht Tage vor dem Treffen liegt, nach dem Sie fragen, und acht Stunden vor der Zeit, die wir verabreden. Wenn Sie fliegen müssen, fliegen Sie möglichst immer mit der American. Ihre Reiserouten werden dadurch vielleicht ein wenig komplizierter, aber die fliegen pünktlich und haben sehr strenge Sicherheitskontrollen, was mir einen Grund gibt, einen meiner Leute Einblick in ihren Reservierungscomputer nehmen zu lassen, wann immer ich es für richtig halte.«

Er nickte dem Barkeeper zu, er solle die Rechnung bringen. Nachdem er bezahlt hatte, nahm er einen Kugelschreiber aus der Innentasche seiner Jacke und schrieb auf die Rückseite der Rechnung eine Telefonnummer: »Rufen Sie mich von South Andros aus an.«

## 5

Die beiden Inseln South und North Andros markieren den östlichen Rand einer gewaltigen Fläche - der als die Große Bahamabank bekannten flachen Korallengewässer. Nur wenige hundert Meter östlich von South Andros verläuft eine Spalte mit senkrechten Wänden, die >Tongue of the Ocean< genannt wird und über eintausendachthundert Meter senkrecht in die Tiefe abfällt. Trent war überzeugt davon, daß das Erlebnis, ein Stück an dieser Wand entlangzutauchen, auf der Erde einem Weltraumspaziergang am nächsten kam. Mit prallgefüllter Lunge machte er einen Hechtsprung und glitt die Außenseite des Steilabfalls hinab.

Zwölf Meter unterhalb der Wasseroberfläche lag links von ihm eine kleine Höhle. Trent tauchte bis unterhalb der Höhle und trieb dann mit schußbereitem Harpunengewehr nach oben. Die gesprenkelte Flanke eines neun Kilo schweren Barsches zitterte im Schatten, und der Pfeil durchbohrte den Fisch an den Kiemen. Mit dem Fuß an der Klippe stieß Trent sich kräftig nach hinten ab und riß den Fisch ins Freie. An der Wasseroberfläche reinigte er seinen Schnorchel und schwamm zum fünf Meter langen Schlauchboot der *Golden Girl* hinüber, das im seichten Wasser vor Anker lag und vor sich hin schaukelte.

Er ließ Bleigurt und Harpune in das Boot fallen, stemmte sich hoch und rollte über den heißen Randwulst auf die Bodenbretter. Sich hinhockend putzte er den Fisch, ließ ihn in einen Eisbeutel plumpsen und warf den 50 PS starken Außenbordmotor an. Bei Vollgas hob sich das leichtgewichtige Beiboot mit dem Bug über die Wasseroberfläche und hüpfte über sie hinweg wie ein flacher Stein.

Trent hatte für die Überfahrt von der Dominikanischen Republik vier Tage gebraucht. Da der Wetterbericht Nordwind vorhergesagt hatte, war er von Santo Domingo die Südküste Hispaniolas Richtung Westen entlangesegelt, hatte die Windward Passage an ihrem südlichen Ende gekreuzt und war dann im Windschatten von Great Inagua wieder zurück in nordnordöstlicher Richtung vorgestoßen. Von der Westspitze Great Inaguas aus war er bei Windstärke Drei am frühen Morgen, die sich bis auf Windstärke Fünf am Nachmittag verstärkt hatte, in einem Stück bis nach Columbus Bank und South Andres gesegelt.

Das Segeln des großen Katamarans erfüllte Trent wie immer mit Begeisterung und vermittelte ihm ein einmaliges Gefühl der Freiheit. Ein Boot mit nur einem Rumpf hätte gegen das Meer und den Wind ankämpfen müssen, die *Golden Girl* hingegen hatte keinen Bleikiel, der sie ins Wasser zog, und der Luftstrom unter ihrem Brückendeck gab ihr zusätzlichen Auftrieb; so schien sie fast über dem Wasser dahinzufiegen und erreichte die doppelte Geschwindigkeit einer konventionellen Yacht gleicher Länge. Mit der *Golden Girl* mußte er auch nicht die seichten Stellen umsegeln, so daß der Kurs, den er mit ihr nehmen konnte, um gute einhundert Meilen kürzer war als der eines üblichen Schiffes.

Nachdem die Zollformalitäten und die Paßkontrollen erledigt waren, hatte er vor dem Strand bei Kemp's Bay einen sicheren Ankerplatz gefunden. Der nahegelegene kleine Ort bot einen Laden, eine Tankstelle, an der er das Motorrad abstellen konnte, das er auf dem Heck mit sich führte, ein paar Ferienhütten und ein kleines Hotel. Seitdem er O'Brien über seine Ankunft unterrichtet hatte, war eine Woche vergangen.

An Bord der *Golden Girl* schnitt er den Barsch in Scheiben und legte die in Frischhaltefolie gewickelten Filets in den mit Sonnenbatterien betriebenen Kühlschrank. Die leichte Brise kühlte das Cockpit unter dem Sonnensegel, und Trent machte es sich mit Buch und Notizblock auf den Kissen bequem. Als er eine Stunde später beobachtete, wie eine Schwimmerin vom Strand auf ihn zukam, legte

er sein Buch beiseite. Die Sonne blitzte im Glas ihrer Taucherbrille; die wedelnden Taucherflossen ließen eine Spur aus Luftblasen an der silbrigen, grüngrauen Wasseroberfläche über dem sandigen Boden dieser flachen Stelle hinter sich zurück. Trotz der Entfernung schwammen eine ganze Reihe Urlauber in der Hoffnung zur *Golden Girl* hinaus, sie würden an Bord gebeten. Die meisten von ihnen hatten ihre einleitenden Bemerkungen vorher einstudiert, doch auch Trent hatte seine eingeübten Antworten parat, die trotz ihrer Höflichkeit den ungebetenen Gästen keine andere Wahl ließen, als wieder zum Strand zurückzuschwimmen.

Die Schwimmerin umkreiste die *Golden Girl*, bevor sie schließlich wassertretend anhielt. Sie schob ihre Taucherbrille nach oben, und sah ihn mit dunklen, humorvollen Augen an. Ihr Lächeln kam Trent so vor, als sei es von Natur aus und nicht mit Absicht so direkt und offen. »Hey!« grüßte sie. »Sie haben ja ein tolles Boot. Sieht aus wie ein Gepard, wissen Sie? Hinreißend! Alle vier Beine in der Luft.« Ihre Bemerkung war neu und zutreffend. Trent reagierte, indem er auf die Edelstahlsprossen zeigte, die am Heck des Katamarans nach oben führten.

Sie duckte sich unter das Sonnensegel und streckte ihm eine nasse Hand entgegen: »Auria Rocco.« Ihr Händedruck war fest, die leichten Schwielen an Daumen und Zeigefinger verrieten die Tennisspielerin. Sie war stämmig, Amerikanerin und Mitte Zwanzig; die dunklen Augen strahlten warm, als sie Trents Blick begegneten. Lachfältchen hatten sich bereits um ihre Mundwinkel herum eingegraben und zogen sich bis zum kurzen Rücken einer leichten Stupsnase. Ein breiter Mund, volle Lippen, hübsche Ohren, die ihr kurzgeschnittenes Haar freiließen - nichts an ihr war im klassischen Sinn schön, doch Trent spürte bei ihr einen freudigen Enthusiasmus und einen Sinn für Humor, der äußerst anziehend wirkte.

»Trent«, sagte er und brachte ihr ein Handtuch, bevor er Kaffee aus der Kombüse holte.

Sie zog ihren Nasenrücken kraus, als sie den Dampf roch, der aus der Tülle der



italienischen Kaffeekanne aufstieg. Ihr Lächeln wurde breiter. »Ich kann es kaum fassen! Ein tolles Boot und *richtiger* Kaffee. Da kommt ja einiges zusammen, Mr. Trent. Und Spanisch lesen Sie auch noch!« Sie hatte weder sein Buch noch seine Notizen angerührt, sondern lediglich den Namen des Autors und den Titel gelesen: *La Espanola, 1493-1520*, von Frank Moya Pons. »Berufsmäßiges Interesse?«

»Reine Liebhaberei. Übrigens - Sie können mich duzen, und vergiß das Mister, ja?« Er goß den Kaffee ein; die Bohnen waren erst diesen Morgen auf dem Herd der Kombüse frisch geröstet worden.

Auria nippte anerkennend, dann fragte sie mit amerikanischer Direktheit: »Und was machst du so? Du siehst nicht aus wie jemand, der auf dem Aktienmarkt ein Vermögen gewonnen hat, und für die Rente bist du noch ein wenig zu jung.«

Trent sagte, er sei Beamter gewesen. »Ich habe mir ein Jahr Urlaub genommen.«

»Bis kein Geld mehr da ist?«

»So ungefähr«, gab Trent zu.

»Und dann rasierst du dir den Bart ab, läßt dir einen ordentlichen Haarschnitt verpassen und kehrst wieder an irgendeinem Ort, zum Beispiel London, hinter den Schreibtisch zurück?« Mit einem Lächeln und einer raschen Handbewegung ging sie über diese Möglichkeit hinweg. Die Bewegung umfaßte das Boot, die Sonne, das Meer, und auch die mutmaßliche Freiheit von Trents gegenwärtigem Leben. »Dann wirst du verrückt«, meinte sie. »Stört es dich, wenn ich mich ein wenig umsehe?«

Am vorderen Ende des Cockpits führte der Niedergang in den die beiden Rümpfe verbindenden Salon nach unten. An der Backbordseite des Niedergangs befand sich der Kartentisch, darüber die neueste elektronische Ausrüstung, die mit Verstärkern und Relais in der Schutzwand des Cockpits verbunden war: Geschwindigkeitsmesser, Tiefenmesser, Barometer, Geräte zur Satellitennavigation, Windgeschwindigkeitsmesser. Der Seefunk war auf der Backbordseite der Navigationsinstrumente untergebracht.

Am vorderen Ende des Salons stützte der Mastfuß einen Tisch, an den sich ein hufeisenförmiges Sitzbänkchen schmiegte, das mit handgewebten Decken aus Guatemala überzogen war. Eine Vase mit weißem Hibiskus schmückte den Tisch; eine zweite Vase stand zusammen mit zwei Schiffskaraffen mit breiter Standfläche - sie enthielten verschiedene Sorten Rum - auf dem hüfthohen Schränkchen, das die hintere Schutzwand verdeckte. Eine Schlingerleiste hielt eine Reihe Trinkgläser aus geschliffenem Glas. Zwei aufblasbare Sessel waren an den Tisch herangezogen worden. Afghanische Teppiche lagen auf dem blauen Bodenbelag, Bücherregale standen herum, an den Wänden hingen einige Ölgemälde aus dem 19. Jahrhundert mit Schiffsszenen von der Themse. Große Fenster öffneten sich nach vorne auf das Brückendeck und in den gewölbten Luken zu beiden Seiten des Kabinendachs.

Der lange Gerätetrakt der Kombüse erstreckte sich mittschiffs im Backbordrumpf; davor und dahinter lagen mit eigenen Waschbecken und Toiletten ausgestattete Kabinen mit je zwei Kojen. Die Einzelkabine im Steuerbordrumpf lag hinten, war länger als die Kabinen auf der Backbordseite und wurde von einer Toilette und einer Dusche vom Spind für die Segel getrennt, der sich zum Vorderdeck hin öffnete. Mexikanische Tagesdecken lagen auf den Kojen; dazu die passenden Vorhänge und bunte Teppiche auf dem weißen Bodenbelag.

Als Auria wieder ins Cockpit zurückkam, meinte sie: »Ein wunderschöner Katamaran, ein richtiges Zuhause.« Mit den Unterarmen auf dem Tisch des Cockpits beugte sie sich ein wenig nach vorne. Gespannt fragte sie: »Läßt sich der Katamaran chartern?«

Also gehörte sie wahrscheinlich doch zu den Leuten, auf die O'Brien es abgesehen hatte. Trent war die letzten achtzehn Jahre unaufhörlich mit List und Tücke konfrontiert gewesen, daher empfand er ihren Mangel an Verstellung als attraktiv. »Wohin soll es denn gehen?«

»Wir versuchen herauszufinden, was mit einer Yacht passiert ist und wollen

wissen, was ihrem Skipper zugestoßen ist. Möglicherweise ist die Yacht gesunken. Wir, das sind Marco, mein Bruder, und der Sohn des Skippers, Rik. Rik ist Brite«, sagte sie. Sie erwähnte das nicht, um Trent zu überreden, sondern weil diese Tatsache für sie selbst von Interesse schien. »Die Situation ist ein wenig kompliziert. Warum kommst du nicht einfach mit an Land und triffst die anderen?« Trent goß ihr Kaffee nach und überließ es Auria, sich ihre Milch einzuschenken. »Du hast meine Frage nicht beantwortet.«

»Welche Frage war das?«

»Wohin soll es gehen?«

Zunächst wirkte sie unruhig und verlegen; trotzdem sah sie ihm ins Gesicht und erwiderte seinen Blick. Dann zuckte sie kurz mit den Schultern, als wolle sie sich von einem Problem befreien, das eigentlich gar keines war oder keines zu sein brauchte: »Kuba.«

O'Brien hatte Kuba nicht erwähnt - Castros Kuba, eine Zufluchtsstätte für jede Terroristengruppe, bei der Trent ganz oben auf der Abschußliste stand. Und es handelte sich wohl kaum um das routinemäßige Verschwinden einer Yacht vor einem Korallenriff. »Habt ihr die Erlaubnis, in kubanischen Hoheitsgewässern zu segeln?«

Wieder zuckte sie kurz mit den Schultern, als sie den Kopf schüttelte: »Es gibt eine Meldung, die besagt, daß die Kubaner die *Beau Belle* - das ist die Yacht, nach der wir suchen - versenkt haben. Sie werden auf keinen Fall wollen, daß wir nach Beweisen fahnden; außerdem erteilt das Außenministerium keinem Amerikaner die Erlaubnis, Kuba zu besuchen.«

»Der Skipper gilt also als vermißt und ist wahrscheinlich tot. Gab es noch andere Besatzungsmitglieder?« fragte Trent.

»Zwei Neuseeländer, Rucksackreisende, und einen Amerikaner.« Sie schaute weg und blickte zum Strand hinüber. Ihre Unsicherheit vertiefte die Lachfältchen um ihren Nasenrücken herum. »Wie ich schon sagte, es ist kompliziert. Du mußt mit Rik und Marco darüber sprechen.« Sie blickte wieder Trent an, die Hände lagen

offen auf dem Tisch. »Ein Gespräch kann doch nicht schaden.«

Ohne zu antworten, stellte Trent ihre Tassen auf ein Tablett und trug es hinunter in die Kombüse. »Bitte ...!« rief sie. Er schaute von der Spüle zu ihr hoch; sie saß auf der obersten Stufe der in den Salon führenden Treppe. Ihr Badeanzug unterteilte sie wie bei einem Kinderpuzzle in weiße und sonnengebräunte Stücke. Deutlich spürte er ihre Besorgnis, es war fast Angst, und das gefiel ihm nicht. Angst gehörte zu seinem und O'Briens Beruf, zu Auria paßte sie überhaupt nicht. Und er war sich jetzt sicher, daß sie etwas mit dem zu tun hatte, was auch O'Brien interessierte, was immer das auch sein mochte. Aber auf welcher Seite stand sie? Gut oder Böse? Er hätte liebend gerne ihren Gesichtsausdruck gesehen, aber das Sonnenlicht auf dem weißen Sonnensegel über ihr war zu grell.

»Warum kommt ihr damit zu mir?« fragte er ruhig.

»Wir haben herumgefragt. Du weißt doch, wie das ist. Dein Name fiel.«

»In welchem Zusammenhang?«

»Nun, du giltst als eine Art Abenteurer. Ich glaube, irgend jemand meinte, du brauchtest Geld.«

Einer von O'Briens Mitarbeitern, vermutete Trent.

Auria durchforstete ihr Gedächtnis: »Er sagte, du hättest draußen geankert, damit du keine Anlegegebühren bezahlen müßtest, und würdest dich nicht unter die Leute mischen. Marco meinte, ein großer Katamaran wäre das Beste, was uns passieren könnte. Er segelt viel, Hochseeregatten. Davon lebt er.«

»Wo habt ihr den Mann getroffen, der euch das gesagt hat?«

»Auf North Andros - an der Marina in Fresh Creek. Spielt das eine Rolle?«

Trent lächelte: »Daß euch jemand erzählte, ich würde mit Freuden gegen das Gesetz verstoßen, solange der Preis stimmt?«

»So war es ja nun auch wieder nicht«, meinte sie. »Und außerdem würden wir doch eigentlich gar nicht gegen Gesetze verstoßen. Es handelt sich um Kuba.«

»In Kuba gelten die kubanischen Gesetze. Und vielleicht ist mir das Segeln lieber als

die vielen Leute am Strand«, sagte er leichthin.

Auria lachte, dankbar dafür, daß die eindringliche Befragung ein Ende hatte.

»Marco liebt beides. Wenn wir an Land gehen, steht er jedesmal mit einem ganzen Haufen Leute herum.«

»Und der Sohn des Skippers?«

»Rik? Der ist eher scheu.«

## 6

Trent brachte Auria bei dem kleinen Strandhotel an Land, wo sie ihre Gefährten zurückgelassen hatte. Wie erwartet stand ihr Bruder an der Bar neben dem Swimmingpool inmitten einer kleinen Gruppe fröhlicher Touristen. Er winkte Auria zu und rief, er käme gleich zu ihnen. Der Sohn des Skippers saß allein an einem Tisch im Schatten einer Palme. Er war unverkennbar Engländer, mager, fast einen Meter achtzig groß, spitze Nase, blaue Augen, nervös und mit jener blassen Haut, die nach zehn Minuten Mittagssonne sofort einen Sonnenbrand bekommt. Ein Panamahut beschattete sein Gesicht. Er trug ein weißes Stadthemd mit hochgerollten Manschetten, seine graue Flanellhose war für das Klima lächerlich dick, und seine schweren Lederschuhe hätten besser zu einer Wanderung durch die Yorkshire Dales gepaßt.

Als sich der Engländer erhob, konnte Trent an seinem Blick ablesen, wie sehr er Auria liebte, und bemerkte auch seine Angst davor, sie zu verärgern oder zu enttäuschen. Eine schwierige Partnerschaft.

Auria stellte sie einander vor. »Richard Hewett. Mr. Trent.« »Trent genügt. Darf ich Ihnen ein Bier holen?« Der Engländer erwiderte nur ungern Trents Blick; er schaute auf seine Armbanduhr und errötete leicht, als ob das, was er trinke, von der Uhrzeit abhängig wäre. Trent hatte jedoch bereits Lagerbier bestellt. »Auria berichtete mir, daß Sie nach Ihrem Vater suchen.«

Jetzt war Richard an der Reihe, mit dem Gespräch fortzufahren. Er zögerte, doch die Biere kamen ihm zu Hilfe. Er bestand darauf, zu zahlen, und erhob sich halb von seinem Sitz, um an die Brieftasche in seiner Gesäßtasche heranzukommen. Auria griff ein und sagte dem Kellner, sie würde beim Gehen alles mit Kreditkarte bezahlen. Trent war sich sicher, daß Auria der Umgang mit Geld vertraut war, zumindest hatte es ganz den Anschein. Vielleicht waren es keine großen Summen gewesen, aber es hatte ausgereicht, um ihr die frühe soziale Sicherheit zu geben, die seiner Meinung nach in Richards Kindheit gefehlt haben mußte. Auch er selbst hatte diese Sicherheit nie gekannt. Und Richards Kleidung war für die Karibik völlig ungeeignet. Weil die geplante Länge seines Aufenthalts es nicht rechtfertigte, sich Tropenkleidung zu leisten? Oder weil er von Natur aus vorsichtig war? Oder beides?

»Sie brauchen ein Boot. Wenn Sie mir mehr darüber erzählen, kann ich Ihnen vielleicht helfen«, sagte Trent.

Der Engländer rückte nur langsam mit der Geschichte heraus. Auria drängte ihn sanft, schützte die Schüchternheit ihres Begleiters. Richards Eltern hatten sich getrennt, waren aber nicht geschieden. Sein Vater war Yachtskipper von Beruf und hatte sich auf das Überführen von Yachten spezialisiert. Er war von einem englischen Lloyd's-Versicherungsagenten beauftragt worden, dessen Yacht, die *Beau Belle*, von Angola nach Newport an der Küste Connecticuts zu bringen. Ursprünglich hatte der Eigentümer vorgehabt, in Kapstadt zu überwintern, aber die *Beau Belle* mußte wegen größerer Motorreparaturen nach Angola gebracht werden. Einige Ersatzteile waren nicht aufzutreiben und mußten in England als Sonderanfertigung hergestellt und dann nach Afrika geschickt werden, so daß der Eigentümer seine erste Besatzung ausgezahlt hatte. Richards Vater war von ihm in ein Flugzeug nach Angola gesetzt worden, sobald die Reparatur beendet war. Inzwischen war der ganze Winter verstrichen.

Zu jenem Zeitpunkt kam Aurias Vater ins Spiel. Er war der Besitzer mehrerer

Restaurants in New Jersey und in Newport, wo er den Eigentümer der *Beau Belle* kennengelernt und die Yacht für sechs Monate gemietet hatte. »Die *Beau Belle* ist etwas altmodisch«, erklärte Auria. »Wunderschön, ein richtiger Klassiker. Dad hatte die Idee, in Verbindung mit dem Restaurant damit superteure Tagestouren durchzuführen. Vielleicht war es auch die Idee des Eigentümers. Sollte sich das Ganze im ersten Jahr gut anlassen, hatte Dad die Option zum Kauf. Ich schätze, er wollte Marco dazu bringen, bei der Sache mitzumachen.«

Hewett senior hatte Richard noch eine Ansichtskarte aus Angola geschickt. Als nächstes erhielten sie die Nachricht, daß die *Beau Belle* vor der Nordküste Kubas durch Beschuß versenkt worden wäre.

»Wie haben Sie davon erfahren?« fragte Trent.

Richard zog einen Brief aus seiner Tasche:

Liebe Mrs. Hewett,

Ihr von Ihnen getrennt lebender Mann, William Hewett, wurde von mir als Skipper auf der Motoryacht *Beau Belle* eingestellt. Er sollte die *Beau Belle* von Westafrika nach Newport Beach überführen. Ich bedaure, Sie darüber informieren zu müssen, daß die *Beau Belle* jetzt seit acht Wochen überfällig ist und daß wir mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß Ihr Mann auf See ums Leben gekommen ist.

Auf Veranlassung Ihres Mannes wurde für ihn eine Lebensversicherung über 200 000 Dollar abgeschlossen, die Sie und Ihren Sohn Richard im Falle seines Ablebens als Begünstigte nennt. Die Eigentümer der *Beau Belle* haben eine Arbeitnehmerversicherung abgeschlossen, die Ihnen eine Witwenrente von 250 Dollar pro Woche sichert. Gegenwärtig versuchen die Versicherungsagenten der Lloyd's, zufriedenstellend zu klären, welches Schicksal sowohl Ihrem Mann als auch der *Beau Belle* widerfahren ist. Vielleicht haben Sie einen Bericht im *Daily Telegraph* gelesen, in dem behauptet wird, vor der kubanischen Küste sei eine Yacht versenkt worden. Sollte das zutreffen, erscheint es mir zwar als äußerst unwahrscheinlich, daß es sich bei dieser Yacht um die *Beau Belle* gehandelt hat, aber ich kann

nachvollziehen, daß die Versicherungsagenten den kubanischen Behörden geschrieben haben. Ich hoffe, Sie in naher Zukunft über die Ergebnisse ihrer Nachforschungen informieren zu können.

Zum Zeitpunkt ihres Verschwindens war die *Beau Belle* gechartert. Gemäß des Chartervertrages ist der Charterer für alle Verluste, die den Eigentümern der *Beau Belle* entstehen, und alle Forderungen, die gegen die Eigentümer geltend gemacht werden, haftbar, soweit diese von den Versicherern nicht abgedeckt sind. Sollten die Versicherer also aus irgendeinem Grund die Zahlungen verweigern, sind sowohl Sie als auch die Eigentümer der *Beau Belle* berechtigt, vor den amerikanischen Gerichten Forderungen gegen die Charterer geltend zu machen.

Mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns verbleibe ich  
mit freundlichen Grüßen,  
David Rogerton-Smithe

Zwei Zeitungsausschnitte waren an den Brief geheftet, einer stammte aus dem *Miami Herald*, der andere aus dem *Daily Telegraph*. Der Wortlaut war identisch; die Berichte waren also direkt in dieser Form von einer Nachrichtenagentur übernommen worden: »Letzte Nacht entkamen zwanzig weitere Flüchtlinge auf einem Fischerboot Castros Diktatur. Als sie heute in Miami anlegten, berichteten sie, daß vor der kubanischen Küste eine Yacht unter Beschuß geriet und versenkt wurde.«

Trent bat darum, die Ansichtskarte sehen zu dürfen. Sie zeigte die übliche Strandszene mit Palmen, einem Halbmond über makellosem Sand und Wellen mit weißer Schaumkrone, die sich über einem Riff brachen. Die Moskitos und Sandfliegen hatte man weggelassen, der schlechte Druck und die schlechte Kartenqualität verrieten den kommunistischen Ursprung. Die Karte war in der Hauptstadt Angolas abgestempelt worden; die Nachricht beschränkte sich auf das Wesentliche: »Segeln nächste Woche in die USA. Hättest du Lust auf gemeinsame Ferien dort? - Dad.«



»Keine Briefe?« fragte Trent.

Richard hob die Schultern: »Dad war nie ein guter Schreiber. Oft hörten wir monatelang nichts von ihm, dann bekamen wir zwei oder drei Karten.«

Wir - Richard erinnerte sich also eher an seine Kindheit als an die jüngere Vergangenheit. »Haben Sie ihn einmal besucht?«

»Als ich zur Schule ging, habe ich ihn ein paarmal besucht. Seitdem noch zweimal. Er hat mich oft darum gebeten«, antwortete Richard.

Trent beobachtete einen gutaussehenden jungen Mann mit dunkler Haut und knapper Badehose, der sich auf einer der Sonnenliegen am Swimmingpool des Hotels mit narzißtischer Konzentration einölte. Zwei Mädchen bewunderten den jungen Mann vom oberen Stockwerk des Hotels aus. Trent kannte die gesellschaftliche Szene, in der die Yachtbesatzungen verkehrten, und stellte sich vor, wie Richards Vater einen Gruß auf eine Ansichtskarte kritzelte, wenn er sich in der Nebensaison einen Moment lang einsam fühlte. Dann würde es eine neue Freundin geben, und eine Zeitlang keine Veranlassung, zu schreiben. Doch mittlerweile wäre Hewett wohl über Fünfzig, und damit würde es ihm immer schwerer fallen, Freundinnen für sich zu gewinnen.

Trent tippte auf die Zeitungsausschnitte: »Selbst wenn es sich bei der Yacht um die *Beau Belle* gehandelt hat, reicht die Nordküste Kubas als Positionsangabe nicht aus, um die Sache weiter zu verfolgen. Vermutlich sind Sie dem ja schon mit Rogerton-Smithe genauer nachgegangen. Was haben denn die Kubaner gesagt?«

»Der Amerikaner kam mit dem Segeltender an Land, und sie haben eine Aussage von ihm, daß sich zwei Explosionen ereigneten. Die Kubaner streiten jedoch ab, die Yacht versenkt zu haben, und haben auch keinerlei Spuren von ihr gefunden.«

»Haben Sie mit dem Amerikaner gesprochen?«

Richard wirkte noch bedrückter, als er seinen Kopf schüttelte und meinte: »Seit

die Kubaner ihn in ein Flugzeug nach Cancun gesetzt haben, ist keiner in der Lage, ihn aufzuspüren.«

»Und Lloyd's hat noch nicht voll bezahlt?«

»Noch nicht.« Richard suchte in seinem Bier Trost. »Ich meine...«

»Rogerton-Smithe entpuppte sich als Betrüger«, fiel ihm Auria verbittert und mit unmißverständlicher Verzweiflung ins Wort. »Er hat sich in Nassau verkrochen und verpraßt jetzt das Geld. Rik hat ihn angerufen, und er meinte, so wie die Dinge liegen, könne er gar nichts tun.« Sie blickte zu Richard hinüber und dann auf ihre Hände, die schlaff in ihrem Schoß lagen. Sie hatte kurze, kräftige Finger, und Trent sah, wie sich deren Muskeln anspannten und die Finger sich zu den Handflächen hin zusammenzogen, als ob Auria versuchte, ihre Gedanken zu zerquetschen.

Richard setzte zu einer Bewegung an, als wollte er sie berühren, aber seine Hand hob sich nur wenige Zentimeter, dann verließ ihn sein Selbstvertrauen wieder.

Auria blickte zu Trent auf, plötzlich schien sie sehr müde und schutzlos: »Dad hat gegen alles, was nur schiefgehen kann, eigene Versicherungen abgeschlossen. Die wollen auch nicht zahlen. Sie meinen, Dad und Rogerton-Smithe hätten einen Versicherungsbetrug inszeniert.«

»Was hat Rogerton-Smithe verbrochen?« fragte Trent.

»Rik - du bist Buchhalter.«

Das war also Riks Beruf.

»Ihm gehörte eine Rückversicherungsgesellschaft«, sagte Richard. »Rogerton-Smithe benutzte irgendwelche Briefkastenfirmen - Versicherungsgesellschaften, die sich in Steuerparadiesen in Übersee eintragen ließen, in denen es keine Kontrollen gibt. Die kassieren die Prämien und lösen beim ersten Verlust die Gesellschaft auf.«

»Wie hoch ist der Versicherungswert der *Beau Belle*?«

»In britischer Währung eine Viertelmillion!« Zu guter Letzt hatte sich Aurias Bruder doch noch von der Gruppe an der Bar losgerissen. Über einen Meter achtzig groß stand er jetzt da und grinste auf Trent herunter. Im Gegensatz zu Auria hatte er überraschend blaue Augen in einem von der Sonne dunkelbraun gebrannten, kantigen Gesicht. Sein kurzgeschnittenes Haar war von Sonne und Meerwasser hell gebleicht worden. Eine weiße, ärmellose Weste und verwaschene Jeans, die einige Zentimeter unter den Knien abgeschnitten waren, brachten vorteilhaft einen Körper zur Geltung, der von Natur aus muskulös war.

»Hallo!« sagte er. »Ich bin Marco Rocco - du mußt der Mann mit dem Katamaran sein. Tolles Boot!« Er hatte einen festen Händedruck, seine Stimme klang entspannt und freundlich - offensichtlich war er kein Mann, der sich über allzu viele Dinge Sorgen machte; aber unter Druck hatte er wahrscheinlich seine Qualitäten, dachte Trent. Vier oder fünf Jahre älter als seine Schwester, war er fast zu alt, um noch in der Yachtszene mithalten zu können, und wahrscheinlich zu intelligent für das ganze Getue; aber er hatte Charme, und im Hinblick auf sein gutes Aussehen würde es noch viele Versuchungen geben, mit dem vergnüglichen Leben fortzufahren.

Marco winkte einen Kellner herbei und bestellte eine neue Runde Getränke. »Haben dich mein Schwesterherz und Rik über alles informiert? Wir müssen die *Beau Belle* finden, oder die Familie wird am Ende ganz mittellos dastehen.«

»Ich sagte dir doch, daß meine Mutter nicht...«, setzte Richard an, aber Marco fiel ihm ins Wort. »Was deiner Mutter an Geld zusteht, ist noch das wenigste an der ganzen Sache, Riky Boy! Rogerton-Smithe aber wird sich auf keinen Fall eine halbe Million Dollar durch die Lappen gehen lassen. Entweder wir finden die *Beau Belle* oder deinen Dad. Ja, ich weiß, tut mir leid, Schwesterherz, aber wir müssen den Tatsachen ins Auge schauen«, sagte er, als Auria versuchte, sich einzumischen. Marco stand hinter Richards Stuhl, legte seine Hände auf die Schultern des jungen

Engländer und knetete sie sanft. Seine Stimme war voller Sympathie: »Rik ist ein heller Kopf und kein Kind, Schwesterherz. Wir wissen, worum es geht, daher sollten wir die Probleme offen auf den Tisch legen. Dann können wir auch über alles reden.«

Er wandte sich wieder an Trent. »Wenn die den Channel hochgefahren sind, wird Riks Dad im Ruderhaus gewesen sein. Die *Beau Belle* hatte einen Segeltender und ein Schlauchboot bei sich; entweder ist er also entkommen, oder eine Rakete hat das Ruderhaus getroffen - und die Beschreibungen der Kubaner vom Fischkutter widersprechen dem, das habe ich überprüft. Die Kubaner schwören, daß sich die Yacht im Bereich des Riffs befand, als sie sie sahen. Das ist ganz schön weit von dem Kurs entfernt, den die *Beau Belle* hätte nehmen sollen. Der Küstenwache zufolge waren eine ganze Reihe von Leuchttürmen ausgefallen, und es regnete. Es kann also sein, daß er sich verfahren hat. Zumindest befand sich die Yacht in seichtem Wasser, und wenn wir sie finden, ist das viel wert.«

»Wie genau war die Position, die die Kubaner angegeben haben?« fragte Trent.

»Auf zehn Meilen genau, und selbst das war eine Schätzung.« Marco lachte, als er Trents ungläubigen Gesichtsausdruck sah. »Wenn du sie gesehen hättest, würdest du mir glauben. Es ist ein Wunder, daß sie überhaupt in Florida angekommen sind. Sie wußten lediglich, wie der Motor angelassen wurde, und daß sie sich links halten mußten, sobald sie sich in tiefen Gewässern befanden. Nachdem sie die *Beau Belle* gesichtet hatten, wurde ein Stück von ihrem Kiel weggerissen. Die Yacht muß sich also innerhalb des Riffs befunden haben.«

»Dann vergeudet ihr nur eure Zeit.«

Richard verstellte sich nicht, Trent sah die Erleichterung in seinem Blick. Doch Auria sagte bereits: »Irgend jemand muß die Position kennen.«

Wieder spürte Trent die Angst.

»Es muß jemanden geben, den man fragen könnte«, meinte sie.

»Sachte, Schwesterherz!« warnte Marco und legte ihr die Hände auf die Schultern.

»Es ist so, wie ich sagte. Entweder lebt Riks Dad, und wir finden ihn, oder der Alte hat Pech gehabt.«

»Es wäre sein Tod«, sagte Auria und wandte sich wieder an Trent. Sie hoffte verzweifelt auf eine Äußerung von ihm, die die Logik ihres Bruders entkräften würde. »Selbst wenn Dad das Geld aufbringen könnte, würde der Skandal ihn zugrunde richten. Ich meine, wer wird noch geschäftlich mit ihm zu tun haben wollen, wenn alle denken, er habe sich an einem Riesenschwindel beteiligt? Er müßte die Restaurants dichtmachen, und er hat doch sein ganzes Leben ihrem Aufbau gewidmet.«

»Als wären es seine Kinder«, sagte Marco. Trent, der das Wechselspiel zwischen Bruder und Schwester verfolgt hatte, fragte sich, ob Marco nicht tief im Innern verbittert war. Doch der Amerikaner legte wieder seinen üblichen Schwung an den Tag, lächelte nachsichtig und zerzauste Auria die Haare. »Schwesterherz, wenn es Betrug war, wissen wir doch, daß der Alte nichts damit zu tun hatte. Damit bleibt nur Roger-ton-Smithe übrig, und der wird uns nicht in sein Haus lassen. Ein paar Worte zu Rik am Telefon, mehr haben wir nicht.« Und an Richard gewandt, der schweigend und kläglich dasaß, meinte er: »Schau, ich mache deinen Dad nicht schlecht. Soweit wir wissen, ist es durchaus möglich, daß ihm jemand eine Pistole an den Kopf gehalten hat. Doch er befand sich nicht auf seinem Kurs, und das ist es, was den Versicherern nicht gefällt. Wenn wir wüßten, wo die *Beau Belle* liegt, könnten wir tauchen und uns die Sache einmal anschauen. Ich meine, das würde doch Spaß machen, Herrgott noch mal!« Er grinste Trent an. »Nicht wahr? Castro schnell eins auswischen! So wie die Dinge liegen, wissen wir, daß Riks Dad kein Flugzeug bestiegen hat, weil die Polizei überall nach ihm sucht. Wenn er also lebt, ist am ehesten anzunehmen, daß er sich irgendwo versteckt hält. Vielleicht hat er sich ja mit dem amerikanischen Matrosen getroffen. Andres liegt Kuba am nächsten. Ich würde sagen, wir sollten uns hier einfach mal umschaun und fragen, ob jemand ein Schlauchboot gesehen hat. Gut, eine große Hoffnung ist das

nicht, aber was können wir sonst tun?«

Auria drehte sich zu Trent um. »Du hast nicht viel dazu gesagt.«

Ohne Eile griff Trent nach seinem Bier. Die *Beau Belle* war in kubanische Hoheitsgewässer eingedrungen. Gut, das war ein illegaler Akt, aber wenn die Kubaner die ausländische Yacht nicht festhielten, sondern einfach versenkten, riskierten sie eine weitere Irritation des Westens, und das zu einem Zeitpunkt, wo sie der wirtschaftlichen Unterstützung durch die Russen beraubt waren und sich verzweifelt um ausländische Investitionen bemühten. Entweder mußten sie also einen zwingenden Grund dafür gehabt haben, die *Beau Belle* zu versenken, oder die Yacht war von jemand anderem versenkt worden, jemandem, der einen Grund dafür hatte und genügend Geld besaß, um die Mannschaft dafür zu bezahlen, spurlos von der Bildfläche zu verschwinden.

Oder von jemandem, der die Skrupellosigkeit besaß, Morde zu begehen.

Kein Wunder, daß Auria Angst hatte und daß es Richard lieber gewesen wäre, die Suche abzublasen, anstatt aufzudecken, welche Rolle ihr Vater gespielt hatte, ob er Opfer oder Täter gewesen war. Marco selbst stand auf dem Standpunkt, je größer das Risiko, desto besser das Abenteuer. Diese Philosophie brachte seine Gefährten in Gefahr und konnte auf der Jagd nach einem potentiellen Mörder tödlich werden.

Trent sagte Auria: »Gib mir einen Tag Zeit, um über die Sache nachzudenken und ein paar Telefonate zu führen. Wo wohnt ihr?«

»Im Emerald Palms in Congo Town. Zimmer 22.«

## 7

Trent wählte vom Münzfernsprecher vor der Tankstelle aus O'Briens Nummer.

Eine Frau nahm ab und ließ ihn einen Moment warten, während sie seinen Anruf umleitete. Als der DEA-Agent an den Apparat kam, sagte Trent: »Vielen Dank, daß Sie mir von diesem Platz berichtet haben. Wie Sie sagten, kann man hier wunderbar angeln. Was halten Sie davon, irgendwann Anfang nächster Woche selbst einmal herunterzukommen?«

»Lassen Sie mich mal nachdenken! Heute ist Dienstag ...«

»Richtig«, bestätigte Trent. Er malte sich aus, wie der DEA-Agent mit peinlicher Genauigkeit die Tage und die Uhrzeit an den Fingern abzählte, bis er hundertprozentig sicher war, ihrem Code gemäß richtig gerechnet zu haben.

»Wie wäre es, wenn Sie mich Mittwoch in einer Woche zu einem späten Frühstück abholen?« schlug O'Brien schließlich vor. »Sagen wir, um neun? Fahren Sie die Straße nach Norden bis nach Mill Town; das sind etwa sechzehn Kilometer. Dann sehen Sie auf der linken Seite eine Schule, daneben das Haus des Lehrers mit einer hellgelben Tür. Seien Sie um Punkt neun da, damit die Waffeln nicht anbrennen.« Trent sagte, er werde da sein. Ein Uhr morgens war vielleicht der früheste Zeitpunkt, bis zu dem es O'Brien bis zum Treffpunkt schaffen konnte. Wahrscheinlicher war, daß er diese Uhrzeit gewählt hatte, weil dann jemand, der Trent verfolgte, auf der leeren Straße deutlich auffallen würde.

Jetzt galt es, den alten Fischer zu suchen. Als Trent den Mann fand, flickte dieser gerade im Schatten seine Netze. Der Fischer hatte in der vergangenen Woche zweimal auf die *Golden Girl* aufgepaßt, während Trent draußen am Riff gewesen war und Fische erlegt hatte. Trent brachte ihn mit zwei Sechserpackungen Lagerbier zum Katamaran hinaus. Während der alte Mann den Inhalt des Kühlschranks inspizierte, holte sich Trent die Beretta, Kaliber 9 mm, die er in ein Öltuch eingewickelt in der Spitze des hohlen Aluminiummastes aufbewahrte. Er packte eine Reisetasche, warf sie in das Schlauchboot und ließ sich von dem Fischer an Land bringen.

»Solange sich eine Wache an Bord befindet, bin ich versichert. Sorg also dafür, daß

du dich nicht umbringst«, warnte Trent den alten Mann. »Sollten Räuber kommen, biete ihnen Bier an.«

An der Tankstelle rollte er die BMW aus der Werkstatt und tankte voll, bevor er in nördlicher Richtung durch Mill Town fuhr, wobei er dem Haus des Lehrers besondere Beachtung schenkte. Langsam bewegte er sich durch den spärlichen Verkehr und genoß das Gefühl, auf dem schweren Motorrad dahinzugleiten. Der kühle Fahrtwind half ihm beim Denken.

Er war sich sicher, daß O'Brien besondere Köder ausgelegt hatte, als er in Pepitos Gegenwart erwähnte, er brauche einen Mann mit einem Boot. In den Akten stand, daß Trent und der Mexikaner befreundet waren; ihnen war auch zu entnehmen, daß Trent ganz oben auf der Liste der meistgesuchten Leute des kubanischen Geheimdienstes stand. Und die *Beau Belle* lag in kubanischen Hoheitsgewässern auf Grund.

Von dem Mann, dem Trent früher vertraut hatte, war er verraten worden. Der Agent merkte, wie er sich unwillkürlich fragte, ob O'Brien wohl aus demselben Holz geschnitzt war. Oder befolgte er Anweisungen aus Washington? Ging es um eine Art Austausch? Oder wollte sich jemand an ihm rächen, weil er damals zu deutlich geworden war?

Das wollte er nicht hoffen, denn O'Brien gefiel ihm eigentlich gut. Doch ganz abgesehen davon - jemandem zu vertrauen, der irgend etwas mit einer Operation zu tun hatte, war sowieso ein selbstmörderischer Luxus, und sein Kontaktmann in Washington hatte ihn ermahnt, gut auf sich aufzupassen. Er hätte sich mit Leichtigkeit aus der ganzen Geschichte lösen können - hätte nur davonzusegeln brauchen -, aber was dann? Sollte er erneut versuchen, sich Verbindungen aufzubauen, oder sollte er den Rest seines Lebens damit verbringen, sich zu verstecken und im Verborgenen zu leben, weil er nie die ganze Wahrheit erfahren würde? Immerhin gab es noch andere Kontakte, die er in Erwägung ziehen konnte. Er benötigte eine Informationsquelle, die mit dieser Sache nichts zu tun hatte.



Unwillkürlich fiel ihm Charles Benson ein. Wäre er in der Sonderabteilung geblieben, wäre dieser Mann jetzt für ihn zuständig. Sie hatten sich gemocht, und Benson hatte sein Bestes versucht, um Trent zum Bleiben zu überreden. In der Zeitzone, zu der die Bahamas gehörten, wurden die Uhren gegenüber London um fünf Stunden zurückgestellt, also würde sich Benson in diesem Augenblick auf dem Heimweg von seiner Arbeit befinden. Ihn zu Hause zu erwischen war günstiger als im Büro, wo er durch die Reglements verpflichtet war, gemäß seiner Stellung in der Sonderabteilung zu reagieren.

Congo Town war die größte Siedlung auf South Andres, und der kleine Flugplatz lag direkt neben der Stadt. Trent buchte ein Zimmer im Congo Beach Hotel und telefonierte von dort aus mit London. Eine Frau mit sanfter Stimme, die allen Anzeichen nach zur Oberschicht gehörte, war am Apparat. »Patricia Benson.«

»Ich würde gerne wissen, ob ich Charles sprechen könnte«, sagte Trent. »Ich bin ein Freund von ihm.«

Benson meldete sich. Seine Stimme klang ein wenig argwöhnisch. »Charles Benson am Apparat.«

»Charles, ich habe ein Problem mit der Yachtversicherung«, begann Trent, ohne seine Stimme zu verstellen. »Offensichtlich ist die Karibik ein problematisches Gebiet. Vielleicht hast du ja einen Verwandten oder Freund bei Lloyd's? Ich brauche Hintergrundinformationen über einen Versicherungsagenten namens Rogerton-Smithe.«

»Eilt es?«

»Sehr«, sagte Trent.

»Hast du eine Adresse oder bist du unterwegs?«

»Ich bin unterwegs.«

Eine kurze Pause entstand, in der Benson überlegte, wie er vorgehen könne und wie dabei sowohl er als auch Trent möglichst im Hintergrund blieben. »Ich habe

einen Cousin, der ist Bankier in Nassau. Er hat ein Fax in seinem Büro. Moment, ich hole gerade die Nummer aus meinem Adreßbuch.«

Trent beobachtete den Sekundenzeiger seiner Armbanduhr, aber Benson war in weniger als einer Minute wieder mit der Faxnummer in Nassau zurück. Selbst wenn er das gewollt hätte, wäre nicht Zeit genug geblieben, den Anruf zurückverfolgen zu lassen. »Ruf ihn morgen mittag an.«

Trent dankte Benson und bat den Mann an der Rezeption, einen Platz bei Bahamasair für den Morgenflug nach Nassau zu buchen. Als Agent auf Außeneinsätzen hatte er sehr schnell gelernt, daß Ermüdung genauso tödlich sein konnte wie eine Kugel. Er stellte den Wecker an seiner Uhr auf acht Uhr abends.

Gut erholt zog er am Abend eine dunkelblaue Hose und ein weites, dazu passendes Hemd an, das die in seinem Gürtel steckende Beretta verbarg. Um neun Uhr schlich er sich aus dem Hotel. Kreuz und quer fuhr er mit seiner BMW durch die Straßen und beobachtete dabei, wer hinter ihm herfuhr. Als er schließlich Mill Town ansteuerte, konnte er sicher sein, daß sich keiner an seine Fersen geheftet hatte. Etwa eineinhalb Kilometer vor der Siedlung ließ er die BMW abseits der Straße stehen und näherte sich dem Haus des Lehrers durch das Gestrüpp. Vor den Fenstern hingen Vorhänge, und das einzige Licht leuchtete im vorderen Zimmer links von der Tür. Er bezog in einem Winkel zum Haus Stellung, von dem aus er sowohl die Veranda an der Vorderseite des Hauses als auch die an dessen Rückseite einsehen konnte. Auf der Straße herrschte nur wenig Verkehr. Immer wieder hörte man Hundegebell; von einer vorne offenen Bar unten am Strand drang Musik herauf, Insekten schwirrten. Um Viertel vor zehn tauchte ein blauer Ford fünfzig Meter vor dem Haus auf dem Weg auf. Zehn Minuten später kam derselbe Ford wieder zum Vorschein und parkte hundert Meter von der Hauptstraße entfernt. Wieder vergingen zehn Minuten, bevor Trent O'Brien sah, der über den Hof ging und das Haus durch

die Hintertür betrat. Kurz vor elf fuhren von der Strandbar zwei Autos weg und in Richtung Congo Town davon. Die Bar machte zu, und ein halbes Dutzend Ortsansässige schlenderten den Fußweg vom Strand hoch, lachten und scherzten, bevor sie sich trennten und nach Haus gingen. Kurz nach Mitternacht rasten zwei Autos mit heruntergelassenen Fenstern und dröhnender Musik nach Süden. Eine halbe Stunde später fuhr ein schweres Motorrad vorbei, ebenfalls in Richtung Süden. Trent hörte, wie die Maschine am Stadtrand abgestellt wurde. Im Haus des Lehrers klingelte das Telefon, und im hinteren Teil des Gebäudes ging ein Licht an -wahrscheinlich in der Küche. O'Briens Wachen waren auf ihren Posten, Trent wußte jetzt, daß der DEA-Agent mit Schwierigkeiten rechnete.

Um Punkt ein Uhr morgens betrat er das Haus durch die Hintertür. Sie führte in eine hübsche Küche, in der neben dem Kerosinherd Pfannen mit Kupferböden an der Wand hingen. Auf einem hölzernen Küchenschränk, dessen Schubladen und Schranktüren mit Messinggriffen versehen waren, stand glänzendes Porzellan mit Weidenmuster. Auf dem Tisch lag ein blauweißes Ginghamtuch; der Tisch war mit Kaffee und einem Teller Sandwiches gedeckt. Links neben der Tür döste der DEA-Agent in einem Korbstuhl hinter einer Zeitung, die zwar seine Hände bedeckte, aber nicht seine Augen. Ohne Eile rückte er sich mit der linken Hand auf dem Stuhl gerade, während er mit der anderen Hand in der Jackentasche nach seinem Brillenetui suchte - oder eine Waffe zurück in ihr Schulterhalfter schob. Fein säuberlich legte er die Zeitung zusammen und zeigte ein kurzes Lächeln. »Schön, daß Sie es schaffen konnten, Mr. Trent.« Er deutete auf einen Stuhl und schloß die hintere Tür ab, bevor er sich Trent gegenüber an den Tisch setzte. »Nehmen Sie Milch in Ihren Kaffee?«

»Ja, bitte«, antwortete Trent.

Vorsichtig schenkte O'Brien ein und reichte Trent eine Tasse. »Zucker?«

Trent schüttelte den Kopf, und O'Brien schob ihm die Sandwiches hin. »Miss Mary's

Specials: selbstgebackenes Brot mit frischem Thunfisch und rohen Zwiebeln in Zitronensaft. Es gibt Leute, deren Schlaf durch den Genuß von Zwiebeln beeinträchtigt wird.« Das klang eher nach einer Feststellung als nach einer Rechtfertigung.

O'Brien rührte einen halben Löffel Zucker in seine eigene Tasse Kaffee und klopfte den Löffel an der Innenseite seines Tassenrandes ab, bevor er ihn auf die Untertasse legte. »Ich hoffe, daß es draußen nicht zu viele Moskitos gab, Mr. Trent«, sagte er. »Legen Sie Ihre Pistole doch irgendwo an einem sicheren Platz ab! Wenn sie gegen den Bauch drückt, ist das schlecht für die Verdauung.«

Vorsichtig zog Trent die Beretta aus dem Gürtel.

»Nicht auf den Tisch!« warnte O'Brien. Schweigend kaute er an einem Sandwich und dachte nach. Schließlich kam er zu einem Entschluß. »Sie und ich, wir haben gelernt, unsere Lippen zu versiegeln, Mr. Trent, und das ist für unsere Kommunikation problematisch. Dieses Problem müssen wir aus der Welt räumen. Ihr Kontrollmann hat versucht, Sie umbringen zu lassen. Als das nicht klappte, versuchte er es selbst -und einige unserer Leute bei Langley deckten die Sache, wollten Sie davon abhalten, vor dem Untersuchungsausschuß über die schmutzige Arbeit auszusagen, die Sie gemacht hatten. Ich werde daher keine Zeit damit verschwenden, Ihnen zu sagen, daß sie mir vertrauen sollten. Es wird eine Weile dauern, bis es dazu kommt. Und ich werde auch nicht so tun, als ob ich Ihnen alles sage, was ich weiß - Sie und ich wissen genau, daß das bei unserer Arbeit nicht der Fall ist.

Bei den Sachen, die Sie gemacht haben, wären Sie ein toter Mann, verfügten Sie neben Ihren Muskeln nicht auch über Köpfchen. Ihre Intelligenz sollte Ihnen sagen, daß ich eine Menge Schwierigkeiten in Kauf genommen habe, um Sie für die Operation, die ich gerade anlaufen lasse, zu rekrutieren. Sie werden auch herausgefunden haben, daß die Operation ein wenig außerhalb der Richtlinien des Geheimdienstes verläuft, und deswegen wollte ich auch lieber Sie als irgendeinen

meiner eigenen Leute vor Ort wissen. Aus dem gleichen Grund möchte ich selbst auch noch eine Weile im Hintergrund bleiben.« Schweigend saß er eine Weile da, die grauen Augen blickten Trent aufmerksam an, versuchten einzuschätzen, ob er ihm sein Anliegen nahebringen konnte. »Ich will damit sagen, daß es sehr stark in meinem eigenen Interesse liegt, daß Sie leben - und daß Sie mir das einfach glauben müssen, Mr. Trent. Wenn ich ein Treffen arrangiere, wird es ein sicheres Treffen sein, bei dem es für Sie keinen Grund gibt, sich stundenlang im Gestrüpp zu verstecken und sich Malaria zu holen.«

Nachdenklich nahm er ein weiteres Sandwich, betrachtete es überrascht und schob den Teller in Trents Richtung. »Was wir nicht aufessen, muß ich mitnehmen, Mr. Trent, sonst verletze ich Miss Marys Gefühle.«

Trent beobachtete, wie O'Brien mit dem Finger einen Krümel von der Tischdecke aufstippte und am Rand des Tellers abstreifte.

»Miss Mary ist eine überaus ordentliche Frau«, sagte O'Brien. Er nippte an seinem Kaffee und musterte Trent über den Rand der Tasse hinweg. »Zwei in Miami lebende Südamerikaner haben sich an Ihre Fersen geheftet, als Sie sich ins Flugzeug setzten, um mich auf Montserrat zu treffen. Amerikanische Staatsbürger. Ich ließ sie überprüfen, aber sie haben keine Vorstrafen, was allerdings nicht viel bedeutet. Einer meiner Freunde bei der Polizei hielt sie ein wenig auf, aber sie waren den ganzen Weg bis Santo Domingo wieder hinter Ihnen her. Einer von ihnen befindet sich jetzt hier auf South Andres, und vielleicht hat er Freunde, daher habe ich beide Ausfallstraßen der Stadt überwachen lassen. Ein dritter Mann sollte Ihnen von Kemp's Bay aus folgen, aber Sie sind etwa gegen neun Uhr aus der anderen Richtung gekommen.

Sorgen wir jetzt dafür, daß der Südamerikaner Ihnen nicht zu nahe kommt, werden wir nie herausfinden, warum er Sie verfolgt. Vielleicht hat er ja ein Foto von Ihnen ohne Bart gesehen und sich in Sie verliebt, aber darauf würde ich mich besser nicht verlassen, Mr. Trent.« Er setzte seine Tasse ab und goß beiden

frischen Kaffee nach. »Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Jetzt sind Sie an der Reihe, Mr. Trent.«

Trent erzählte von seinem Treffen und teilte ihm alles mit, was ihm über die *Beau Belle* mitgeteilt worden war. »Die Yacht kam von Angola, was unabhängig von der ganzen Geschichte schon ungewöhnlich genug ist, und befuhr den Old Bahama Channel«, schloß er. »Eigentlich hätte ich erwartet, daß die Yacht unter Beobachtung stand.«

O'Brien nickte. »In dem Gebiet werden Drogen geschmuggelt. Wir hatten sie auf dem Bildschirm der Satellitenüberwachung und halten den Ort der Havarie ständig unter Beobachtung. Bis jetzt hat sich jedoch niemand der Stelle, an der sie gesunken ist, auf mehr als eine Meile genähert.«

»Hat jemand nach ihr gesucht?«

»Es gab keine Anzeichen dafür. Zu Beginn kreuzte die kubanische Marine dort ein paarmal hin und her, aber seitdem hat sich nichts mehr getan.«

Was bewies, daß er recht gehabt hatte, dachte Trent. »Die Kubaner haben die Yacht nicht versenkt. Es war jemand von der Besatzung.«

O'Brien nickte. »Zum gleichen Schluß bin ich auch gekommen. Fällt Ihnen sonst noch etwas dazu ein?«

»Die Position muß bewußt ausgewählt worden sein, denn Kuba ist der einzige Platz, an dem man nicht einfach nachschauen kann. Sie hatten also etwas zu verbergen.«

Wieder nickte O'Brien. »Das ist auch meine Vermutung.« Er schob seine Tasse mit der Untertasse einen Zentimeter auf dem Tisch zurück und wieder nach vorne. Ein leichtes, boshafes Glitzern - typisch für einen Iren - leuchtete in seinen Augen, und er lächelte. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich der Sache annehmen könnten, Mr. Trent. Zwar bin ich nicht befugt, auch nur die kleinsten Anstalten zu einer offiziellen Beauftragung daraus werden zu lassen, aber ich kann eine ganze Menge Leute von den Bahamas zu Ihrer Unterstützung ins Spiel

bringen. Wenn Sie etwas Interessantes herausfinden, werden Sie und ich in Washington neue Sympathien gewinnen können, und das würde keinem von uns schaden. Sollten Sie die Sache vermässeln, haben Sie eben nur für die drei jungen Leute gearbeitet, und ich bin aus dem Schneider. Der Handel ist ein wenig einseitig, Mr. Trent. Sie sollten sich ein paar Tage Zeit nehmen, um darüber nachzudenken. Vielleicht fällt Ihnen ja ein Weg ein, auf dem Sie Ihre Position genausogut wahren können wie ich meine.«

## 8

Seit Trents Treffen mit Pepito bzw. seit seinem Anruf in Washington hatten ihn O'Brien zufolge zwei Südamerikaner beschattet. Trent wußte nicht, wie lange vorher schon; er wußte auch nicht, was auf der *Beau Belle* geschehen war, aber seine Vermutungen waren alles andere als angenehm. Zunächst wollte er dafür sorgen, daß sich jedes unfreundliche Interesse auf ihn richtete - Marco war ja vielleicht noch in der Lage, selbst auf sich aufzupassen, aber Auria und Richard waren sehr leicht angreifbar.

Um sechs Uhr morgens meldete er sich im Congo Beach Hotel ab und ging hinüber zum Emerald Palms. Er wollte, daß allgemein bekannt wurde, daß er sich mit Auria traf. Obwohl er die Zimmernummer kannte, fragte er daher am Empfang nach ihr und bat die Empfangsdame, bei Auria anzurufen, anstatt es selbst zu tun. Während Trent darauf wartete, daß sich Auria angezogen hatte, blätterte er in einer alten *Times*. Der Treppenaufgang ging direkt vom Foyer ab. Kurz darauf kam Auria die letzten Stufen herunter, blieb unschlüssig auf dem Treppenabsatz stehen und hielt sich am polierten Mahagonigeländer fest. In ihrem weißen Tennishemd aus Baumwolle, dem halblangen Hosenrock aus Naturleinen, den Strandschuhen aus weißem Segeltuch und ihrem noch vom Duschen nassen Haar wirkte sie wie eine Schülerin aus den oberen Klassen der High-School, die ein wenig befangen

zur Verabredung mit ihrem Partner geht. Trent trat aus dem Schatten heraus, und ein Lächeln strahlte über ihr Gesicht. »Hallo! Ich habe nicht damit gerechnet, so schnell von dir zu hören.«

Trent zog sie nach draußen zum Swimmingpool und wählte eine Steinbank oberhalb der Filterpumpe, deren Surren ihre Unterhaltung überdecken würde. Auf einen Beobachter wirkten sie hoffentlich wie ein Liebespaar.

»Ich sagte dir ja, daß ich ein paar Anrufe machen wollte«, begann er.

»Es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß ich herausfinden kann, an welcher Stelle die *Beau Belle* gesunken ist - immer vorausgesetzt, bei dieser Yacht handelt es sich überhaupt um die *Beau Belle*.«

Ihr fiel ein Stein vom Herzen. »Prima!«

»Das heißt allerdings nicht, daß ich schon alle Vorbereitungen getroffen habe, um in kubanische Hoheitsgewässer zu segeln. Eins nach dem anderen.«

Auria war nicht mehr zurückzuhalten, genau zuzuhören. Sie brauchte sich jetzt nicht mehr zurückzuhalten, und unnatürlicher Enthusiasmus brach durch. Die Erleichterung, die sie spürte, war Trent nicht unbekannt. Das Warten war immer schwer. Er kannte es - das endlose Warten im Flugzeug, endlich das grüne Licht, die Türen öffneten sich in die Nacht hinaus, der Wind zerriß das Dröhnen der Düsen. Der Sprung in die Luft, das Warten darauf, daß sich der Fallschirm öffnete, das Warten auf den Erdboden.

Keiner hatte Auria geschult. Sie war impulsiv, ihre Gefühle waren intensiv und leicht zu erkennen. Als sie ihn anlächelte, zog sich ihr Nasenrücken kraus. »Die *Golden Girl* ist etwas ganz Besonderes. Übrigens - ich bin noch nie auf einem großen Katamaran gesegelt.«

»Ich brauche auch noch eine Sicherheit von euch«, warnte Trent. »Über zweihunderttausend Dollar.«

Sie zögerte nur für einen kurzen Augenblick, dann stürzte sie sich wie ein zwanghafter Spieler ins Risiko. »Kein Problem.«



Trent glaubte ihr, war sich aber sicher, daß es nicht ihre 200 000 Dollar waren. Sie hatte zwar Geld, aber nicht diese Summen. »Unser Stützpunkt ist hier in South Andros«, sagte er. »Wir können die Dokumente in Nassau fertigmachen. Nicht in den Vereinigten Staaten.«

Die Fältchen an ihrem Nasenrücken wurden tiefer. »Die Steuer?«

»Genau.« Er kniete sich am Swimmingpool hin und fuhr mit den Fingern durchs Wasser. Mit dem Rücken zu ihr sagte er: »Ich werde ein paar Tage weg sein und ein paar Männer auftreiben. Abhängig davon, in welcher Tiefe die Yacht liegt, könnte ich noch Ratschläge für das Tauchen gebrauchen.« Er dachte jetzt laut nach, akzeptierte, daß sie die *Beau Belle* suchen sollten, zerstreute ihre Angst durch Zuversicht.

»Preßluftflaschen habe ich auf der *Golden Girl*, einen kleinen Kompressor ebenfalls. Wir brauchen aber noch zusätzliche Ausrüstungsgegenstände, sollten wir nachts tauchen, beispielsweise die entsprechenden Lampen. Die *Golden Girl* würde von den Kubanern entdeckt, für die Suche nehmen wir deshalb das Schlauchboot. Das bedeutet, daß wir auch ein tragbares Gerät für die Satellitennavigation brauchen. Ich kenne einen Mexikaner, der ist Experte im Bergen von Schiffen. Netter Kerl, ein richtiger Riese.« Lächelnd drehte er sich zu ihr um. »Die ganze Sache könnte sogar ziemlich Spaß machen. Schön, daß euch jemand meinen Namen gegeben hat! Aber wie ich sagte: Selbst wenn es möglich ist, schnell wird es nicht gehen. Ich rechne mindestens mit einem Monat - und das auch nur, wenn alles läuft wie am Schnürchen. Wahrscheinlich ist das nicht der Fall.«

Der Zeitrahmen störte sie nicht. »Ich habe den Tauchschein. Marco ebenfalls.«

»Gut. Du wirst in die USA zurückkehren müssen, um die finanziellen Vorbereitungen zu treffen. Gib mir eine Telefonnummer, ich rufe dich heute am späten Abend dort an.«

»Wir wollten aber hinaus zum Riff...«, setzte sie an, doch er fiel ihr sofort ins

Wort. Keinesfalls durfte sie ihm in die Quere kommen. »Wir müssen uns beeilen. Nicht mehr lange, dann muß man dort mit Hurrikanen rechnen.«

Nach seiner Landung in Nassau besuchte Trent Charles Bensons Cousin in dessen Bank. Bei seiner Sekretärin holte er den über Fax eingetroffenen Bericht über Rogerton-Smithe ab, der vom disziplinarischen Unterausschuß von Lloyd's erstellt worden war. In der Akte stand auch Rogerton-Smithes Telefonnummer in Nassau und seine Adresse. Trent rief dort an, und ein Mann meldete sich, indem er die Nummer wiederholte. Ein Klicken verriet Trent, daß noch jemand das Gespräch mithörte. Er sagte: »Mein Name ist Trent. Ich möchte mich gerne mit Mr. Rogerton-Smithe über die *Beau Belle* unterhalten.« »Tut mir leid, aber Mr. Rogerton-Smithe ist nicht erreichbar«, erwiderte der Mann.

»Richten Sie ihm aus, daß ich Berufstaucher bin und nach der *Beau Belle* tauchen werde, und zwar unabhängig davon, ob er mich trifft oder nicht.« Bevor der Mann seine Hand vollständig über die Sprechmuschel gehalten hatte, hörte Trent noch einen nur teilweise unterdrückten Ausruf. Er konnte sich lebhaft vorstellen, wie sich die beiden Männer jetzt mit Zeichen verständigten. Dann hörte er eine sehr englische Stimme; gebildet, präzise und doch irgendwie weich. »Rogerton-Smithe am Apparat. Kann ich Ihnen irgendwie weiterhelfen?«

»Trent. In ungefähr vier Wochen werde ich nach der *Beau Belle* tauchen. Ich dachte, es wäre nützlich, wenn wir uns einmal unterhielten.«

»Tut mir leid«, sagte Rogerton-Smith. »Ich habe im Moment wirklich sehr viel zu tun. Nächste Woche vielleicht?«

»Nächste Woche bin ich nicht da«, erwiderte Trent. »Ich versuche, das Ganze auf kultivierte Art zu regeln - freundschaftlich und in der Hoffnung auf Zusammenarbeit, Mr. Rogerton-Smithe. Offengestanden wäre es dumm von Ihnen, etwas anderes zu wollen, warum soll ich also nicht einfach hinüberkommen, und ihr Mann mixt mir einen Daiquiri?«

Rogerton-Smithe seufzte. »In Ordnung. Zweifellos wissen Sie, wo ich wohne.« Der Versicherungsagent hatte sein Haus in einem ausgesprochen mondänen Erschließungsgelände am Strand gebaut. Sicherheitskräfte mit weißen Tropenhelmen und gestärkten und mit blauen Epauletten geschmückten weißen Uniformen bewachten den Eingang. Eine der Wachen ließ sich mit der Kontrolle viel Zeit, rief bei Rogerton-Smithes Haus an und freute sich darüber, Trent in der Hitze des Taxis so lange aufhalten zu können. Privilegiertes Dienstpersonal, dem erlaubt wird, Macht auszuüben, hat diese Eigenart.

Der Taxifahrer rief der Wache ein Schimpfwort zu, aber Trent lächelte nur und bedankte sich, als schließlich der Schlagbaum hochging. Im Schatten von Palmen fuhren sie durch die Privatstraßen mit den weißgestrichenen Bordsteinkanten und den frischgeschnittenen Rasenflächen an den Seiten und umkurvten die kleinen, mit Kakteen und Hibiskus bepflanzten Rondelle. Beregnungsanlagen bespritzten den Wagen, hinter den Hecken hörte man das unaufhörliche Surren unzähliger Klimaanlage.

Boutiquen, ein kleiner Supermarkt und einige Restaurants und Bars bildeten um die Marina herum ein künstliches Dorf. Wie zwangsernährte und von der Hitze erschöpfte Hausenten lagen die großen Boote der Sportfischer und die leistungsstarken Yachten nebeneinander am Pier. Die Wohnhäuser und Villen waren in einer Disneylandversion des spanischen Stils hochgezogen - weiße Wände, mit roten Ziegeln gedeckte Dächer, Bögen, Patios. Ein Golfplatz mit achtzehn Löchern trennte die Superreichen mit ihren direkt am Strand gelegenen Grundstücken von den Häusern der besonders Reichen, die über die Fairways zum Meer blicken konnten. Dann kam die Hauptzufahrt, und weiter im Landesinneren standen die Häuser der einfachen Reichen. Rogerton-Smithe gehörte zu letzteren, war aber dem Anblick der seinen Rasen einfassenden Beete und der großen Vielfalt blühender Sträucher nach zu urteilen entweder selbst

begeisterter Gärtner oder hatte einen guten Draht zu seinen Angestellten.

Der schlanke, junge Bahamer, der Trent die Tür öffnete, versuchte, als Hausdiener durchzugehen, aber der goldene Armreif machte diesen Eindruck zunichte. »Mr. Rogerton-Smithe befindet sich auf der hinteren Terrasse«, sagte er und führte Trent durch ein geräumiges Wohnzimmer mit etlichen auf dem gefliesten Boden liegenden Bucharateppichen. Die Bilder an der Wand stammten größtenteils aus der spätviktorianischen Zeit, daneben gab es noch einige für die Zeit König Eduards charakteristische Strandszenen mit jungen Leuten in gestreiften Badeanzügen. Die Möblierung im Barcelona-Stil bestand aus Chrom mit schwarzer Lederpolsterung und schweren Glastischen, auf denen kleine Kunstgegenstände plaziert waren, deren Palette von emaillierten und silbernen Kästchen bis zu ausgewählten kleinen Skulpturen reichte. Ausgewählt war alles.

»Wie schön, daß Sie gekommen sind«, sagte Rogerton-Smithe und reichte Trent die Hand, während er sich aus einem Sessel aus Peddigrohr erhob, von dem aus man über den kleinen, mit einem Mosaikboden versehenen Swimmingpool hinwegsehen konnte. Er war ein großer, schlanker Mann mit glattrasiertem und fast wie ein Totenschädel wirkendem Gesicht. Obwohl ungefähr Ende Fünfzig, war sein Haar dunkel geblieben und ohne jeden Anflug von Grau. Ein blaßblauer Safarianzug hob seine veilchenblauen Augen noch hervor. Junge und Schüchterne würden durch die Dunkelheit seines Blickes wahrscheinlich unruhig; sein Händedruck war fest genug, um Trent davon zu überzeugen, daß er einen Großteil der Gartenarbeit selber machte. »Es ist schön, zu sehen, was wächst, wenn man sich die entsprechende Mühe gibt«, meinte Trent.

Erfreut erwiderte Rogerton-Smithe: »Ich habe das Glück, Freunde zu besitzen, die mir Pflanzen schicken können.«

»Ein Freund schickte mir eine Akte von Lloyd's.« Trent ließ den großen braunen Umschlag auf die aus Aluminium gefertigte Nachbildung eines viktorianischen Gartentisches fallen.

Die veilchenblauen Augen zeigten keine Regung, doch der Versicherungsagent lachte leise. »*Taucht*, Mr. Trent!« An den in der Nähe stehenden Bahamer gewandt, sagte er: »Einen Daiquiri für unseren Besucher, Robert! Benutz den Mixer und nimm jede Menge Eis. Bitte, setzen Sie sich doch, Mr. Trent, und erzählen Sie mir, wie ich Ihnen helfen kann.«

Ein zäher Brocken, dachte Trent. Doch die meisten Leute, die Geld machten, waren zäh. »Wie ich Ihnen bereits am Telefon sagte, werde ich in etwa vier Wochen nach der *Beau Belle* tauchen.«

»Sie wissen, wo sie ist?«

»Ja«, sagte Trent und beobachtete die veilchenblauen Augen. Nicht einmal ein Zucken, was schon an sich einiges bewies. Rogerton-Smithe war weitgehend und trotz der ganzen Annehmlichkeiten seines Lebensstils ein Gefangener. Trent wechselte die Taktik wie zu Beginn eines Verhörs und versuchte, sich auf die Isolation des Gefangenen zu beziehen, suchte nach einem Weg, über gemeinsame Interessen und Erfahrungen im Beruf eine Verbindung herzustellen.

»Ich nehme an, die *Beau Belle* ist ein Motorsegler. Ich segle mit einem großen Katamaran. Der hat bis auf den Außenbordmotor am Schlauchboot überhaupt keinen Motor. Wenn es sein muß, kann ich den natürlich benutzen.«

»Und wenn er kaputtgeht, bringen Sie ihn einfach in die Werkstatt. Es kommen keine gräßlichen Mechaniker von Land an Bord, die überall Schmierfett hinterlassen. Ein Segen, Mr. Trent. Doch leider ist der Wind recht unzuverlässig, und wenn Sie sich geschäftlichen Dingen widmen müssen ...« Mit einem leichten Achselzucken tat Rogerton-Smithe das Problem ab, als gehöre es in ein vergangenes Leben.

Er nahm eine Rosenschere aus seiner Jackentasche, ging über die fahlen Tonfliesen, die den Swimmingpool umgaben, zu einer weißen doppelten Kamelienblüte hinüber, die die Wassertropfen des Rasensprengers verfärbt hatten, und schnitt Sie ab.

»Verzeihen Sie mir«, sagte er, als er die Blüte in ein neben seinem Sessel stehendes Weidenkörbchen fallen ließ. Er schwenkte den Sessel herum, so daß er Trent ins Gesicht sehen konnte, und bereitete so die Arena vor. Als er sich hinsetzte, zog er seine Hosenbeine hoch, damit keine Knicke entstehen konnten. Er trug handgefertigte Schuhe; selbst die mit Quasten geschmückten Schnürsenkel waren zu makelloser Glätte gebracht worden.

»Ich nehme an, Sie dachten ursprünglich daran, in Südafrika zu überwintern«, sagte Trent.

»Ich habe dort einen Freund.«

»Aber Sie haben sich für Newport umentschieden?«

»Der Motor ging kaputt. Als er repariert war, hatte ich die Wintersaison am Kap verpaßt, und mir wurde ein sechsmonatiges Mietangebot mit der Möglichkeit zum Verkauf gemacht. In Anbetracht der für mich veränderten Umstände war das ein Glück. Traurig, daß es nicht geklappt hat.«

Der Bahamer kam mit Trents Daiquiri zurück; für Rogerton-Smithe hatte er Minztee dabei. Rogerton-Smithe entließ ihn mit einem Wink seiner Hand. »Das ist alles, Robert.«

»Newport kenne ich nicht.«

»Zauberhaft, und viel los.« Rogerton-Smithe gab nicht zu verstehen, daß er irgend etwas bedauerte.

Das mit Newport glaubte Trent, das mit dem Kap aber nicht. »Wurde es Ihnen nicht langweilig?« fragte er.

»Robert liebt Kabelfernsehen«, antwortete Rogerton-Smithe ungeniert. »Ich lese, und der Garten ist auch noch da. Und es gibt eine überraschende Zahl von Einladungen, obwohl nicht immer von den nettesten Leuten. Ein wenig Vorsicht ist durchaus angebracht«, räumte er ein. Das schwache Lächeln galt eher ihm selbst als Trent. »Aber auch ein schlechter Ruf hat durchaus seine Anziehungskraft. Und Nassau ist gemütlicher als das freizügigste Gefängnis, Mr. Trent. Denken Sie nur an

das Geld, daß man sonst versucht ist, für Rechtsanwälte zu verschwenden.« Er nahm einen kleinen Schluck von seinem Tee, beobachtete Trent und versuchte, ein Gespür für Trents Ansichten zu bekommen. Doch eigentlich waren sie ihm wohl ziemlich egal.

Er war wirklich ein ganz schöner Einzelgänger. Wie bei einem Verhör lockte Rogerton-Smithe mit der Chance, zu protzen. »Der Bericht von Lloyd's besteht aus lauter Fakten, enthält aber wenig Substantielles. Vieles in ihm ist für einen Außenseiter viel zu speziell, als daß er es ohne jemanden, der es ihm erklärt und in einfache Worte übersetzt, verstehen könnte.«

»Die Sprache ist vielleicht speziell, die Fakten jedoch könnte ein Kind verstehen«, versicherte ihm Rogerton-Smithe. »Jeder Berufsstand gibt sich gern die Aura des Geheimnisvollen, Mr. Trent. Ich spezialisierte mich auf den Markt der >Schadenexzedenten-Rückversicherungen<, wie wir es nennen. Er ließe sich besser als ein Pokern um völligen Ruin beschreiben. >Pokern< und >Ruin< sind jedoch Worte, die Finanzinstitutionen nicht gerade sympathisch sind.«

Aus offensichtlichen Gründen war Lloyd's ein Thema, das Rogerton-Smithes Bekanntenkreis in Nassau nicht zur Sprache brachte, und der Versicherungsagent freute sich deshalb hier seines Lebens. Ein Schiff, das bei einem Zusammenstoß beschädigt wurde; ein Feuer, das zwei Stockwerke in einem riesigen Hochhaus zerstörte; eine Krankheit, die die Fertigstellung eines Spielfilms verzögerte; Diebstahl, Betrug.

»Alles ganz normale Vorkommnisse«, erläuterte Rogerton-Smithe. »Die Prämien werden entsprechend kalkuliert.«

Eine Schadenexzedenten-Rückversicherung kommt dann ins Spiel, wenn das leicht Vorstellbare und Kalkulierbare zum Unvorstellbaren und Unkalkulierbaren wird. In den achtziger und neunziger Jahren flossen die Petrodollar in Strömen und ließen diesen Wirtschaftszweig expandieren. Tanker mit 350 Metern Länge wurden gebaut, riesige neue Bürokomplexe wurden errichtet; eine Firma nach der

anderen installierte Zentralrechner.

Rogerton-Smithe nippte an seinem Tee und schaute Trent über den Rand seines Glases hinweg an. »Sie müssen begreifen, wie explosionsartig sich der Maßstab der Investitionen durch die moderne Technologie verändert hat, Mr. Trent. Banken und Finanzhäuser verleihen kein Geld mehr, ohne daß für ein Projekt eine Schadenexzedenten-Rückversicherung abgeschlossen wird. Anders wäre jede Entwicklung unmöglich.«

Und ein einzelnes Konsortium verfügte nicht über das Kapital, solche gigantischen Risiken abdecken zu können.

»Nehmen Sie einfach einen Tanker im Wert von einhundert Millionen Dollar«, erklärte Rogerton-Smithe. »Ich decke das Risiko ab, das einen Betrag von fünf Millionen übersteigt, und rückversichere ihn. Der nächste würde weitere fünf Millionen übernehmen und die Sache seinerseits weitergeben. Einen oder zwei Tage später landet die Sache wieder auf meinem Schreibtisch, und ich würde für weitere fünf Millionen zusagen. Mit anderen Worten, ich rückversichere mein eigenes Risiko und nehme eine neue Prämie - ein herrlich schneller und einfacher Weg, um reich zu werden, Mr. Trent. Wir nannten das die >Londoner Spirale<. Schließlich kamen wir in einen Bereich, der jede glaubwürdige Kapazität überstieg und wandten uns an Scheinfirmen an Orten wie den Kaiman-Inseln. Wir wußten ganz genau, daß diese Firmen nie auszahlen würden. Und da das so war, schien es nur vernünftig, daß einige von uns ihre eigene Scheinfirma gründeten, anstatt andere mit den Prämien davonlaufen zu lassen. Vielleicht nicht ganz korrekt.«

Er zuckte die Schultern und verwarf seine Selbstbeurteilung. Sie war unwichtig. »In meiner Jugend galt mein Lebensstil natürlich *nie* als korrekt. Da ich den Leuten jedoch eine Menge Geld verschaffte, war es ihnen egal.« Wieder dieses leichte Schulterzucken und die Andeutung eines Lächelns.

Rogerton-Smithe wirkte wie ein desinteressierter Beobachter seines eigenen Lebens. Als Trent die Tiefen der ausdruckslosen veilchenblauen Augen des



Versicherungsagenten durchforschte, wurde er an die letzte Seite eines Buches erinnert, die mit drei Pünktchen endet... Und danach kommt nur noch Leere.

»Natürlich warnt man die Mitglieder davor, die Gewinne wie Einkommen zu behandeln und zu verbrauchen«, fuhr Rogerton-Smithe fort. »Immerhin gibt es gute und schlechte Jahre, daher muß auch ein Fonds für Notfälle angelegt werden. Es liegt aber auf der Hand, daß dieser Punkt nicht überstrapaziert wird, sonst würde ja kein Mensch mehr in die eigenen Konsortien investieren.«

»Hätten diese Investoren denn überhaupt Gewinne erzielt?«

»Langfristig - das heißt, in zwanzig Jahren - bestimmt. Vorausgesetzt, ihre Gier nahm nicht Überhand.«

»Oder sie gehörten zu Ihren Konsortien?«

Rogerton-Smithe tastete nach der Rosenschere. Damit ging er nicht der Frage aus dem Weg; er hatte nur weit unten an einem rosafarbenen Hibiskus eine verblichene Blüte entdeckt. Ein wenig geriet er außer Atem, als er sich bückte, um die Blüte abzuschneiden, und hustete in ein Taschentuch. Als er es in seinen Ärmel steckte, sagte er: »Am Schluß waren nur noch die Gierigen und die ganz schlecht Beratenen in meinen Konsortien, Mr. Trent. Glücklicherweise wird ein Versicherungsagent vor einem Zusammenbruch im voraus gewarnt. Außerdem hatte ich dieses Haus.«

»Und die Erlöse aus Ihren Scheinfirmen.«

»Ganz genau, Mr. Trent. Obwohl das sich natürlich unmöglich nachweisen ließe, weder innerhalb der sechs Jahre, in denen die Ermittlungsbehörden der USA ihre Nachforschungen anstellen dürfen, noch mit den finanziellen Mitteln, die der britischen Polizei zur Verfügung stehen. Sollte ich ein ehrliches Leben führen, wäre ich in sechs Jahren ein freier Mann, Mr. Trent, und ein reicher dazu. Nun - ich war Ihnen gegenüber ehrlich. Würden Sie jetzt vielleicht auch mir gegenüber ehrlich sein, was Ihr Interesse an der *Beau Belle* anbelangt?«

»Bargeld«, sagte Trent. Sein freimütiges, offenes Lächeln brachte stillschweigend

zum Ausdruck, daß zwischen ihnen eine auf gegenseitigem Verständnis basierende Verbindung bestand - wie bei Wölfen, die von der Oberkante einer Mauer auf eine Herde Mastlämmer blicken, die auf einer Frühlingsweide grast. »Die *Beau Belle* ist für zweihundertfünzigtausend Pfund bei einer Firma versichert, deren rechtmäßige Inhaber auf den Kaiman-Inseln angemeldet sind. Ich dachte, die Eigentümer würden vielleicht die Hälfte dieses Betrages als Provision für einen Bericht herausrücken, der Lloyd's zwingt, zu zahlen.«

»Ah ja!« Für einen Augenblick war Rogerton-Smithe Zungenspitze zu sehen, mit der er sich die Unterlippe befeuchtete.

»Ich will einen hieb- und stichfesten Vertrag«, sagte Trent. »Denken Sie darüber nach. In einer Woche bin ich wieder da.«

Von Rogerton-Smithes Haus kehrte Trent zu Bensons Cousin in der Bank zurück und eröffnete ein Konto. Während er auf seinen Rückflug nach Congo Town wartete, rief er bei Auria an; sie war nicht da, und er bat ihre Mutter an sie auszurichten, daß er jetzt die Position der *Beau Belle* kenne. Danach telefonierte er mit O'Brien und fragte, ob er ihn am folgenden Tag treffen könne.

»Heißt das, Ihre Antwort ist positiv?« erkundigte sich O'Brien.

»Ja«, antwortete Trent.

Wieder zurück in Kemp's Bay fragte er den Mechaniker an der Tankstelle, wo er seinen Kompressor warten lassen könne, und verbrachte eine Stunde in der Strandbar, um mit den Einheimischen über das Tauchen zu diskutieren. Um Mitternacht erwischte er vom Münzfernsprecher aus Auria und wiederholte, er habe den genauen Standort der versunkenen Yacht in Erfahrung gebracht.

»Wir wissen immer noch nicht ganz genau, ob es sich wirklich um die *Beau Belle* handelt, aber ich bin bereit, einmal nachzuschauen«, sagte er. Außer auf der *Golden Girl* eine Fahne zu hissen, konnte er nicht mehr tun, um sich zur Zielscheibe zu machen.

Am späten Vormittag kräuselte innerhalb des Riffs von South Andros nicht die kleinste Welle die Meeresoberfläche. Unter diesen Bedingungen brachte der Außenbordmotor bei halber Kraft das leicht beladene Schlauchboot auf eine Geschwindigkeit von zwanzig Knoten. Der knapp zehn Liter fassende Benzintank gab Trent eine Reichweite von 150 Meilen.

Grün wie Gletschereis und übersät mit den dunklen Schatten der Korallenbänke glänzte das Meer. Backbord lag die von Mangroven gesäumte Küste, weiter landeinwärts auf höherem Gelände waren lichte Kiefern zu sehen, deren Wipfel sich zart gefiedert vom bleichen Blau des Himmels abhoben. Ein halbes Dutzend Fregattvögel schwebte über ihm, draußen im dunkelblauen Wasser jenseits des Riffs schwammen zwei Delphine mit dem Schlauchboot um die Wette.

Direkt vor ihm fuhren zwei bahamische Fischkutter vom Bowen Sound weg; die Mannschaften winkten, als Trent am Bug der Boote vorüberjagte. Die Sonne brannte auf seinen Kopf, er schüttete Meerwasser über sich und legte ein Handtuch auf seinen Eisbeutel. Vor dem äußersten Ende von North Andros war am Rande der Mangrovensümpfe ein Boot vor Anker gegangen, auf dem zwei Weiße und ein schwarzer Führer standen und ihre Angeln nach Bartenwalen auswarfen. Trent schwenkte seinen Arm weit hin und her, der Führer dankte mit einem Winken. Draußen auf See fischte eine über zwölf Meter lange und zum Sportfischen ausgerüstete US-beflaggte Luxusyacht mit der Schleppangel Marline. Alles in allem war es ein nahezu vollkommener Tag, wie man ihn sich besser nicht hätte wünschen können. Vorsichtig bewegte Trent die Ruderpinne, fuhr an Fresh Creek vorbei und steuerte den unterhalb des Chickcharnie Hotels gelegenen Strand an.

Nicht lange danach hatte er O'Brien aufgespürt, der gerade im Schatten einer Fahne an einem Mineralwasser nippte. Der DEA-Agent hatte sich umgezogen und trug

jetzt einen altmodisch wirkenden, verblichenen grüngestreiften Anzug aus leichtem kreppartigem Leinen, wie er hier häufig zu sehen war. Die vertraute abgenutzte Aktentasche lehnte am Stuhlbein, und ein altes, aber starkes Fernglas lag auf dem Tisch. Ein jahrelanger Aufenthalt in der Karibik hatte den Amerikaner gelehrt, sich in der Mittagshitze möglichst wenig anzustrengen. Zur Begrüßung hob er die Hand gerade einen Zentimeter.

»Ein Geburtstagsgeschenk«, sagte Trent und ließ den Eisbeutel neben O'Briens Aktentasche fallen. »Rote Schnäpper. Ich hoffe, Sie haben Verwendung dafür.«

»Nett von Ihnen«, erwiderte O'Brien und warf einen prüfenden Blick auf seine Uhr. »Setzen Sie sich doch! Ich habe uns frische Krebse auf Reis bestellt, den Stolz von Andros.«

Mit einem freundlichen Lächeln schlenderte ein Kellner zu ihnen herüber. Als er die Krebse brachte, bat O'Brien ihn, Trents Fisch im Kühlschrank aufzubewahren und ihm ein Lagerbier zu holen.

Dann wandte er sich wieder an Trent und sagte: »Der Südamerikaner ist Ihnen bis Nassau gefolgt. Mit Ihnen zurückgekommen ist er nicht, und unseres Wissens hat auch kein anderer seinen Platz eingenommen.« Vielleicht fühlte er sich bei dem, was er dachte, nicht besonders wohl, denn gerade beobachtete er, wie eine kleine weiße Sloop in die Bucht einlief. Ohne Trent anzusehen, sagte er: »Wie sich herausstellte, hatten er und sein Freund Verbindungen nach Kuba. Wahrscheinlich bedeutet das Ganze, daß die beiden bereits wissen, was wir vorhaben. Vielleicht überlegen Sie sich unter diesen Umständen die Sache ja noch einmal.«

»Der kubanische Geheimdienst?«

O'Brien zuckte die Schultern. »Da müßte ich Langley fragen. Wenn wir es den CIA wissen lassen, würden sie allerdings die Operation abblasen oder ihre eigenen Männer ins Spiel bringen.«

Das ähnelt ja fast einem persönlichen Kreuzzug, dachte Trent. Er schob das Dossier des Disziplinarausschusses von Lloyd's bezüglich Rogerton-Smithe über

den Tisch: »Was Hewett betrifft, weiß ich jetzt Bescheid. Was haben Sie über die anderen Besatzungsmitglieder an Bord der *Beau Belle* für Informationen?«

»Einer der Neuseeländer schrieb seinen Freunden vor der Abreise eine Ansichtskarte und erwähnte einen Amerikaner namens Mac. Das stimmt mit dem Bericht der kubanischen Marine überein. McKinley Wilson, geboren in Chicago, dreiunddreißig Jahre alt, Single, professioneller Yachtfahrer. Vielleicht hat er in Cancun eine Arbeit angenommen. Überall, wo wir nach ihm Ausschau hielten, ist er nicht aufgetaucht. Die jungen Neuseeländer habe ich auch überprüfen lassen. Sie hatten vor sechs Monaten ihren Abschluß am College gemacht und zu Hause gute Stellen in Aussicht.« Er blickte Trent an. Seine Wut war unverkennbar, auch wenn sie nicht in seiner Stimme durchklang. »Jungs wie die verschwinden nicht einfach spurlos, Mr. Trent. Da läuft jemand herum, der nicht einmal vor Mord zurückschreckt, und das wissen Sie. Sie verhalten sich bewußt auffällig, um sicherzugehen, daß er Sie aufs Korn nimmt. Warum?«

»Dafür bin ich ausgebildet worden«, antwortete Trent.

O'Briens Lächeln war kaum zu sehen. »Um sich umbringen zu lassen? Oder um andere zu schützen?« Er klopfte mit einem Finger gegen die Tischplatte und beobachtete Trent scharf. »Oder wollen Sie, weil Sie so lange aus allem heraus waren, dem Ganzen ein wenig Schwung verleihen?«

»Ist das wichtig?«

»Sie versuchen, sich ein neues Leben aufzubauen. Daher ist es wichtig, Mr. Trent. Ich würde sagen, es ist etwas, über das Sie einmal nachdenken sollten.«

O'Brien holte eine Brille mit Drahtgestell aus einem Metalletui, polierte die Gläser und nahm sich das Dossier von Lloyd's vor. Er las genauso wie er alles andere tat: ein wenig langsam, aber sehr gründlich. Jedes Blatt legte er fein säuberlich auf das vorangegangene; gelegentlich tippte er mit dem Fingernagel dagegen, um die Ränder übereinanderzubringen. Als er fertiggelesen hatte, legte er die Blätter wieder in die Akte zurück und ließ die Akte in den Umschlag

gleiten. Sorgfältig klappte er die Brille zusammen, verstaute sie in ihrem zerbeulten Metalletui und steckte das Etui in seine Brusttasche. Dann schaute er Trent an.

»Vergessen Sie den Schriftkram - was für ein Gefühl hatten Sie bei dem Briten?«

Obwohl der Versicherungsagent Lloyd's eine beträchtliche Menge Geld gestohlen und auf die Seite gebracht hatte, war er Trent nicht als besonders habgierig aufgefallen. Eher war er ihm wie ein Spieler vorgekommen, der gegen die >normale< Gesellschaft antrat und Punkte sammelte. Eigentlich kannte Trent sich jedoch nur auf dem Gebiet des internationalen Terrorismus und des politischen Fanatismus richtig aus. Seit achtzehn Jahren hatte er sich immer wieder in Terroristengruppen eingeschleust. Er war sich über ihre Beweggründe im klaren und wußte, wie sie dachten. Und er wußte auch, wie die Geheimdienste vorgingen, die sie bekämpften. Als Trent jetzt über die kleine Bucht hinwegblickte, hatte er das Gefühl, sonst nicht viel zu wissen. »Ich kann es nicht beurteilen«, meinte er.

»Daß jemand ein Betrüger ist, läßt ihn nicht notwendigerweise zum Mörder werden.« Mit einem kaum merklichen zustimmenden Nicken gab O'Brien zu verstehen, daß Trents Einschätzung mit seinen Gedankengängen übereinstimmte. »Als erstes sollten wir uns um die Yacht kümmern. Ich habe ihre Position, und zwar bis auf ungefähr einhundertachtzig Meter genau. Nachdem wir gegessen haben, werden Sie einen Einheimischen treffen, der die Ausrüstung zur Verfügung hat, mit der Sie die *Beau Belle* seiner Meinung nach finden können. Er weiß auch, wo die Yacht liegt. Der gleiche Mann besitzt auch zwei von diesen neuen kleinen Ortungsgeräten, die über Satellit arbeiten. Es war seine Idee. Damit kommen wir zu den Leuten, die bei Ihnen mit an Bord sind. Zunächst das Mädchen. Ich habe sie sechsmal durch den Computer laufen lassen, und sie bleibt sauber, wenn man es nicht als Verbrechen ansieht, in New

Jersey geboren zu sein. Sie ging auf das Binny College, einem im Norden New Yorks gelegenen Internat für kleine Mädchen, ein katholisches Internat, was ja auch zum Namen paßt, und bekam gute Noten. Keine Strafen wegen Verkehrsübertretungen. Zwei Kreditkarten, keine Probleme mit der Deckung. Der Vater besitzt einige italienische Restaurants, nichts Spektakuläres, aber gehobene Klasse, und zwar in Newport und Oakridge, New Jersey. Ich bat sogar einen Freund, die ganze Familie vom FBI überprüfen zu lassen, was ich normalerweise nicht tue. Der FBI steht zwar auf unserer Seite, aber durch so etwas bekommt er Wind von der Sache, was für ihn günstig sein kann, und dann mischt er sich schneller ein, als man denken kann. Ein Freund von der amerikanischen Bundessteuerbehörde, dem Internal Revenue Service, durchkämmt noch seine Unterlagen. Es dauert zwar eine Weile, bis sich der ERS mit jemandem beschäftigt, doch dann kann man ihm kaum etwas vormachen. Darum zahlen die Reichen auch soviel Geld für Rechtsanwälte, die ihnen Steueroasen suchen.«

Die große Luxusyacht mit den Sportfischern kam um die Landspitze herum, und O'Brien hob sein Fernglas. »Eineinhalb Millionen«, schätzte er und verfolgte mit dem Glas das Luxusboot bis zum Yachtclub von Fresh Creek. »Der Bruder, Marco, ist nur ein Halbbruder. Er ist der Sohn aus der Verbindung der Mutter zu ihrem ersten Mann, der mittlerweile verstorben ist. Rocco adoptierte den Jungen, daher hat er den gleichen Familiennamen. Marco Rocco steht in dem Ruf, ein großartiger Liebhaber zu sein und eine Vorliebe für reiche Frauen von der Ostküste aus den Kreisen um die Hochseeregatten zu haben. Er segelte bei den Ehemännern mit, oft nur zum Spaß. Wenn er sich sein Können bezahlen ließ, dann wahrscheinlich in bar, was sich die Eigentümer leisten können und durch die Steuerfahndung nicht aufzuspüren ist. Als Steuermann ist er für seine halsbrecherischen Manöver an den Bojen bekannt. Auf seinem Girokonto hat er ein paar Tausend Dollar, Kreditkarten besitzt er nicht. Jede Menge Strafmandate wegen Falschparkens, in seiner Jugend drei Geldstrafen wegen zu schnellen Fahrens, die er bezahlt hat.

Seitdem nichts mehr.

Bei den Briten habe ich den jungen Hewett überprüfen lassen. Er hat eine reinere Weste als der Papst, und auch über seinen Vater ist nichts gespeichert.«

O'Brien hob sein Fernglas wieder und musterte ein Paar, das von der Luxusyacht kam und vom Yachtclub herüberspazierte. »Professionelles Interesse?« fragte Trent. »Nein. Eifersucht. Auf die kosmetischen Chirurgen in Miami. Jeder von denen hatte letztes Jahr ein Bruttoeinkommen von achthunderttausend Dollar! Herrgott, für das Geld bauen die Busen um, und ich riskiere für vierhundertzwanzigtausend mein Leben!« O'Brien ließ das Fernglas sinken und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Trent.

»Ich möchte, daß Sie sich Auria Rocco noch einmal anschauen«, sagte Trent. »Sie hinterlegt für die *Golden Girl* eine Sicherheit von zweihunderttausend Dollar.«

O'Brien zog eine Augenbraue etwa einen halben Zentimeter in die Höhe. Wahrscheinlich hatte er seit Jahren nicht mehr so viel Überraschung zu erkennen gegeben. »Eigentlich hielt ich Sie für eine Art fahrenden Ritter, Mr. Trent, dabei haben Sie die ganze Zeit Ihren schlaun Kopf benutzt! Geben Sie mir die Bank und alle Anwälte, die mit der Sache zu tun haben, und ich mache mich sofort an die Arbeit.«

Der freundliche Kellner brachte ihnen ihre Krebse und zwei Biere auf einem Tablett; O'Brien dankte ihm auf seine übliche höfliche Art. »Mögen Sie die Schwarzen, Mr. Trent?«

Wahrheitsgemäß antwortete Trent, daß er sich diese Frage noch nie gestellt habe. Als Geheimagent beurteilte er die Menschen hinsichtlich der Gefahr, in die sie ihn bringen konnten, und nicht so sehr danach, ob sie ihm gefielen oder nicht.

»Nun, dadurch werden Sie sehr anpassungsfähig, was natürlich sehr wichtig ist, wenn Sie hier draußen leben wollen«, sagte O'Brien. »Ich fragte Sie deswegen, weil einige der neuen Leute im Geheimdienst den Inselbewohnern nicht über den Weg trauen, was sehr auffällt. Tatsache ist, daß es hier genauso wie oben in Washington



Korruption gibt. Vielleicht haben die Menschen hier unten aufgrund ihrer Armut nur mehr Gründe dafür. Man sollte sich bei der Auswahl der richtigen Leute einfach genug Zeit lassen. Im Laufe der Jahre habe ich eine Menge guter Freunde hier gewonnen; und bin stolz, sie kennen zu dürfen. Sie kommen aus allen Lebensbereichen. Keiner von ihnen hat mich je im Stich gelassen, und auch ich lasse keinen von ihnen im Regen stehen. Wie ich bereits bei Miss Mary sagte: Sie wurden reingelegt, und ich erwarte eine gewisse Zeitlang nicht, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Ich werde es mir verdienen müssen. Wenn ich Ihnen jedoch den Namen eines Mannes gebe, ist das etwas anderes. Ihm müssen Sie Ihr Leben anvertrauen. Wir wollen zusammenarbeiten, und ich wünsche mir, daß Sie das im Hinterkopf behalten.«

»Danke«, sagte Trent.

O'Brien lachte leise in sich hinein. »Gern geschehen. Wir sind dabei, eine Ehe aufzubauen, Mr. Trent. Und das ist eine sehr schwierige Sache.«

## 10

Nach dem exzellenten Mittagessen fuhr Trent um drei Uhr nachmittags mit dem Schlauchboot die Küste entlang. O'Brien hatte ihm gesagt, zehn Meilen südlich von Fresh Creek würde er den Mann mit dem Magnetometer treffen, der sich auf einem kleinen roten Fischerboot aufhielte. »Sie haben sich ja bereits als Lockvogel in Szene gesetzt, Mr. Trent. Er ist der einheimische Polizist. Wir wollen doch nicht, daß die Leute verschreckt werden, weil man Sie zusammen mit ihm sieht.«

Trent entdeckte das kleine Fischerboot, das auf einen schmalen Strandstreifen hochgezogen war. Er zog auch das Schlauchboot auf den Sand und fand den bahamischen Polizisten, der im Schatten auf dem Rücken lag. Ein Strohhut mit breiter Krempe und ausgefransten Rändern verbarg das Gesicht des Mannes. Eine zerrissene Baumwollshorts reichte ihm bis über die Oberschenkel. Einem Kind

wäre die Shorts zu eng gewesen; an dem Bahamer hing sie herunter wie ein Sack. Noch nie hatte Trent außerhalb eines Hungergebietes einen so dünnen Menschen gesehen. Seine Hautfarbe war tiefschwarz, und das getrocknete Salz vom Meerwasser umsäumte seine Rippen wie die Schattierungen einer Konturkarte. Mit einer Hand, deren lange, knochige Finger Trent an getrockneten Seetang erinnerten, schob er seinen Hut zurück. Ohne jede weitere Bewegung musterte er Trent mit bedächtiger Neugier von oben bis unten; die großen, dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen.

»Mr. Trent? Skelly. Das ist nicht gerade originell, aber so werde ich genannt.« Das träge Lächeln ließ unglaublich weiße Zähne aufblitzen. Er sprach mit dem Akzent der englischen Oberklasse, wobei er die Vokale etwas weicher aussprach. Mit seinem Hut verscheuchte er eine Fliege, und Trent sah, daß er entweder kahlköpfig war oder sich den Schädel rasiert hatte. Sein Alter lag irgendwo zwischen achtzehn und achtzig.

Die Hände flach auf dem Sand, drückte sich Skelly in eine sitzende Position hoch - und immer höher. Seine Arme waren so lang, daß er die Füße unter sich nach hinten schwingen konnte, wobei die Knie höher in die Luft ragten als seine Ohren. Er erhob sich und wurde immer größer; wie ein aus seiner Flasche entlassener Flaschengeist stieg er vor Trent in die Höhe und stand schließlich in seiner ganzen Größe von über zwei Meter zehn aufrecht da.

»Ich bin leicht zu erkennen, Mr. Trent«, sagte er mit dem gleichen trägen Lächeln wie zuvor. Sein Blick war freundlich, er lachte über sich selbst. »Darum hat Mr. O'Brien wohl auch gedacht, wir sollten uns draußen vor der Stadt treffen. Er ist ein netter Mann und ein sehr guter Freund von mir. Er war auch so freundlich, mir ein paar Auszüge aus Ihrer Akte zu zeigen - eine erschreckende Lektüre. Wir leben hier vom Tourismus, Mr. Trent, daher wollen wir nicht, daß zu viele Leichen an den Strand gespült werden.«

»Ich will in kubanischen Gewässern tauchen«, sagte Trent. »Das hat mir Mr.

O'Brien auch berichtet. Ich kenne die Position der Yacht und habe eine Karte dabei, auf der wir nachschauen können.« Ein halbes Dutzend Schritte, jeder mit einer Länge von anderthalb Metern, beförderten Skelly zu seinem Boot; vorsichtig zog er die Plane über der im Bug verstauten Ausrüstung zurück. »Haben Sie schon einmal ein Magnetometer benutzt, Mr. Trent?« Trent verneinte.

Skelly öffnete den Deckel eines Gerätes, das einer großen, stählernen Butterbrotdose glich. Das rechte Drittel wurde von einer Schreibanzeige eingenommen, links davon lagen zwei Reihen von je vier Druckschaltern, eine Reihe mit zwölf Schaltern und ein kleiner Bildschirm für die Flüssigkristallanzeige. Die Anzahl der Schalter erfüllte Trent mit bösen Vorahnungen. Er war geschickt im Zerstören; er konnte eine Pistole oder ein automatisches Schnellfeuerge-  
weh-  
r mit geschlossenen Augen auseinandernehmen und wieder zusammensetzen, konnte aus dem Inhalt eines Küchenschran-  
kes Sprengkapseln und Zünder bauen. An seinen Außenbordmotor ging er aber eher vorsichtig heran und nahm lieber einen Ersatzmotor mit. »Eigentlich ganz einfach, solange man sich nicht durcheinanderbringt, indem man die Handbücher liest«, erzählte ihm Skelly. »Das ist ein G-866 von EG & G. Es registriert das Magnetfeld unterhalb des Sensors; wenn Sie nicht weiter an der Technik interessiert sind, stellen Sie sich diesen Sensor am besten wie einen auf Eisen reagierenden Metalldetektor vor. Das in diesen Gewässern normalerweise vorhandene Magnetfeld hat eine Stärke von 56,8 Kilogammas; darauf habe ich das Gerät auch geeicht. Sie brauchen es also nur noch einzuschalten und die Flüssigkristallanzeige zu beobachten. Wenn sich der Sensor über ein Stück Metall hinwegbewegt, verändert sich der Wert sofort. Ich habe Ihnen eine Kurve aufgezeichnet, die die Abweichungen angibt, die Eisenmassen verschiedenen Gewichts bis zu einer Tiefe von etwa dreißig Metern bewirken. Bei einem Preis von fast sechzehntausend Dollar werden gar nicht so viele Geräte dieser Art gebaut, Mr. Trent. Sollten die Kubaner dicht hinter ihnen her sein, lassen Sie das Gerät bitte vorher verschwinden, damit es nicht bis in mein Büro

zurückverfolgt werden kann.«

Zusammen mit einer am Sensor befestigten und in einer schwimmfähigen Hülle untergebrachten Kabelrolle brachte er das Magnetometer in Trents Schlauchboot. Gemeinsam fuhren sie von der Küste aufs offene Meer. Trent ließ das Kabel über dem Heck abrollen, während Skelly die Krokodilklemmen des Magnetometers an der 12-Volt-Batterie des Außenbordmotors befestigte. Ein kleiner Wasseranker aus Baumwollgewebe am Ende des Sensors hielt das Kabel straff.

»Schleppen Sie das Gerät mit einer Geschwindigkeit von fünf Knoten hinter sich her«, unterwies ihn Skelly. »Ihr Echolot müssen Sie neben dem Magnetometer aufbauen, damit Sie beides im Auge behalten können. Mit einer Hand halten Sie das Navigationsgerät. Und legen Sie sich eine Markierungsboje zurecht, die Sie über Bord werfen können.«

Skelly übernahm das Ruder und fuhr das Schlauchboot an einem Brett vorbei. Trent sah, wie die Anzeige auf 3,7 Gammas hochschnellte. Skelly fuhr im Kreis zurück und ein wenig links neben das Brett. Das Magnetometer registrierte eine Abweichung von 8,7 Gammas. Der Bahamer drehte eine weitere Runde und hielt etwas weiter vom Brett entfernt links von ihm an. Die Anomalie fiel auf einen Wert von 3,0 zurück. Skelly zeigte Trent die Kurve. »Wir befinden uns hier in ungefähr sechs Meter tiefem Wasser; eine Abweichung von 8,7 Gammas gibt etwa zehn Kilo Eisen an, was der Länge der Kette entspricht, die ich hier ins Wasser fallen ließ. Sie werden ungefähr in der gleichen Wassertiefe suchen. Es wäre schön, wenn Sie abschätzen könnten, wieviel Eisen sich an Bord dieser Yacht befindet. Nun, es ist ein großer Motorsegler, und einige Tonnen werden mindestens zusammenkommen, so daß es leichtfallen sollte, die Yacht zu finden. Ich habe mit dem Gerät schon erfolgreich nach Booten von Drogenschmugglern gesucht, die versenkt wurden, damit sie nicht in unsere Hände fielen; aber das war bei Tageslicht, und ich konnte das Suchgebiet markieren. Bei der Kubanern ist das eine andere Sache. Ich würde sagen, für die Navigation müssen Sie sich da noch

etwas einfallen lassen.«

Wieder am Strand zurück, faltete Skelly eine Karte auseinander. Das Versenken der *Beau Belle* war gut geplant gewesen. Die Yacht war in nordwestlicher Richtung den Old Bahama Channel entlangefahren bis an eine Stelle, an der das Riff von der kubanischen Küste weg eine Ausbuchtung zur Schifffahrtsstraße hin zeigte. Anstatt das Riff zu umfahren, hatte die *Beau Belle* ihren Kurs beibehalten und lag jetzt mitten in den seichten Gewässern zwischen der Küste und dem Rand des Riffs. Die Karte warnte vor starken Strömungen; außerdem waren in jener Nacht zwei Leuchttürme ausgefallen, und es hatte stark geregnet. Wäre der Skipper von den Kubanern gefangengenommen worden, hätte er einfach gesagt, er habe sich im Zeitpunkt für den Kurswechsel geirrt. Es wäre eine gute Geschichte gewesen, insbesondere dann, wenn sie noch durch Fehler im LORAN-System gestützt wurde.

»Falls wir nachts tauchen müssen, wäre es hilfreich, zu wissen, wie zuverlässig die Leuchttürme der Kubaner arbeiten. Könnte man so etwas die amerikanische Küstenwache fragen, ohne sie in Aufruhr zu versetzen? Sagen wir, für das letzte halbe Jahr?«

»Kein Problem. Heutzutage werden solche Informationen im Computer gespeichert.« Auf seinem Fischerboot schloß Skelly den Bugspind auf und zog ein in Plastik eingewickeltes Päckchen hervor, in dem sich zwei tragbare, satellitengestützte Magellan-Navigationsgeräte und ein Handbuch befanden. Als nächstes kamen eine Smith & Wesson mit kurzem Lauf und verdecktem Hahn zum Vorschein, drei Schachteln mit Patronen und ein Waffenschein in einer wasserdichten Hülle. Skelly schaute mit grimmigem Blick auf Trent herab. »Mr. O'Brien glaubt, daß hier ein Mörder unterwegs ist. Ich will nicht wissen, welche Waffen Sie auf Ihrem Boot versteckt haben, aber sollten Sie auf den Bahamas jemanden erschießen müssen, wäre es besser, sie tun das mit einer Waffe, die Ihr rechtmäßiges Eigentum ist. Rufen Sie in diesem Fall im Hauptquartier an und verlangen Sie Inspektor Skelly. Geben Sie Ihren Namen mit Archibald an, wenn

sich die Auseinandersetzung in einem gewissen Rahmen hält, und mit Victor, wenn es ein Massaker war. In ein paar Stunden bin ich wieder im Büro. Wenn nötig, können wir uns eine Erklärung für unseren Kontakt ausdenken.«

Er reichte Trent den Revolver und lächelte, als fiel ihm dabei ein Stein vom Herzen. »Führen Sie ihn immer mit sich, Mr. Trent. Wenn das bedeutet, daß Sie Socken anziehen müssen, um ihn irgendwo zu verstecken, dann tun Sie es. Verglichen mit dem Verlust des Lebens sind schwitzende Füße noch das geringste Opfer.«

Zurück an Bord der *Golden Girl* braute sich Trent einen Kaffee, bevor er sich mit einem leeren Blatt Papier an den Kartentisch setzte. In der Mitte kennzeichnete er die vorläufige Position der *Beau Belle*. Die Angabe war bis auf etwa einhundertachtzig Meter genau. Das Suchgebiet war demnach schätzungsweise zweiunddreißigtausend Quadratmeter groß. Rechnete er die Strecke für das Wendemanöver am Ende jeder Runde dazu, kam er für eine Durchquerung auf viereinhalb Minuten.

Er würde also nachts in einem fünf Meter langen Schlauchboot sitzen. Selbst eine Taschenlampe konnte die Kubaner auf ihn aufmerksam machen, daher mußte das Suchmanöver nach einem einfachen Schema ablaufen. Quer zum Wind oder quer zur Wasserströmung zu fahren, würde den Sensor vom Kurs abbringen, daher überprüfte er die Angaben im Seehandbuch. Sowohl der auflandige Wind als auch die ebenfalls zum Land gehende Strömung gaben ihm eine auf die geographische Breite ausgerichtete Bezugslinie an die Hand. Fünfundzwanzig Meilen weiter nördlich und auf der anderen Seite des Old Bahama Channels würde in einer klaren Nacht der Leuchtturm von Lobos Cay zu sehen sein. Wenn er bei jeder Runde diesen Leuchtturm ansteuerte, könnte er die Fahrtstrecken gut kontrollieren.

Nach Möglichkeit wollte er die Suche allein durchführen. Er wartete bis ein Uhr morgens, bevor er lautlos mit dem Schlauchboot von der *Golden Girl* wegglikt. Mit einer Verlängerung an der Ruderpinne konnte er gleichzeitig steuern und sich über

das Magnetometer beugen. Ein zwanzig Meilen nördlich vom Tongue of the Ocean liegender Leuchtturm diente ihm als Zielpunkt. Nach zwei Stunden intensiven Übens wußte Trent, daß er noch zwei Augen mehr für das Manöver brauchte. Marco mußte die *Golden Girl* segeln, damit blieben nur Auria oder Richard übrig.

Trent verstaute das Kabel des Magnetometers und setzte sich in das sanft schaukelnde Schlauchboot. Die Hitze des Tages ließ den Horizont unter einem leichten Dunstschleier verschwimmen, aber der Himmel über ihm war klar, und er konnte die dunklen Flecken auf dem fast vollen Mond erkennen. Ein Hauch schwüler Luft aus den Sumpfgebieten trieb ihm vom Einschnitt zwischen North und South Andros entgegen. Jetzt konnte er sie spüren, diese vertraute Unbeschwertheit, die im Kopf entstand, wenn die ersten schwachen Spuren eines Gesamtbildes erkennbar wurden. Es war immer das gleiche - diese Konzentration auf die Fakten, auf das, was wirklich geschehen war. Hinterher kam das langsame Auseinanderpflücken der Gründe und zum Schluß die Motivation. Er blickte zur Küste hinüber und malte sich aus, wie die Operation wohl ablaufen würde. Kuba ...

## 11

Als Offizier der kubanischen Marine wurde Roddy de Sanchez seinen Prinzipien vielleicht ein wenig untreu, wenn er sich unter der Woche jeden Morgen vor dem Frühstück schwitzend mit den bei der US Air Force üblichen Übungen abrackerte. Am Wochenende joggte er. Auf dem Wecker an seinem Bett war es sechs Minuten nach sieben, und er hatte sich wie ein Embryo zusammengerollt, als seine Mutter die Treppe hochrief, er werde am Telefon verlangt. Bis Roddy sich in seinen Bademantel und die Treppe hinunter zum Apparat in der Eingangshalle gequält hatte, vergingen einige Minuten. Mittlerweile hatte der Anrufer aufgelegt, oder die Verbindung war unterbrochen worden.

Roddy goß sich in der Küche eine Tasse Kaffee ein, setzte sich an die Frühstückstheke und beobachtete, wie seine Mutter den Brotteig knetete. Soweit Roddy zurückdenken konnte, hatte seine Mutter ihr Brot selber gebacken. Das sei wie eine Therapie, behauptete sie. Sie stopfte auch gerne Socken. Das Waschen und Bügeln, das übrige Kochen und die Hausarbeit überließ sie einem Hausmädchen und der Cousine, die bei ihnen lebte, seit deren Mann sie verlassen hatte.

Roddys Mutter war eine kleine, zart gebaute Frau. Eine Serie kleinerer und größerer Schicksalsschläge in den letzten Jahren schien ihr die Sanftheit, die frühe Fotos zeigten, genommen zu haben, als wäre das Sanfte nur die oberflächliche Tarnung für eine innerlich Qualen ausstehende Märtyrerin gewesen.

Um Viertel nach sieben klingelte erneut das Telefon, und um fünf vor halb acht klingelte es schon wieder, jeweils nur ein paarmal, so daß Roddy kaum die Chance hatte, rechtzeitig zum Hörer zu kommen, selbst wenn er das gewollt hätte. Der Zeit zwischen den Anrufen entnahm er eine Information: Der Engländer, Trent, war damit einverstanden, daß seine Yacht gechartert wurde. Als es das zweite Mal klingelte, rief Roddy die Vermittlung an und meldete eine mögliche Störung. Seine Mutter schaute von ihrer Brotproduktion auf und wartete, bis er das Telefonat beendet hatte.

»Roddy, ich flehe dich an, sei bloß vorsichtig!« sagte sie und streckte ihm ihre Arme entgegen; dann erinnerte sie sich an das Mehl an den Händen und stand einen Moment unschlüssig und kläglich da.

Roddy erwiderte: »Ist schon gut, Mama. Wird schon nichts passieren. Wirklich, das verspreche ich dir.«

Als Kind des Bürgerkrieges wußte Roddys Mutter von mehr zerstörten Hoffnungen zu berichten, als ihr lieb war. Sie schwelgte in den Bruchstücken dieser Hoffnungen wie andere Frauen ihres Alters in ihren Tagträumen vom Wiederauftauchen vergangener Liebhaber. Die einzigen Liebesabenteuer, von



denen sie träumte, waren die ihres Mannes, wenn seine Pflichten ihn dazu zwangen, die Nacht im Hauptquartier zu verbringen. Seufzend wandte sie sich wieder dem Teig zu, während Roddy auf sein Zimmer zurückkehrte, sich duschte und anzog.

Sein Frühstück bestand aus Joghurt mit Haferflocken und einer zweiten Tasse Kaffee aus frisch gerösteten Bohnen. Bevor er das Haus verließ, telefonierte er noch mit Estoban Tur und verabredete mit ihm ein Treffen für den späteren Vormittag.

Die Männer aus der Generation seines Vaters waren die Begründer der kubanischen Revolution gewesen. Roddys Altersgruppe war mehr an Designer-Kleidung, den neuesten Tanzrhythmen und den Möglichkeiten interessiert, an amerikanische Dollars zu gelangen. Die ideologische Besessenheit der ausländischen Besucher aus Südamerika, die mit Hilfe der Abteilung Drei in ihren Heimatländern den Aufstand pflanzen, war ihnen eher peinlich. Roddy hatte seine normale Kleidung zu Hause gelassen und gegen eine khakifarbene Freizeithose, ein billiges T-Shirt und Sandalen eingetauscht. Er parkte seinen MG in einiger Entfernung vom Hafenbezirk, in dem ein baufälliger Häuserblock die Abteilung beherbergte, die über ein Dutzend Eingänge aus den vielen belebten Gassen ermöglichten es Besuchern, unbemerkt ein und aus zu gehen.

Estobans Büro im ersten Stock war schlecht beleuchtet, schmutzig und stank nach kaltem Tabakrauch und Schweiß. Obwohl das Zimmer mehr als zwanzig Quadratmeter groß war, bestand die Einrichtung nur aus einem Dutzend Chefsesseln mit geflickten Sitzflächen, die um einen Konferenztisch aus Furnierholz herum gruppiert waren. Etwa dreißig Zentimeter von der Tischkante entfernt bildeten die von den Kaffeetassen stammenden ringförmigen Flecken einen durchgehenden Rand; die Tischkante selbst war von den Brandspuren unzähliger Zigaretten gezeichnet.

Unrasiert und in dem zweiten seiner beiden braunen Polyesteranzüge paßte Estoban in die Umgebung. »Was bringt dich in die Slums?« fragte er und wies auf einen Sessel am Tisch. Er selbst ließ sich in einen anderen Sessel fallen, der Roddy gegenüberstand.

»Der Mann, den du haben willst: Trent«, erwiderte Roddy.

Eine Membran schien über Estobans Augen zu gleiten; plötzlich wirkten sie ausdruckslos und ohne jede Tiefe.

Entnervt sagte Roddy: »Ich denke, daß ich ihn jetzt für dich hergelockt habe.«

Er hatte eine Karte von der Nordküste Kubas mitgebracht, faltete sie auf dem Tisch auseinander und wiederholte Marco Roccas Bericht über das Sinken der *Beau Belle*. Der Marinenachrichtendienst hatte durch seine Befragung des amerikanischen Besatzungsmitglieds Interesse an der Sache bekommen und das Außenministerium gebeten, die Kopien aller mit der Yacht zusammenhängenden Korrespondenz an ihn weiterzuleiten.

Presseberichte darüber, daß die Yacht durch Beschuß versenkt worden war, hatten eine nicht enden wollende Flut von Briefen sowohl von der britischen als auch von der neuseeländischen Regierung ausgelöst. Auch seitens der Versicherer bei Lloyd's wurde um Informationen gebeten.

»Sie ist auf eine Viertelmillion Pfund Sterling versichert, und Lloyd's will nicht zahlen, solange keine Klarheit besteht, warum die Yacht gesunken ist.« Roddy schob eine Akte mit den Kopien der Korrespondenz über den Tisch zu Estoban hinüber. »Die Leute, die in die Sache verwickelt sind, suchten jemanden, der Beweismaterial beschaffen soll. Unser Agent vor Ort brachte Trents Name ins Spiel, und man hat ihn engagiert.«

Estoban lehnte sich in seinem Sessel zurück und blätterte in den Seiten der Akte. Er schien es für unter seiner Würde zu halten, sich genauer damit zu beschäftigen, oder er hatte kein Interesse. Schließlich blickte er auf. »Befindet sich die Yacht in kubanischen Hoheitsgewässern?«

»Wir gehen davon aus; zumindest hat sie sich ihnen weit genug genähert«, antwortete Roddy. »Was ich jetzt brauche, sind Peilgeräte, die auf Trents Ausrüstung reagieren, damit wir ihn nicht verlieren.«

»Aus der technischen Abteilung des Büros? Damit die Operation meine Handschrift trägt?« Estoban drückte die Fingerspitzen beider Hände flach auf den Brief, den er gerade überflogen hatte, nickte und lächelte. Ein richtiges Lächeln war es eigentlich nicht, und es machte auch weit vor seinen Augen halt. Er klappte die Akte zu und stieß sie zurück, so daß sie von der Tischkante in Roddys Schoß rutschte. »Ich will ihn lebendig, Roddy. Treibt ihn an Land.«

Den Tag verbrachte Trent damit, Proviant und Ausrüstung zu bestellen, die Geräte zu überprüfen und die Preßluftflaschen wieder aufzufüllen. Am späten Nachmittag ruderte der Fischer, der als Aufpasser fungierte, auf das Meer hinaus. Er hatte einen braunen Umschlag dabei, von dem ihm der Polizist gesagt hatte, die Schiffspapiere der *Golden Girl* wären darin.

Trent wartete, bis der alte Mann gegangen war, bevor er den Umschlag öffnete. Skelly hatte die über Fax eingetroffenen Berichte von der US-Küstenwache zwischen zwei Stücke Pappe gelegt, damit sich der Inhalt des Umschlags so anfühlen würde, wie er sich anfühlen sollte. Beginnend mit einem drei Wochen vor der Abreise der *Beau Belle* aus Angola liegenden Datum zählte das Fax alle Betriebsstörungen der beiden relevanten Leuchttürme an der kubanischen Küste auf. Die kürzeste Störung hatte zwanzig Minuten gedauert, die längste drei Stunden. Nie waren beide Leuchttürme gleichzeitig außer Betrieb gewesen, doch die Häufigkeit der Ausfälle hatte zugenommen. Schließlich war eine offizielle Warnung ausgegeben worden, daß beide Leuchttürme wegen Reparaturen für mindestens achtundvierzig Stunden nicht in Betrieb sein würden. Die *Beau Belle* sank in der zweiten Nacht der Reparaturperiode, danach wurden keine weiteren Betriebsstörungen mehr verzeichnet.

Also war die Versenkung der *Beau Belle* sicherlich von jemandem geplant worden, der

offiziell Zugang zu den Leuchttürmen hatte. O'Brien zufolge war Trent seit seinem Treffen mit Pepito von zwei Südamerikanern mit Verbindungen nach Kuba beschattet worden, bis er Rogerton-Smithe seinen Plan mitgeteilt hatte, nach der Yacht zu tauchen. Auf der Grundlage dieser beiden Tatsachen hätte Trent ein Dutzend Szenarien entwickeln können, deswegen kümmerte er sich nicht weiter darum. Statt dessen zog er das Schlauchboot auf den Strand und rief über den Münzfernsprecher bei Auria an.

Auria und Marco Rocco landeten zusammen mit Richard Hewett mit dem Flugzeug aus New York auf dem Flughafen Paradise Island. Marco war mit seinem unfehlbaren Charme als erster durch die Zoll- und Paßkontrollen gelangt. Er trug eine verblichene Baumwollhose, T-Shirt, Turnschuhe und Tropenhut; eine große blaue Reisetasche aus Nylon, an deren Griffen Taucherflossen festgebunden waren, hatte er über seine Schulter geworfen. Mit einer Sonnenbrille wedelte er zu Trent hinüber und brüllte: »Hey, Skipper! Wie geht s?« Dann schoß er durch das Empfangsgebäude, umarmte Trent wie ein Bär und schlug ihm auf die Schultern. »Toll, dich wiederzusehen!«

So oberflächlich die Herzlichkeit auch war, sie wirkte natürlich und man konnte ihr kaum widerstehen. Doch auch seine Schwester hatte er nicht vergessen; er ließ die Reisetasche vor Trents Füße fallen und bahnte sich seinen Weg durch die Urlauber zurück, um sich Aurias Tasche zu schnappen.

Richard kam hinter Auria her, unbeholfen wie immer und in viel zu warmer Kleidung für das Klima. Mit seiner Schlankheit, seiner Größe und seiner spitzen Nase verhinderte nur sein mangelndes Selbstvertrauen, daß er attraktiv wirkte -offensichtlich hatte er ständig das Gefühl, deplaziert zu sein. Im Gegensatz dazu hätte Auria mit ihrem drahtigen, muskulösen Körperbau und dem kurzen Haar leicht als Tennisprofi oder Tauchlehrerin bei einer der mondänen Ferienanlagen Nassaus durchgehen können. Trent spürte jedoch, daß sie sich in den wenigen Tagen verändert hatte. Sie schien ihre Beziehung zu ihm jetzt mit

Argwohn zu betrachten; das spontane Lächeln war verschwunden. Das beabsichtigte Unternehmen schien für sie keinen Spaß mehr zu beinhalten. Sie ist jetzt rein geschäftlich unterwegs, dachte Trent, als er sie beobachtete, und er war sich sicher, daß sie Anweisungen erhalten hatte, denen sie sich nur widerwillig fügte. Offensichtlich war sie wütend darüber, in eine Falle gegangen zu sein, und schämte sich.

Auria bat Richard, Marco dabei zu helfen, ein Taxi zu finden und ihr Gepäck in den Wagen zu laden. Als sie allein mit Trent war sagte sie, daß sie einen Rechtsanwalt aufgesucht habe und daß der Chartervertrag, die Zahlungsanweisung und der Garantievertrag über 200 000 Dollar vorbereitet wären. Es fehlte nur noch jemand, der die Unterschriften beglaubigte, und eine Bank zur Hinterlegung der Summe.

Sie nahmen ein Taxi über die Brücke nach Nassau; Marco saß vorne neben dem Fahrer und äußerte sich mit dem für ihn üblichen Enthusiasmus zu allem, was ihm gerade einfiel: Frauen, Boote, Architektur. Das Leben und was so dazugehörte bereitete ihm sichtlich Vergnügen.

Richard, zwischen Auria und Trent eingeklemmt, hüllte sich die ganze Fahrt über in Schweigen; seine Hände waren zwischen den Knien gefaltet. Trent vermutete, daß er und Auria sich gestritten hatten. Richard würde die Suche unbedingt abblasen wollen und auch dagegen sein, daß Auria ihr Geld riskierte, wenn er überhaupt davon wußte. Jetzt hatten sie keine Zeit mehr zu streiten, und so blickte Richard düster aus dem Taxifenster, während sie über die Brücke fuhren.

Trent gab Marco die Adresse eines Schiffsausrüsters und eine Liste der Ausrüstungsgegenstände, die er bereits bestellt hatte; Auria schlug vor, Richard solle ihren Bruder begleiten - in einer Stunde wollten sie sich dann alle im Restaurant Captain Nemo an der Hafenpromenade wieder treffen.

Die Bank war ein klimatisierter Glaswürfel. Das Büro lag im fünften Stock,

und der Cousin des britischen Geheimdienstmitarbeiters empfing Auria und Trent am Fahrstuhl. Groß, schlank, mit braunen Augen und braunem Haar, Mitte Vierzig, legte er die typische Eigenart der britischen Oberklasse an den Tag, trotz eines perfekt geschnittenen Anzugs und der Krawatte eines Kricket-Clubs den Eindruck zu erwecken, sich nachlässig zu kleiden. Eine Stirnlocke, die ihm über das rechte Auge fiel, ließ ihn schüchtern wirken, als er Aurias Hand schüttelte.

»Schön, daß Sie gekommen sind« sagte er, als ob sie einen langen Umweg über kleine Landstraßen gemacht hätten und zum Nachmittagstee auftauchen würden. »Trent, nicht wahr? Und Miss Rocco? Peter Benson. Bitte, setzen Sie sich doch!« Der Bankier führte Auria zu einem bequemen Sessel, der im schrägen Winkel zu seinem Schreibtisch stand: »Draußen ist es fürchterlich heiß. Ein kaltes Getränk gefällig?«

Er drückte den Knopf der Sprechanlage auf dem Schreibtisch: »Sybil, könntest du so nett sein und uns zwei Gläser Zitronensaft mit viel Eis hereinbringen?« Die Sprechanlage ausschaltend rückte er ein auf dem Schreibtisch stehendes Foto im Silberrahmen zurecht, als wäre es ein Talisman, der ihn mit der wirklichen Welt draußen verbinde. Dann blickte er zu Auria hinüber, höflich, fragend, ein wenig unsicher, aber entschlossen, hilfreich zu sein. »Mr. Trent erwähnte im Zusammenhang mit einem Garantievertrag einige Schriftstücke, Miss Rocco.«

Auria entnahm ihrer Sporttasche aus Nylon den dicken weißen Umschlag ihres Anwalts.

Ein leises Klopfen an der Tür kündigte eine Bahamerin mittleren Alters mit einem silbernen Tablett an - weiße Bluse, schwarzer Rock, eine an einer Goldkette hängende Brille. Rasch erhob sich der Bankier, dankte ihr überschwenglich für ihre Mühe und nahm ihr das Tablett ab. Auria ein großes, mattiertes Kristallglas reichend machte er unnötigerweise großes Aufhebens

darum, ob der Zitronensaft vielleicht zu süß oder nicht süß genug wäre.

Trent hätte erwartet, daß sich Auria von dem Bankier irritiert zeigte. Statt dessen ging sie auf ihn ein, flirtete und gab sich alle Mühe, einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen.

Der Bankier ließ eine Brille auf seine Nase gleiten, studierte die Dokumente, warf sie unbeholfen durcheinander, als ob er solche Dinge überhaupt nicht gewohnt sei, und schien die Seiten zu überfliegen, ohne dabei zu erwarten, ihren Inhalt vollständig zu begreifen. Getönte Brillengläser verdeckten seine Augen; bevor er Auria ansprach, setzte er die Brille ab: »Ja, es scheint so ziemlich alles in Ordnung zu sein. Natürlich ist das Ganze etwas ungewöhnlich.« Eine leichte Bewegung seiner Hände deutete an, daß er alles ungewöhnlich fand, was über seinen Schreibtisch ging, und daß das an ihm selbst lag.

Auria reagierte mit einem Lachen und beugte sich in ihrem Sessel nach vorne: »Auf dem Tennisplatz bin ich ganz gut, aber mit diesen Dingen ...« Sie öffnete die Hände, so daß er die von den Schlägern verursachten Schwielen sehen konnte. »Ich meine, ich habe dem Anwalt einfach gesagt, was ich wollte, und dachte, es wäre mit einer Seite getan. Doch dann kam er mit dem hier. Die Gebühr, die er dafür genommen hat... Ich hoffe nur, es macht alles Sinn.«

Der Bankier lachte leise in sich hinein und meinte, er sei sich dessen sicher. Mit seiner Körpersprache gab er zu verstehen, daß er und Auria sich bereits miteinander angefreundet hatten und einander ebenbürtig waren - immerhin gehörte das Geld ihr. Durch seine Funktion als Bankier stand er ihr zu Diensten, Trent war Angestellter. Der Bankier wandte sich an Trent und erklärte: »Miss Rocco hinterlegt bei der Bank für den Fall, daß Ihr Boot auf See unter Bedingungen beschlagnahmt wird der verlorengelassen, die Ihre Versicherer nicht zufriedenstellen, eine Sicherheit von 200 000 Dollar. Der Garantievertrag gilt über den Zeitraum, in dem Ihr Katamaran von Miss Rocco gechartert wird. Miss Roccas Bank steht für die Summe ein. Das Ganze scheint mir eine äußerst

befriedigende Vereinbarung zu sein.«

Er reichte Trent den Chartervertrag, in dem eine Nebenklausel der anderen folgte, und alles auf Juristenenglisch. Um alle Implikationen des Vertrages zu begreifen, hätte es der Erklärungen eines Anwalts bedurft. Doch war das Substantielle des Garantievertrags real genug: 200 000 Dollar würden auf eine Bank in New Jersey eingezahlt, ferner wurde an dieselbe Bank eine Zahlungsanweisung über 10 000 Dollar erteilt, um die Kosten der Expedition abzudecken.

»Wir müssen unterschreiben«, sagte Auria. Plötzlich war sie bestrebt, das Treffen zu beenden. »Ja, natürlich.« Die Hände des Bankiers flatterten nervös über die Schreibtischplatte, schienen um Entschuldigung für jede Verzögerung zu bitten. »Ich bin sicher, daß alles zu Ihrer Zufriedenheit ausgefallen ist, Mr. Trent.« Er betätigte wieder die Sprechanlage und sagte seiner Angestellten, daß er sie als Zeugin brauche.

Trent überflog noch einmal die Seiten. Die Verzögerung verstärkte Aurias Unruhe, und Trent spürte wieder ihre Furcht und auch ein unausgesprochenes Flehen, daß alles in Ordnung sein möge. Das Flehen galt nicht Trent, sondern irgendeiner wie auch immer gearteten Instanz, an die Auria glaubte. Er warf die Chartervereinbarung auf den Schreibtisch des Bankiers. »Für mich geht alles klar.«

Sie hatten noch zwei Stunden Zeit, bis das Flugzeug nach South Andres am späten Nachmittag vom Flughafen in Nassau starten sollte. Trent bat Auria, im Restaurant Captain Nemo auf Marco und Richard zu warten, und telefonierte mit dem Bankier. Vier Klauseln im Vertrag betrachtete der Bankier sehr kritisch. Die Klauseln waren absichtlich voneinander getrennt worden, wenn man sie jedoch zusammenfügte, war die Bedeutung klar: Sollte Trent sterben, bevor er Anspruch auf das Geld erhob, fiel das Geld wieder Auria Rocco zu. »Schade, daß wir nicht wissen, wer ihre Anwälte sind, aber offengesagt sollten Sie gut auf



sich aufpassen, falls Sie Ihr Boot verlieren sollten«, warnte der Bankier. Jeder Anflug von Dilettantismus in seiner Stimme war wie weggeblasen. »Wenn Sie herausfinden wollen, woher das Geld kommt, ist es für Sie das Beste, sich an die amerikanische Bundessteuerbehörde, den Internal Revenue Service, zu wenden. Ich kann da nicht weiterhelfen. Dem DRS ist nicht daran gelegen, bahamischen Banken einen Gefallen zu tun.«

Danach rief Trent O'Brien an und gab die finanztechnischen Details des Garantievertrags und der Zahlungsanweisung an ihn weiter. »Lassen Sie bei der Überprüfung des Mädchens nicht locker! Was immer auch geschehen mag - ihr wurde mitgeteilt, was in diesem Szenario an nächsten Schritten erfolgen soll, und sie ist ganz und gar nicht davon begeistert.«

Ein Flug von einer Stunde in einem Sechssitzer brachte sie nach Congo Town auf South Andres, und dort suchten sie sich ein Taxi, das sie nach Kemp's Bay fuhr. Auf dem Katamaran führte Trent sie durch die *Golden Girl* und erklärte die Kombüse und die Funktionsweise von Bordtoilette und Dusche. Die beiden Gästekabinen im Steuerbordrumpf gab er Richard und Marco; seine eigene Kabine stellte er Auria zur Verfügung und entschuldigte sich dafür, daß seine Wäsche in den untersten beiden Schubladen blieb und daß sie Dusche und Toilette miteinander teilen mußten.

Dann ließ er die Gesellschaft allein, damit sie sich eingewöhnen konnte, und fuhr mit dem Schlauchboot an Land, um Proviant abzuholen und eine zusätzliche 12-Volt-Batterie für das Magnetometer einzuladen. Als er zum Katamaran zurückkehrte, trank das Trio im Cockpit Bier. Marco brannte darauf, mit dem Schlauchboot zum Abendessen an Land zu fahren.

Trent war dankbar dafür, allein auf der *Golden Girl* zurückbleiben zu können, und aß eine Schale Getreideflocken, bevor er seinen Schlafsack auf dem Nylongeflecht ausrollte, das vor dem Salon die beiden Rumpfe miteinander verband. Kurz nach zehn trafen Auria und Richard wieder ein; Marco fuhr mit dem Schlauchboot noch

einmal zurück an Land. Erst gegen Morgen, fast wurde es schon hell, hörte Trent, daß Marco vorsichtig das Schlauchboot neben den Katamaran manövrierte. Er stolperte ein wenig, als er in seine Koje schlich.

Barfuß und lautlos lichtete Trent im Morgengrauen den Anker, hißte das Großsegel und segelte mit der sanften, ablandigen Brise von Kemp's Town weg. Er stellte den Katamaran auf Selbststeuerung, indem er die Pinne mit einem Gummistropp sicherte, und turnte dann nach vorne zum Segelspind.

Der Katamaran hatte drei Focksegel, zwei Genuas, zwei federleichte Ghoster und einen riesigen Ballonspinnaker an Bord. Trent bewahrte die Segel zusammengerollt und mit kräftigen Baumwollbändseln festgezurt getrennt voneinander in ihren Säcken auf. Er wählte das größere der beiden Ghoster, machte die Schäkel am Vorstag fest und eine Falleine am Kopf des Segels, führte die Schoten nach hinten, schlang sie neben dem Cockpit um Backbord- und Steuerbordwisch und zog das Segel hoch, so daß es wie eine lange weiße Wurst in seiner Befestigung hing. Ein Ruck an der Backbordschot ließ die Bändsei aufspringen, und die Brise öffnete das Segel. Trent holte mit der Wisch die Schot ein, als sich das Segel blähte, die Bugspitzen sich ein wenig hoben und dann mit dem Geräusch reißenden Papiers über das glatte Meer sausten.

Bei niedrig stehender Sonne waren die gefährlichen Korallenbänke fast unsichtbar. Trent lehnte mit dem Rücken gegen die Stange, die die beiden Teile der doppelten Ruderpinne miteinander verband, und steuerte den großen Katamaran vorsichtig über den Rand des Riffs hinweg in tiefere Gewässer und auf einen parallel zur Küste verlaufenden Kurs.

Auria steckte ihren Kopf aus dem Salon und schaute zur Küste hinüber, bevor sie wieder verschwand. Einige Minuten später kehrte sie mit zwei Bechern Kaffee und einer Schale Müsli zurück. Sie war barfuß, trug ihren weißen Bikini und hatte sich ein Handtuch über die Schultern gehängt. Trent das Müsli reichend bot sie ihm an, das Ruder zu übernehmen, während er aß, doch er hatte bereits den Gummistropp

wieder über die Pinne gleiten lassen.

Das Mädchen setzte sich auf den Cockpitspind in den Windschatten. Jetzt, wo sie unterwegs waren, wirkte sie wieder selbstsicherer. »Sie teilen nicht gerne, stimmt's?« meinte sie. »Liegt das daran, daß Sie allein leben? Oder leben Sie allein, weil Sie nicht gerne teilen?«

Als er ihre Frage ignorierte, stellte sie die nächste: »Was hat der Wetterbericht vorhergesagt?«

»Die nächsten achtundvierzig Stunden ist es ruhig.«

»Toll! Der Skipper kann sprechen!«

Ihre Lippen waren leicht geöffnet, das Rot hob ihre Wangenknochen hervor, ihre Entschlossenheit war eindeutig. »Richard und ich, wir sind kein Paar. Wir sind nur in dieser Sache zusammen«, sagte sie und beobachtete Trent. »Ich möchte die *Beau Belle* finden, das ist alles.«

War man jung und attraktiv und hatte man ein behagliches Zuhause, erschien alles ganz einfach: In den Sommerferien segelte man von Newport los, liebevolle Eltern hatten die nötigen Finanzen, um die verschiedenen Kreditkartenkonten zu füllen, und man war intelligent genug, um sich nicht zu sehr über das Examen Sorgen machen zu müssen. Und jetzt war das alles ins Wasser gefallen.

Und wo steckte Richard? Wahrscheinlich lag er wach in seiner Kojе und war zu schüchtern, um an Deck zu kommen. Der junge Mann wirkte sehr traurig und unsicher; in seinem Leben hatte es noch nicht viel Spaß gegeben, und die Abschlußprüfung in Buchführung zu bestehen, mußte für ihn harte Paukerei bedeutet haben.

Trent beobachtete die Küste und nippte an seinem Kaffee. Mit der Brise wehte der kräftige Geruch der Mangrovensümpfe herüber. Während er in seine Nase drang, wanderten Trents Gedanken zu Marco, dem attraktiven, unbekümmerten Liebhaber, der sich wohl einen neuen Siegeswimpel an seinen Mast stecken konnte. Trent hatte Verbitterung bei ihm erwartet, als Auria auf die Liebe ihres

Vaters für seine Restaurants zu sprechen kam, weil er Schwierigkeiten damit hatte, sich vorzustellen, daß ein so freiheitsliebender Typ Tische bediente. Er fragte Auria danach, und das Mädchen antwortete: »Er arbeitete dort, als er die High-School verließ. Es hat aber nicht geklappt.«

Sie nahm Trents Becher und seine Schale mit in die Kombüse. Nach einer Weile hörte er, wie sie sich mit Richard unterhielt, und das Klirren von Geschirr auf dem Tisch des Salons. Gemeinsam kehrten die beiden auf das Cockpit zurück. Auria hatte sich Shorts und ein T-Shirt übergezogen, nahm ein Buch mit nach vorne und legte sich auf das Geflecht zwischen den beiden Bootsrümpfen. Richard blieb im Cockpit. Er trug seine übliche graue Flanellhose und ein langärmeliges Hemd; ein Panamahut beschattete sein Gesicht. »Sobald wir aus den Sandbänken im Süden von Andres heraus sind, ändere ich den Kurs und fahre auf der anderen Seite des Riffs weiter«, sagte Trent. »Ich dachte mir, wir gehen irgendwo vor Anker, üben das Tauchen und fahren danach bis zum Rand des Old Bahama Channel. Bei Einbruch der Dunkelheit würde ich gerne ein gutes Stück vom Leuchtturm von Lobos Cay weg sein.«

Richard meinte: »Im Wasser bin ich nicht besonders gut.«

Trent fragte sich, ob Richard deswegen so widerwillig auf die Suche nach der *Beau Belle* gegangen war. Er hatte gedacht, Richard könne es nicht ausstehen, eine Schwimmweste zu tragen, aber immer, wenn er an Deck kam, hatte er entweder eine Schwimmweste angezogen oder eine Sicherheitsleine um seine Taille befestigt.

»Vor Jahren habe ich mit meinem Vater eine Motoryacht gesteuert«, meinte Richard beiläufig. »Vom Segeln verstehe ich jedoch nichts.«

Trent erklärte ihm, wie der Katamaran auf den Wind und die Segel reagierte und demonstrierte es, dann gab er Richard den Kompaßkurs an, ließ ihn am Ruder stehen und sagte ihm, er solle ruhig damit herumspielen und den Kurs immer mal wieder um ein paar Grad verändern, um ein Gespür für die *Golden Girl* zu bekommen.

Vielleicht war es gut, das Selbstvertrauen des jungen Mannes zu stärken, also überließ er Richard eine Weile das Kommando an Deck. Er holte derweil ein Magellan-Navigationsgerät, las die Position der *Golden Girl* ab und trug sie eher zu Übungszwecken als aus Notwendigkeit in die Karte ein. Dann verschwand er in der Kombüse und bereitete einen Salat zu. Als Tochter eines Restaurantbesitzers mußte Auria eigentlich gutes Essen gewohnt sein.

Als er aus Basilikum, Weißweinessig und Olivenöl erster Pressung aus einer großen Fünfliterdose in einem Glas das Salatdressing zusammenmischte, fluchte er plötzlich und schimpfte sich einen Idioten. Kurz vor seinem Besuch bei dem Versicherungsagenten hatte er die Akte über Rogerton-Smithe gelesen, und Rogerton-Smithes Bericht über seine Vorgehensweise stimmte mit dem überein, was der disziplinarische Unterausschuß herausgefunden hatte. Jetzt wünschte er sich, er hätte dem Anhang mehr Interesse entgegengebracht, in dem die Namen der Mitglieder von Lloyd's aufgeführt wurden, die in Rogerton-Smithes Konsortium investiert hatten. Jetzt war er sich sicher: Hätte er nachgeschaut, hätte er auch Rocco auf der Liste gefunden. Rogerton-Smithe mußte Roccas Restaurant in Newport regelmäßig besucht haben; er war reich, kultiviert, seine Yacht lag in der Marina, und Lloyd's war eindeutig eine gute Investition.

Wenn er eine so offensichtliche Verbindung übersehen hatte, was hatte er dann eigentlich noch übersehen, fragte sich Trent. Vor seinem inneren Auge entstand das Bild der *Beau Belle*, die unberührt und geheimnisvoll auf dem Meeresgrund lag.

## 12

Marco reckte und streckte sich; gähmend trat er aus seiner Kabine heraus in die Kombüse. Er schaute Trent an, der am Kartentisch saß, und grinste: »Hey, Skipper! Wie gehts? Schätze, ich bin ein bißchen spät dran.« Er gähnte wieder und kratzte sich an der Brust. »In Kemp's Bay war die Hölle los. Was für eine Nacht,

Mann! Gibt s Kaffee?»

»Bitte!« sagte Trent. Er blickte zu Richard im Cockpit hinaus. Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel, und das Gesicht des Buchhalters unter seinem Hut war schweißüberströmt. Dunkle Schweißflecken hatten sich auf seinem flauschigen Hemd ausgebreitet. Trent holte eine leichte Baumwollhose und einen Arbeitskittel aus seiner Kabine und legte sie auf den Tisch des Salons, bevor er auf dem Magellan-Gerät ihre neue Position ablas. Er schlug Richard vor, nach unten zu kommen, ließ vorher den Gummistopp wieder über die Pinne gleiten und zeigte ihm dann, wie man die Angaben über die geographische Länge und Breite vom Magellan-Gerät auf die Karte übertrug.

Marco brachte zwei Becher mit Kaffee aus der Kombüse und lachte, als Trent ihm mit einer Handbewegung zu verstehen gab, er solle sie auf den Tisch des Salons stellen. »Ja, ja, ich weiß schon!« sagte er. »Katamarane segeln sehr ruhig, daher wird der Kaffee nicht verschüttet. Komm mir bloß nicht mit der Missionarsnummer, Skipper! Ich habe die Argumente gehört. Ich will ja auch konvertieren, und ich werde konvertieren.« Auf seinem Weg zum Cockpit klopfte er Richard auf die Schulter: »Wie geht s, Riky Boy? Lernst wohl ein neues Metier, was?»

Auf einem Katamaran ist kein Platz für Intimität. Trent hörte, wie Marco weiter nach vorne ging, um seiner Schwester einen guten Morgen zu wünschen, und wie er protestierte, als sie ihm sagte, er solle sie in Ruhe lassen. »He, Schwesterherz, nun sei nicht so! Ich habe mir doch nur ein bißchen Spaß gegönnt!«

»Zu viel mehr bist du auch nicht imstande!« erwiderte Auria. Es wurde still. Marcos leise Schritte kamen langsam das Seitendeck entlang. Mit einem dumpfen Geräusch ließ er sich ins Cockpit fallen und grinste Trent an, von Mann zu Mann, schamlos. »Ist es okay, wenn ich das Ruder übernehme?»

»Halte ihn ein wenig vom Riff weg«, meinte Trent.

Richard fragte, ob er sich einmal die Karte mit dem großen Maßstab ansehen dürfe, auf der der Old Bahama Channel und die kubanische Küste verzeichnet waren, und

Trent zog sie aus der Schublade. Während Richard die Karte studierte, suchte Trent die für sie relevanten Angaben über die Anweisungen zur Navigation aus dem ersten Band des von der britischen Admiralität herausgegebenen Seehandbuches für Westindien heraus. »Wir haben eine starke Strömung zur Küste hin und vorherrschende Winde aus Nordost«, sagte er und reichte Richard das Buch. Richard las schnell und verstand das Gelesene offensichtlich auch. Immer wieder konsultierte er die Karte.

»Als allgemeiner Führer ist das Seehandbuch ganz nützlich; allerdings wurde es für große Schiffe geschrieben, so daß vieles auf uns nicht zutrifft«, meinte Trent. »Die Strömung könnte problematisch werden, insbesondere auf dem Rückweg zur *Golden Girl*.«

Richard verwendete Trents Stechzirkel aus Messing, um die Entfernung vom Rand der Großen Bahamabank zur kubanischen Küste zu messen. »Zwanzig Meilen«, meinte er.

»Bei ruhiger See und vernünftigem Wind sind das zwei Stunden«, schätzte Trent. »Die Kubaner werden den Old Bahama Channel ständig beobachten. Deshalb müssen wir vor der Morgendämmerung wieder zurück sein und Lobos Cay hinter uns gelassen haben.«

»Für mich macht es mehr Sinn, wenn ich mit Marco auf der *Golden Girl* bleibe«, meinte Richard. Er schaute von der Karte auf. »Wenn Ihnen unter Wasser etwas zustößt, wäre ich keine große Hilfe.« Er studierte wieder die Karte. »Für eine vernünftige Idee habe ich das Ganze ohnehin nie gehalten.«

»Wie haben Sie eigentlich Auria kennengelernt?« fragte Trent beiläufig. »Sie hat von den Versicherern die Adresse meiner Mutter bekommen. Es schien mir das Vernünftigste zu sein, mit ihr hierher zu fliegen ...«

Und jetzt stellte er fest, daß er verliebt war und mit der Möglichkeit konfrontiert wurde, daß sein Vater die *Beau Belle* versenkt hatte oder daß noch viel Schlimmeres ans Tageslicht kam.

»Auf dem Tisch im Salon liegen ein paar Kleidungsstücke«, sagte Trent. »Die werden Sie bei dieser Hitze angenehmer finden.«

Marco stand entspannt da, den Rücken an der Pinne, und bekam allmählich das richtige Gefühl für den großen Katamaran. Der leichte Wind hatte sich weiter nach Norden gedreht, und Trent gab den Schoten etwas Lose, bevor er nach vorne ging. Neben Auria kauerte er sich auf das Geflecht und beobachtete, wie das Wasser von der Bugspitze wegschäumte und am glatten Weiß des Steuerbordrumpfs entlang nach hinten glitt.

»Zwei von uns werden heute nacht gebraucht, um das Schlauchboot zu besetzen. Richard kann nicht tauchen, und Marco muß die *Golden Girl* segeln.«

Auria schaute von ihrem Buch hoch; für einen Moment trafen sich ihre Blicke.

»Ich dachte, ich wäre nur dabei, um die Schecks zu unterschreiben.«

»Sei nicht dumm. In etwa einer Stunde gehe ich vor Anker, damit wir tauchen und mit dem Magnetometer üben können.«

Trent und Auria tauchten vom Schlauchboot aus. Sie setzten sich auf den runden Seitenwulst, hielten ihre Taucherbrillen fest und ließen sich rückwärts in das klare Wasser plumpsen. Trent beobachtete Auria, die von ihrer Tarierweste vorsichtig Luft abließ, bis ihr Bleigurt den Auftrieb kompensierte. Als der Auftrieb geringer wurde als die Schwerkraft, schwebte sie geisterhaft nach unten, trieb durch Täler aus Korallen, die mit Fächern aus weißen Spitzen bewaldet waren. Trent holte sie ein, hielt sie für einen Moment fest und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, sie solle an einer Stelle bleiben und eher die Augen als die Taucherflossen benutzen. Kleine, wie Saphire strahlende Fische schossen durch die Fächer; wo die Papageifische mit ihren spitzen Köpfen in die Korallen stießen, stiegen Miniaturwolken aus weißem Puder nach oben; rote Schnäpper flatterten wie fallende Blätter; ein kleiner Rochen schwebte über den Sand; in einem Felsspalt bewegte sich der stachelige Fühler eines Hummers hin und her.

Trent packte den Hummer mit seiner mit einem Handschuh bekleideten Hand



und ließ ihn in sein Tauchernetz gleiten. Auria war bereits auf der anderen Seite eines Korallenstocks. Hinter ihr hing dreißig Zentimeter unter der Wasseroberfläche ein stahlgrauer Barrakuda.

Er beobachtete, wie stoßweise die Luftblasen aus Aurias Mundstück perlten. In dieser Tiefe schien sie eine sichere und gewandte Taucherin zu sein, ging weder zu geizig noch zu verschwenderisch mit ihrer Luft um. Falls das Tauchen nach der *Beau Belle* kniffliger sein sollte als erwartet, wollte er sie noch zum Rand des Steilabfalls bringen und sehen, wie sie in größeren Tiefen zurechtkam. Fürs erste jedoch war er zufrieden.

In einer Spalte entdeckte er einen zweiten Hummer; träge bewegte sich ein Hai im Schatten eines Überhangs, als Trent an ihm vorüberschwamm. Der Agent fand noch zwei weitere Hummer und winkte Auria zum Schlauchboot zurück. Er hakte seine Preßluftflasche am Traggriff des Bootes fest, rollte sich über den Seitenwulst hinein und nahm ihre Ausrüstung entgegen.

Das Mädchen umfaßte seine Handgelenke, tauchte nach unten und nutzte den Auftrieb des Wassers und den Schub ihrer Flossen, um aus dem Wasser herauszukommen. Sie zerrte sich die Weste vom Leib; ihr sonnengebräunter Körper schimmerte im hellen Sonnenlicht. Ihr Lächeln war zurückgekehrt, jetzt strahlte sie Jugendlichkeit, Tatkraft und Begeisterung aus.

»Toll!« meinte sie und kämmte sich mit den Fingern das Salzwasser aus ihrem kurzen Haar.

»Du tauchst gut«, sagte er.

Er überließ es ihr, den Außenborder zu starten und sah zu, wie sie Kurs auf den Katamaran nahm. Bevor sie dort eintrafen, erklärte er ihr die Funktionsweise des Magnetometers und des Sensorkabels und wie sie bei der Suche vorgehen würden. Eine Stunde lang übten sie die Prozedur. Auria hielt das Ruder, und Trent beobachtete auf dem Magellan-Gerät die Angaben für die geographische Länge und Breite. Als sie an der *Golden Girl* anlegten, hörte Trent, wie Marco Richard

Instruktionen zurief.

Sie aßen zu Mittag, und Richard bediente dabei das Ruder. Während sie über das glatte, seichte Wasser über dem Korallenriff dahinglitten, hielten Marco und Trent nach den Korallenbänken Ausschau. Marco stand rechts vorne am Bug, Trent oben auf dem Dach des Salons. Sie trugen Sonnenbrillen, aber selbst bei hochstehender Sonne sah man nur wenig von den hellbraunen Korallenstöcken, die fast bis an die spiegelnde Wasseroberfläche reichten.

Grau, eine flache Silhouette lag das kubanische Patrouillenboot im Windschatten einer kleinen, von Mangroven umsäumten Insel vor Anker. Die wenigen Palmen auf der höchsten Stelle des Inselchens verhinderten, daß das Boot von der offenen See aus gesehen werden konnte. In der beginnenden Abenddämmerung war es ohnehin fast unsichtbar. Der junge Kommandant gähnte und streckte sich, dann stieg er zum Ruderhaus hoch. Der Marinennachrichtendienst hatte neben dem Kartentisch einen Funkpfeiler montiert, vor dessen Bildschirm ein Funker hockte. Seine Hände lagen auf den Bedienungselementen, sein Kopfhörer machte ihn für alle von außen kommenden Geräusche taub. Er fuhr zusammen, als ihm der Kommandant auf die Schulter tippte, schaute auf, wieder zurück zum Bildschirm und zeigte auf einen Lichtpunkt. »Sie haben sich in Bewegung gesetzt, Kommandant, und gerade Lobos Cay passiert.«

Knappe dreiundvierzig Meter hoch und zwanzig Meilen von der nächsten Küste entfernt, stand der Leuchtturm von Lobos Cay auf einem kleinen, weißen Korallenriff. Direkt hinter ihm verlief der neunhundertfünfzehn Meter tiefe Old Bahama Channel. Als die *Golden Girl* in der Abenddämmerung vorüberglitt, wirkte das Meer dunkel und unruhig.

Die *Golden Girl* war Trents Zuhause und alles, was er besaß. Sorgfältig hatte er sie nach der letzten schweren Havarie wieder instandsetzen lassen. In all den Jahren, in denen Trent der Katamaran gehörte, hatte er nie einen anderen steuern lassen;

jetzt überließ er es Marco, über die befahrene Wasserstraße zu segeln und zu navigieren. Der Amerikaner war in seinem Element, entspannt und sicher stand er mit weit gespreizten Beinen da, den Rücken an der Pinne. Sein zäher, muskulöser Körper hatte sich auf den Rhythmus der Wellen eingestellt. Richard lehnte am Schott des Salons, hatte das Fernglas vor den Augen und hielt den Handkompaß bereit, um damit die Richtung zu bestimmen, falls Marco ihn danach fragen sollte.

Anstatt sich einzumischen, gesellte sich Trent am Bug zu Auria. Um sie herum wurde es Nacht. Sie beobachteten einen riesigen Tanker, der durch den Kanal fuhr. Wie an einer schwarzen Klippe, deren Spitze von der Brücke und den Unterkünften beherrscht wurde, gischtete das Wasser den Rumpf des Tankers entlang hoch. Trent spürte, wie Marco die Stellung des Ruders um ein paar Grad veränderte, um dem vom Kielwasser des Tankers verursachten Wellenschlag zu begegnen. Die Bugspitzen des Katamarans hoben sich hoch aus dem Wasser, der Klüver flatterte, als plötzlich der Wind fehlte. Dann glitt der Katamaran mit einem scharfen Knallen, das sich anhörte wie ein Gewehrschuß, ins Wellental hinab, und das Segel war wieder straff.

Trent warf einen prüfenden Blick auf seine Uhr. »Wir sollten uns ein wenig Kaffee gönnen.« Er setzte sich an den Kartentisch und kontrollierte ein letztes Mal die Position. Das Magellan-Gerät gab die Positionen bis auf etwa fünfzehn Meter genau an, und er hatte eine drei Meilen außerhalb der kubanischen Hoheitsgewässer liegende Stelle als Treffpunkt ausgewählt. Marco würde weiter den Channel entlangsegeln, zwei Stunden später zurückkehren, und danach zu jeder vollen Stunde. Wenn sie nach fünf Stunden noch nicht eingetroffen waren, sollte er die *Golden Girl* nach Lobos Cay steuern und dort bis zur darauffolgenden Nacht warten. Drei Uhr und vier Uhr morgens waren die Zeiten, zu denen er sie in diesem Fall aufnehmen sollte. Fand ihr Treffen auch in der zweiten Nacht nicht statt, würde er nach Andres zurückkehren und den Behörden melden, Trent und Auria

seien am Rand der Großen Bahamabank im Schlauchboot zum Fischen losgefahren, und der Außenbordmotor müsse ausgefallen sein.

»Noch zehn Minuten«, meinte Marco sanft.

Trent und Auria standen neben den Leinen, die das Schlauchboot im Bordkran am Heck hielten. Richard bückte sich über die Steuerbordschotwinsch.

»Klar zur Wende!« warnte Marco und drückte das Ruder herum. Richard ließ die Schoten los, die Segel fielen zusammen, als sich die *Golden Girl* in den Wind drehte.

»Los geht's!« rief Trent Auria zu, und der Boden des Schlauchbootes klatschte auf das Meer. »Steig ein!«

Marco rief noch: »Viel Glück!« Doch die Segel der *Golden Girl* blähten sich bereits wieder und trugen den Katamaran davon.

Zehn Minuten später waren sie im Suchgebiet. Als sie den Rand des Riffs überquerten, wurde die See plötzlich rauh. Vor ihnen lag ein blasser Gischtring, weit im Osten überzog der bald aufgehende Mond den Horizont mit einem ersten Streifen fahlen Silbers. So dicht über dem Wasser konnte Trent jetzt die dunkleren Schatten der eine Meile von der Küste entfernten sandigen Landzungen erkennen. Er prüfte ihre Position auf dem Magellan-Gerät und bewegte das Ruder langsam ein Grad nach Steuerbord.

Sie fuhren über die imaginäre Linie geographischer Breite hinweg, die den Beginn der kubanischen Seite des Suchgebietes kennzeichnete; Trent drosselte den Motor und schwenkte den Bug nach Steuerbord. Als Auria das Ruder übernahm, ließ er den Sensor und das Kabel des Magnetometers über das Heck ins Wasser fallen. Das Magellan-Gerät in der linken Hand, gab er Auria mit seiner rechten Hand in Zeichensprache zu verstehen, welchen Kurs sie jetzt einhalten mußten, und gleich darauf erreichten sie den geographischen Längengrad, wo ihre erste Suchrunde beginnen sollte; Auria schob das Ruder herum und steuerte den Leuchtturm von Lobos Cay an.

Trent zahlte die Sekunden, als er sich auf die beiden Flüssigkristallanzeigen mit

den Werten für die Magnetfeldstärke und die Wassertiefe konzentrierte. Für jede Durchquerung des Suchgebietes hatte er 240 Sekunden einkalkuliert. Bevor er Auria das Zeichen für eine Kehrtwendung über Steuerbord machte, überprüfte er auf dem Magellan-Gerät, daß sie das Suchgebiet auch tatsächlich verlassen hatten. Sie fuhren zur südlichen Begrenzung zurück, wählten die zweite Einstellmarke für die geographische Länge und steuerten ein weiteres Mal den Leuchtturm von Lobos Cay an. Für eine komplette Runde brauchten sie elf Minuten; die See war ruhig, der Wind kaum spürbar. Ein Kinderspiel.

Wie eine blaßgelbe Scheibe ging der Mond auf, und Trent konnte jetzt erkennen, wie Auria vor Konzentration die Lippen zusammenpreßte, während sie wieder auf die kubanische Küste zuhielten.

Bei der siebten Durchquerung machte auf halber Strecke der vom Magnetometer angezeigte Wert plötzlich einen Sprung um fünf Gammas nach oben. Trent drückte den Knopf auf dem Magellan-Gerät, speicherte ihre Position, schlug gegen die Seite des Schlauchbootes zum Zeichen, daß Auria den Motor abstellen sollte, und warf den kleinen Anker über Bord. Der Wert auf dem Magnetometer war schon wieder auf den Normalwert zurückgefallen. Fünf Gammas in einer Tiefe von fünfeinhalb Metern - wenn das die *Beau Belle* war, lag sie mindestens siebenzig Meter backbord vom Sensor. Trent legte die Taucherbrille an und zog sich die Flossen über, schnappte sich eine Lampe und glitt ins Meer. Wie eine endlos lange Seeschlange lag das Kabel direkt unter der Wasseroberfläche. Er folgte ihm, schaltete das Licht an und ließ den weitgefächerten Lichtstrahl über den unter ihm liegenden Sand wandern. Nichts war auf dem Meeresgrund zu sehen. In konzentrischen Kreisen näherte er sich einem flachen Korallenstock. Fische glitten grau aus dessen Schatten heraus und tanzten im bleichen Licht der Lampe. Auf der anderen Seite des Korallenstocks war eine lange, dunkle Form zu erkennen. Trent tauchte und stieß aufgeregt nach unten; jetzt zählte nur noch die Jagd nach dem Schiff.

In blaßgrünen Wolken trieb der Sand in die Höhe, als Trent über dem Meeresgrund dahinschwamm. Vor ihm ragte eine dunkle, glatte Masse in die Höhe. Dann war er angekommen - doch das Licht strich nun an der Flanke eines ausgewaschenen Granitrückens entlang, der wie ein toter Wal dalag und halb im Sand begraben war. Enttäuschung stieg in ihm hoch, und er stieg über der Felsflanke in die Höhe. Hinter ihr erstreckte sich der Meeresgrund fahl im Lichtkegel, leer wie eine Wüste. Trent kehrte wieder an die Wasseroberfläche zurück und wandte sich dem Sensor zu. Als er zu dem flachen Korallenstock zurückschwamm und nach unten blickte, sah er in dessen Schatten etwas Zusammengerolltes liegen, das er bei seiner Annäherung an den Felsen von der anderen Richtung des Überhangs wegen nicht hatte sehen können. Er tauchte wieder hinunter und fand ein Stück zerrissene Ankerkette, die an einem großen, von einem Fischerboot stammenden Anker mit flachen Ankerflügeln befestigt war, der sich tief unter den Rand des Korallenstocks gegraben hatte.

Er drehte sich auf den Rücken und stieg wieder an die Oberfläche. Einen Augenblick lang sah er die längliche Gestalt eines Hais vor dem bleichen Schimmer des Mondlichts auf der Wasseroberfläche. Sofort rollte er nach unten weg, schwamm auf das Schlauchboot zu und zählte den Schlag seiner Flossen. Die Luft wollte zwischen seinen krampfhaft um das Mundstück seines Atemrohres zusammengepreßten Lippen entweichen. Blitzschnell richtete er die Lampe nach oben, suchte nach dem Hai, während er stocksteif und bewegungslos in die Höhe stieg, um die Wasseroberfläche nicht aufzuwühlen. Oben füllte er seine Lunge und tauchte sofort wieder. Noch zweimal kam er an die Oberfläche, bis endlich über ihm das Schlauchboot schaukelte. Auf der Backbordseite des Rumpfes kam er hoch, seine Hände griffen nach dem Traggriff. Er nahm Schwung, warf sein rechtes Bein über den Wulst und lag einen Augenblick still da, um zu warten, bis sich sein Atem wieder beruhigt

hatte. Dann schaute er zu Auria hoch, die im Heck kauerte. »Tut mir leid, war nur ein alter Anker.«

Sie drehten eine Runde nach der anderen. Der Mond stand hoch am Himmel; die Nachtluft war schwül und schwer und stank nach Schlick. Unaufhörlich ließen die Leuchttürme ihre Lichtsperre über den grauen Rumpf des Bootes schießen.

Durch seine Taucherei hatten sie Zeit verloren. Trent sagte Auria, sie solle die Peilstrecken zur Küste hin jetzt schneller zurücklegen, doch sie gab zuviel Gas; das Schlauchboot machte einen Satz nach vorne und wurde erst durch den Zug des Sensorkabels wieder abgebremst. Trent kippte vornüber und sah dabei, wie der Wert des Tiefenmessers plötzlich auf einundzwanzig Meter abfiel; das Magnetometer zeigte eine Abweichung von zwanzig Gammas. Während er gegen die Instrumente fiel, drückte er auf den Knopf des Magellangerätes, um die Position zu speichern. Die Werte ergaben keinen Sinn. Er gewann wieder Halt, studierte die Flüssigkristallanzeigen und gab Auria mit einem Wink zu verstehen, sie solle den Motor abstellen. Jetzt betrug die angegebene Wassertiefe wieder sechs Meter zehn, das Magnetometer jedoch zeigte immer noch eine Abweichung von sechs Gammas. Bei der angezeichneten Wassertiefe war das nicht einmal ein Viertel dessen, was er bei der *Beau Belle* erwartete, und er hatte bereits den Fehler gemacht, nach dem Anker zu tauchen, anstatt Skellys Schreiber zu vertrauen. Die plötzliche Beschleunigung mußte die Werte beeinträchtigt haben. Einundneunzig Meter Wassertiefe war lächerlich.

Er forderte Auria mit einem Wink auf, wieder zu wenden. »Aber langsam...«

## 13

Reglos wie ein Barrakuda, vor dem Wind und vor der Dünung geschützt, wartete das Patrouillenboot im Windschatten der kleinen Insel. Der diensthabende Funker saß in schrägem Winkel vor dem Funkpeiler, so daß der Kommandant

den Bildschirm sehen konnte. Wie am Schlafzimmerfenster erstarrte Voyeure beobachteten sie den sich immer weiter verengenden Lichtkreis. Der Funker war jetzt seit sechs Stunden auf seinem Posten, er streckte sich, reckte die steif gewordenen Schultern und wandte sich an den Offizier: »Es sieht so aus, als hätten sie etwas gefunden.«

Trent studierte die Werte für die Wassertiefe und wies Auria den Kurs. Eine Formation wurde erkennbar, die ihn an eine im Boden steckende Konservendose erinnerte, deren Deckel nach innen eingedrückt war und noch an einer Seite festhing. Die Dose hatte einen Durchmesser von einundsechzig Metern, der Deckel war etwa neun Meter tief eingedrückt. An einer Stelle am Fuß der Schräge schnellten die Werte für die Wassertiefe völlig unverhältnismäßig in die Höhe, als ob sich dort im Meeresboden ein Loch befände.

Nach einem Wink Trents stellte Auria den Motor ab, ließ den Anker über Bord gehen und rollte das Sensorkabel in das Schlauchboot. Dann hockte sie sich neben ihn. »Haben wir die Yacht gefunden?«

Die Abweichung war geringer, als er erwartet hatte. »Ich bin mir nicht sicher«, antwortete er. »An dieser Stelle gibt es auf dem Meeresgrund eine Vertiefung. Was immer auch da unten ist, es liegt etwa fünfzehn Meter tief. Ich nehme eine Preßluftflasche.«

Er würde nur wenige Minuten unter Wasser bleiben, daher machte er sich nicht die Mühe, eine Tarierweste mitzunehmen, sondern machte sofort den Bleigurt und das Geschirr für die Flasche fest und zog seine Flossen an. Dann setzte er sich auf den runden Wulst, spuckte in seine Taucherbrille und rückte das Mundstück zurecht, bevor er sich mit einer Lampe über Bord gleiten ließ.

In gut sechs Meter Tiefe erreichte er den Meeresgrund und führte den Druckausgleich durch. Der Rand der Vertiefung, die er sich wie eine Konservendose mit eingedrücktem Deckel vorgestellt hatte, lag direkt vor ihm. Er



glitt nach vorne und schaute über die ausgezackte Kante eine senkrechte Wand hinunter, die im Licht der Lampe in einem grünlichen Weiß schimmerte. Größtenteils entsprach das Ganze dem Bild, das er sich im Schlauchboot davon gemacht hatte. Sein Blick fiel in ein sogenanntes >blaues Loch<, ein für die Karibik typisches Phänomen. Es gab Hunderte von ihnen. Pepito und er waren einmal an einem Wochenende in eines der berühmtesten hineingetaucht, das vor der Küste von Belize lag, einen Durchmesser von etwa anderthalb Kilometern hatte und fast zweihundertfünfzig Meter tief war. Diese Löcher entstanden durch tief unter der Erde liegende Süßwasserquellen, die langsam den weichen Kalkstein wegfraßen, bis schließlich das Felsendach darüber zusammenbrach. Von den scharfkantigen Rändern her zu urteilen, mußte das Felsendach hier erst vor relativ kurzer Zeit eingebrochen sein.

Er folgte der Wand nach unten, führte wieder den Druckausgleich aus und stieß auf den unteren Teil eines Holzmastes, der senkrecht im Wasser schwebte, allerdings verkehrt herum. Ein Seil hielt ihn an einem Gewirr aus Stahl, Takelage und Segeltuch fest, das zu einem Haufen zusammengeballt am Grund der V-förmigen Vertiefung lag, so daß er das Schiff selbst, das eventuell dazugehörte, nicht sehen konnte. Er schwamm zur Seite und leuchtete mit der Lampe unter das Durcheinander. Einen Moment lang begriff er nicht, was er sah, dann erkannte er jedoch, daß das geborstene Holz zum Bug einer Yacht gehörte, die zwischen dem Rand des Felsdaches und einer aus der senkrechten Wand herausragenden Felsleiste zermalmt worden war. Der übrige Teil der Yacht lag unterhalb des Felsdaches, was vermutlich auch erklärte, warum die Abweichung in der Magnetfeldstärke geringer als erwartet gewesen war. Er fragte sich, ob es das Gewicht der Yacht oder ein Seebeben gewesen war, das das Felsendach hatte einstürzen lassen, und erinnerte sich daran, daß er gehört hatte, dieser Bereich der Karibik werde alle dreißig Stunden von einem leichten Beben erfaßt.

Vorsichtig folgte er dem Verlauf der Wand und stieß auf das, was er sich wie ein

Loch vorgestellt hatte. Das herabstürzende Felsendach hatte hier einen geologischen Ausbiß getroffen, ein Brocken des Felsdaches war abgebrochen und hatte ein quadratisches Loch von knapp anderthalb Metern Seitenlänge hinterlassen. Als Orientierungspunkt ließ er an dieser Stelle die Lampe zurück.

Auria lehnte über dem Rand des Schlauchbootes. Es wäre grausam gewesen, auch nur eine Sekunde länger als nötig damit zu warten, ihr das Ergebnis der Suche mitzuteilen. Er hob einen Daumen, als er an die Wasseroberfläche kam, und spuckte sein Mundstück aus. »Wir haben sie!« Das Mondlicht wirkte sehr hell, und er sah ihre Aufregung, als er seine Taucherbrille hochschob. »Wegen der Takelage und der Segel kann ich nicht viel erkennen. Ich brauche noch die anderen Lampen und mehr Ausrüstung.«

Sie nahm ihm die Flasche ab, und er warf sich ins Schlauchboot. Obwohl er nur fünf Minuten unter Wasser gewesen war, tauschte er die alte gegen eine frische Flasche aus, legte jetzt auch seine Rettungs- und Tarierweste an und schnallte den Tauchcomputer um sein Handgelenk. Brecheisen, Sprengstock, Taschenlampe, Unterwasserkamera und eine zusammengerollte leichte Leine vervollständigten die Ausrüstung.

Auria legte sich ebenfalls ihre Sachen zurecht, aber er ließ sie innehalten. Sie mußte im Boot bleiben - zumindest bis er wußte, was sich unter dem Felsendach befand. Um ihre Aufgabe klarzumachen, befestigte er Leinen an den beiden Ersatzlampen und ließ sie über Bord gehen. »Ziehe ich einmal, brauche ich mehr Leine, ziehe ich mehrere Male, soll die Leine nach oben gezogen werden. Ich will zunächst einiges von diesem Durcheinander wegräumen. Danach kannst du auch nach unten kommen.«

Er stellte den Tauchcomputer ein, rückte seine Tarierweste zurecht, und bevor sie ihm eine Antwort geben konnte, war er weg, hatte einen Hechtsprung gemacht und tauchte zum Meeresgrund hinunter. Sich Zeit nehmend, hielt er ein bestimmtes Tempo ein. Ein einzelner Ruck an jeder Leine, dann schwamm er mit

beiden Lampen bis über den Rand des Loches.

An der Öffnung angelangt, ließ er die beiden Lampen tiefersinken und befestigte die dritte an einem Knauf aus Kalkstein direkt über dem Loch, um bei seinem Rückweg den Weg zum Ausgang zu finden. Der Kalkstein kratzte an seiner Preßluftflasche, seine Schultern streiften den Fels, als er sich mit dem Kopf voran durch das Loch nach unten zog. Dann war er hindurch, hielt sich am Rand seiner Fluchtröhre fest, bis er wieder ruhiger war, zählte langsam, um auch seinen Atem zu beruhigen, und überprüfte den Tauchcomputer -etwas über zweiundzwanzig Meter Tiefe, noch dreiundzwanzig Minuten Tauchzeit, bevor es notwendig wurde, die Dekompressionsphase einzuleiten.

Er wickelte die Leine um seine Hüfte los und machte ein Ende neben der Lampe fest, die den Eingang zum Hohlraum markierte. Das andere Ende befestigte er an seinem Tauchgürtel und schlang sich das lockere Stück um das linke Handgelenk. Das Dach des Hohlraums lag jetzt nur wenige Meter über ihm; er schwamm dicht an der Wand entlang, hielt den Sprengstock in der rechten Hand und bewegte sich langsam vorwärts. Die beiden Lampen und die Brechstange hingen von seinem rechten Handgelenk herab; in seiner anderen Hand hielt er die Taschenlampe, deren Lichtstrahl in die vor ihm liegende Dunkelheit stach. Schließlich traf der Strahl die *Beau Belle*.

Wie von einem Kalksteinrachen festgehalten, ragte die Yacht in einem Winkel von vierzig Grad nach unten von der Wand weg. Ruderhaus und Salondeck waren unversehrt geblieben, obwohl das Felsendach auf dem vorderen Teil des Decks lastete. Die *Beau Belle* wirkte unglaublich schutzlos, wie sie so am zermalmten Spantenwerk des Bugs über dem Nichts hing. Es war eine wunderschöne, altertümliche Yacht mit Aufbauten aus lackiertem Teakholz und Messingbeschlägen an Deck, die vom Grünspan matt geworden waren. Zerborstene Teile der beiden Holzmasten schwebten am Dach des riesigen Hohlraums, und wie die Fäden eines zerrissenen Spinnennetzes hing die Takelage

herab.

Vorsichtig schwamm Trent auf Höhe des Decks. Er machte sein Leitseil an der Deckklampe fest und hängte eine Lampe über einen Pfosten für das Sonnensegel am hinteren Ende des Salondaches. Gaffelklauen aus Messing hielten einen kurzen Baum mit einem säuberlich zusammengerollten Segel aus schwerem Segeltuch am Stumpf des Kreuzmastes fest. Er befestigte eine zweite Lampe an der Spitze des Baumes, schwenkte den Baum nach außen, drückte die Takelage auseinander und glitt über die andere Seite des Decks und das Geländer nach unten. Der Lichtstrahl schwenkte über den Rumpf, und er sah, was er vermutet hatte: Einen Meter achtzig voneinander entfernt und dreißig Zentimeter unterhalb der Wasserlinie waren zwei Löcher in die Verkleidung gerissen worden. Spitze Zacken aus Teakholz wiesen wie Messer von den Löchern nach außen. Trent ließ den Lichtstrahl der Taschenlampe durch die Öffnungen über den großen Dieselmotor wandern. Der Motor hatte kaum etwas abbekommen. Wenn die Löcher durch Beschuß von außen entstanden wären, hätte es den Motor zerrissen, und die Zacken des zersplitterten Teakholzes hätten nach innen gezeigt.

Er fotografierte die Löcher, stieg bis zum Seitendeck und vor die Tür zum Ruderhaus hoch und überprüfte die Werte auf dem Tauchcomputer. Noch vierzehn Minuten bis zur Dekompression.

Der Schein der Taschenlampe leuchtete über das Innere des Ruderhauses. Ein großer Messingkompaß stand in einer schweren kardanischen Aufhängung vor einem lackierten Steuerrad. Die Bedienungselemente der Maschine und die Anzeigeeinstrumente bestanden alle aus mattschimmerndem Messing. Der Kartentisch lag auf der Backbordseite des Ruders, darüber befand sich der Radarbildschirm. Steuerbord führte ein Niedergang in die vorderen Quartiere hinab. Eine Sitzbank, die auch als Kojen dienen konnte, stieß querschiffs an die hintere Schutzwand des Ruderhauses, die an jeder Seite eine Tür aufwies, von denen die eine zum Maschinenraum hinunterführte und die andere zur Kombüse, die

das Ruderhaus vom Salondeck trennte.

Vorne lagen die Mannschaftsquartiere, die wahrscheinlich von Richards Vater genutzt worden waren, um während der Reise seine Ausrüstung zu verstauen - er selbst würde sicher im Ruderhaus geschlafen haben. Wenn also Hewett irgend etwas Größeres mitgeführt hatte, dann hätte er das wohl in der hinter dem Maschinenraum und unter dem Salon liegenden Privatkabine des Besitzers verwahrt.

Trent versuchte, die Tür zum Ruderhaus zu öffnen. Der Messingknauf ließ sich mühelos drehen, aber die Tür rührte sich nicht. Anstatt Gewalt zu gebrauchen, schwebte Trent nach hinten zu den mit Glasscheiben versehenen Türen des Achterdecks. Er zerbrach das Glas mit der Brechstange und nahm sich die Zeit, die Scherben zu entfernen, damit er sich an keiner seinen Taucheranzug aufschlitzen konnte. Jede Glasscherbe, die auf das Salondeck fiel, wirbelte den Schlamm zu winzigen Wolken auf, die in dem durch die Schutzwände der Kabine festgehaltenen Wasser, das sich kaum bewegte, nach oben stiegen.

Er nahm die Lampe vom Pfosten für das Sonnensegel ab, schwebte durch die Tür und bewegte sich dabei ganz vorsichtig, um das Wasser nicht noch mehr zu trüben. Die Polsterung auf den Sesseln und den Sitzbänken und auch der Teppich hatten sich zersetzt. Überall sah man von Würmern aufgeworfene Schlickhäufchen; winzige Krustentiere tanzten im Lampenlicht. Er befestigte die Lampe am oberen Ende des Niedergangs, der zur Privatkabine des Besitzers hinabführte. Eine Wendeltreppe zog sich nach unten, am Treppenfuß befand sich ein winziger Vorraum. Mit dem Kopf voran sank er die Wendeltreppe hinab und benutzte die Griffe bei dem vergeblichen Versuch, das Wasser nicht aufzuwühlen.

Zunächst drehte er am Messinggriff der Kabinentür und zog sanft daran. Er zog kräftiger, aber das Türholz war aufgequollen und klemmte die Tür fest. Seine Bewegungen trübten das Wasser noch mehr, und die Angst, in dem eingekapselten Raum nichts mehr sehen zu können, nagte an seiner Zuversicht, als er die

Brechstange in das Teakholz am Rand der Tür hineintrieb. Mit einer Hand stemmte er sich gegen die Brechstange, mit der anderen zog er kräftig am Türgriff. Die Tür brach zu ihm hin auf. Riesige Luftblasen, die in der Kabine eingeschlossen waren, platzten über seine Taucherbrille hinweg und schleuderten ihn gegen den Treppenfuß, während aus der Türöffnung dicke grüne Ranken in den Vorraum quollen.

Von oben packte ihn etwas Kaltes und Glitschiges; unsichtbar legte es sich auf seine Schultern. Er bedeckte seine Taucherbrille, drückte heftig gegen seine Oberarme und zerrte an seinem Luftschlauch. Trent kämpfte gegen die Umarmung an, ließ die Brechstange sinken und riß den Sprengstock aus seinem Gürtel. Seine wild schlagenden Taucherflossen verwandelten das Wasser in dem engen Durchgang in Sekundenschnelle in eine dicke Suppe.

Die Suppe machte ihn blind. Welches Monster es auch immer war, das ihn festhielt, es verstärkte seinen Griff, glitt seine Brust herab und über seine Preßluftflasche, so daß sein Oberkörper vollständig von einem schleimigen Etwas umhüllt wurde. Er taumelte nach hinten, drehte sich im Klammergriff des Tieres und stieß sich verzweifelt in Richtung der Treppe ab. Und dann blitzten keine dreißig Zentimeter von seinem Gesicht entfernt im Licht der Taschenlampe in einem weit aufgerissenen Rachen Zähne auf. Sie glichen grünlich glühenden Dolchen und waren Trent so nahe, daß er die abgebröckelte Spitze eines der Zähne erkennen konnte.

Trent stieß seinen rechten Arm nach oben, rammte den Sprengstock in den Rachen hinein und drückte ab. Der Kopf platzte auseinander, Blut quoll in die Suppe hinein, und der dicke Körper einer riesigen grünen Muräne ohne Kopf glitt mit langsamen, schlangenartig gleitenden Bewegungen vollends aus einem hinter der Wendeltreppe liegenden Spind. Erst jetzt kam er zur Besinnung und erkannte durch seine Angst hindurch, was geschehen war. Er rang damit, seine Atmung wieder unter Kontrolle zu bringen, zählte, während sich sein Puls

beruhigte, und hielt sich ganz reglos. Dann erst stemmte er behutsam den Rand der Plastikplane hoch, die sich um ihn gewickelt hatte und die er für ein Tier gehalten hatte.

Er wollte hinaus ins Freie, in die Sicherheit über dem Felsdach, in das klare Wasser mit den Sternen und einem Mond, der die Meeresoberfläche versilberte, zum lockenden Schatten des Schlauchbootes. Mehr als alles andere in seinem ganzen Leben wollte er das. Doch noch hatte er einiges zu tun.

Er führte eine neue Patrone in den Sprengstock ein und kontrollierte den Tauchcomputer. Noch drei Minuten bis zur Dekompression...

In die wie verflüssigter Spinat wirkende Masse hineindrängend, tastete er mit unruhigen Fingern blind die Täfelung der Kabine entlang, fand das erste Bullauge und löste die Klemmschraube aus Messing. Ein anderes Bullauge war noch auf dieser Seite der Kabine zu öffnen, dann glitt er nach Steuerbord, fand die restlichen beiden Bullaugen und schwenkte auch sie auf. Das klare Wasser hinter ihnen wurde augenblicklich trübe. Er fand die Tür wieder und zuckte zusammen, als der Körper der Muräne unter seiner Flosse wegrollte.

Trent stieg den Niedergang hoch, zog eine Spur aus breiiger Pflanzenmasse hinter sich her. Große Ansammlungen eingeschlossener Luft zitterten unter der weißen Decke des Salons, als er auf die Tür zuschwamm, die auf das Achterdeck hinausführte. Der Tauchcomputer schaltete sich auf Dekompressionsmodus. Rasch arbeitete Trent sich das Seitendeck hoch und schlug dabei mit der Brechstange aus jedem Fenster das Glas heraus - aus dem Salon, der Kombüse, den Überresten des Ruderhauses. Dann glitt er auf der anderen Seite wieder zurück und tat dort das gleiche, damit das strömende Wasser das Innere der Yacht freispülen konnte.

Die beiden Lampen ausschaltend, zog er sich schnell am Leitseil entlang, das zum Eingang des Hohlraums führte. Der grünlich-blaue Schein der dritten Lampe lockte, heftig bewegten sich Trents Taucherflossen in der schwarzen Dunkelheit. Er

schaltete die Lampe am Eingang zu dem Hohlraum ab und stieg langsam an der Schräge des eingebrochenen Felsdaches im schwachen, vom bleichen Kalkstein reflektierten Mondlicht nach oben.

Erst als er wieder sehen konnte und offenes Wasser erreicht hatte, verebbte die Angst allmählich, rieselte wie in kleinen Tröpfchen von ihm weg. Einen Augenblick lang mußte er das Mundstück mit der Hand an seinem Platz halten, weil seine Kiefermuskeln kraftlos geworden waren. Er lehnte sich gegen die Kalkfelsen und beobachtete, wie der Tauchcomputer die Minuten der Dekompressionsperiode abzählte. Dann stieg er die nächsten drei Meter in die Höhe. Plötzlich sah er einen Riß im Höhlendach, der von dessen oberer Kante über ein Drittel des Felsdaches reichte und über die ganzen neun Meter hinweg, die er überblicken konnte, erkennbar war. An diesem Riß war das Höhlendach leicht eingeknickt, und Trent stellte sich vor, daß ein Erdbeben den Riß aufbrechen lassen könnte: Das Dach würde dann wie ein Buch nach innen in sich selbst zusammenklappen, langsam auf den Boden des Hohlraums heruntersinken und die *Beau Belle* unter sich zermalmen. Noch drei Minuten galt es zu warten. Wieder lehnte er sich an die Kalkfelsen und dachte über die *Beau Belle* nach. Die Taschenlampe war ausgeschaltet, eine Kette von Luftblasen stieg wie versilbert ins Mondlicht hoch. In zwanzig Minuten würde Marco an ihrem Treffpunkt sein. Sie hatten noch Zeit genug.

Der Computer erlöste ihn, neben dem Schlauchboot kam er an die Oberfläche. Auria kniete auf den Bodenbrettern und lehnte sich über den Wulst. Das im Rand seiner Taucherbrille stehende Wasser verzerrte ihr Gesicht. Er schob die Taucherbrille nach oben, hielt das Mundstück jedoch weiter zwischen seinen Zähnen. Noch brauchte er ein wenig Zeit, bevor er sprechen konnte.

Auria packte seine Preßluftflasche und hob sie ins Boot. Trent ließ sich hoch aus dem Wasser schießen und warf ein Bein über den Randwulst.

Rittlings auf dem Wulst sitzend, erklärte er: »Unter uns liegt eine Art Steilabfall, das obere Ende eines blauen Loches. Die *Beau Belle* ist an einem Felsvorsprung



hängengeblieben. Wir müssen zur *Golden Girl* zurück und ein paar Warpleinen holen, die wir an der *Beau Belle* befestigen können, bevor die Yacht weiter in die Tiefe rutscht.«

Aurias Stimme verriet Wut und Argwohn, als sie sagte: »Ich bezahle also die Rechnungen und kann mir die Sache nicht einmal selbst anschauen?«

»Alles erstes sollten wir die Yacht sichern«, meinte Trent, während er seine Ausrüstung in einem Sack verstaute. Mühelos sprang der Außenbordmotor an. Trent lichtete den Anker, raste mit Vollgas los und nahm erst dann das Gas weg. Mit einer Geschwindigkeit von zwanzig Knoten nahmen sie Kurs auf den Old Bahama Channel.

## 14

Seit zwölf Stunden hielt sich Roddy de Sanchez jetzt im provisorischen Funkraum der Station der Küstenwache an der Nordküste auf. An die Wand über dem Tisch mit dem Funkgerät hatte er eine Karte geklebt. Ein schwarzer Markierungspunkt kennzeichnete die Tauchstelle, rote Nadeln die Patrouillenboote. Der gesamte Funkverkehr wurde von ihm aufgezeichnet. Auf Extrablättern führte er Berechnungen durch. Dazu legte er die Blätter einzeln auf ein Hackbrett aus Plastik, das er aus der Küche geholt hatte, damit der Druck seines Stiftes keine Spuren hinterließ. War ein Blatt voll, hielt er augenblicklich ein Streichholz darunter und verbrannte es.

Der Karte zufolge war der Engländer bis in eine Tiefe von sieben Meter sechzig getaucht. Daraus folgte, daß er sich zwei Stunden auf dem Meeresgrund aufhalten konnte, ohne die Dekompression einzuleiten. Die meisten Taucher wären die ganze Zeit unten geblieben, aber Trent war bereits nach zweiunddreißig Minuten wieder nach oben gekommen, worin Roddy keinen Sinn sehen konnte. Auf der *Beau Belle* mußte es doch eine Menge zu erkunden geben. Entweder handelte es

sich daher bei dem Wrack gar nicht um die *Beau Belle*, oder Trent brauchte noch zusätzliche Ausrüstung von seinem eigenen Boot. Mit ziemlicher Sicherheit handelte es sich um letzteres. Doch was auch immer dahinterstehen mochte, Roddy wollte noch nicht, daß die Patrouillenboote in Aktion traten. Er hatte ein winziges scharfkantiges Steinchen unter die Tür gelegt. Gewarnt durch das kratzende Geräusch auf dem Steinboden, drehte er sich um.

Estoban Tur stand in der Tür, und das erste Mal mußte Roddy sich eingestehen, daß er vor dem dicklichen Leiter der Abteilung Drei mit der olivfarbenen Haut Angst empfand. Sie waren einfach zu verschieden. Roddy kannte keinen Haß. Es gab Frauen, die ihn beschuldigten, auch keine Liebe zu empfinden und eher ein Gespieler zu sein. Und er vermutete, daß sie recht hatten. Hätte er mehr für andere übrig gehabt, hätte er sich wohl auch geweigert, auf die Pläne seines Vaters einzugehen. Er gierte nicht nach Wohlstand oder Macht, was ihn im Hinblick auf die dreihundert Jahre Familiengeschichte auszeichnete. Doch hatte er sich auch nicht gesperrt, und jetzt war es zu spät.

Sorgfältig zeichnete er den Kurs des Engländers auf der Karte ein und meinte: »Trent fährt wieder zu seinem Katamaran zurück.«

Als erstes sahen sie die Segel, die wie zwei silbrige Flossen über das Wasser sausten; dann hörten sie das Zischen des Doppelrumpfes. Trent gab ein Signal mit der Taschenlampe, und die Segel flatterten, als die *Golden Girl* in einer Gischtwolke in den Wind drehte.

»Wir haben sie gefunden!« schrie Auria, als Trent mit dem Schlauchboot breitseits zwischen den Heckspitzen anlegte.

Marco packte die Fangleinen, und Trent erklärte: »Wir müssen wieder zurück. Die *Beau Belle* liegt auf einem Felsvorsprung. Ich brauche Taue zum Festmachen und das Sturmsegel in seinem Sack.« Marco war viel zu sehr Seemann, um Zeit mit Fragen zu verschwenden, Richard jedoch lehnte sich besorgt über die Reling. Trent warf ihm eine Preßluftflasche in die Hände. »Schnell, wir müssen das Schlauchboot

leichter machen ..., und ich will den zusätzlichen Bleigurt aus dem Spind mit der Taucherausrüstung.«

Die Schnelligkeit, mit der das Schlauchboot dahingeglitten war, hatte verhindert, daß Trent den Wind bemerkte, jetzt jedoch konnte er ihn auf seinem Gesicht spüren. Seit sie das erste Mal Kurs auf Kuba genommen hatten, war er stärker geworden. Er reichte Richard die zweite Flasche, die er benutzt hatte - damit blieben noch drei im Schlauchboot - und nahm die Taurollen, den Bleigurt und den Sack mit dem Segel an Bord.

»Gib mir eine Stunde«, sagte er zu Marco und fuhr los.

An der gleichen Stelle wie vorher gingen sie wieder vor Anker. Während der Außenbordmotor gedröhnt hatte, war es unmöglich gewesen, sich zu unterhalten, jetzt aber, als Trent wieder in das Geschirr für die Flaschen schlüpfte, meinte Auria: »Ich komme mit dir.«

»Das geht auf keinen Fall«, sagte er kopfschüttelnd. »Einer von uns muß im Boot bleiben, um die Leinen zu bedienen. Mach das, ohne weiter darüber zu diskutieren, danach kannst du noch tauchen, bis es dir zum Hals heraushängt!«

Er schob den zusätzlichen Bleigurt und die Brechstange tief in den Segelsack, ließ den Sack aber oben ein wenig offen, damit die Luft leicht entweichen konnte. Dann band er das Ende eines Taus um den Sack und ließ ihn über Bord gleiten. Er hatte ein klares Bild von dem, was zu tun war. »Und vergiß nicht, das Tau langsam abzurollen«, warnte er sie, als er die beiden Taue zusammenband. Er klemmte sich die Taucherbrille vor das Gesicht und ließ sich rückwärts ins Wasser fallen.

Nachdem er den Tauchcomputer überprüft hatte, folgte er dem Tau nach unten und holte sich die Brechstange. Den Segelsack ließ er am Rand des blauen Loches liegen, dann schwamm er mit dem Tauende die Wand hinunter bis zur Öffnung und in den Hohlraum hinein; dort schaltete er die erste Lampe ein. Die Entfernung zwischen diesem Loch und der unter dem Felsendach liegenden *Beau Belle* betrug ungefähr fünfzehn Meter. Trent ließ gute achtzehn Meter Tau durch

das Loch gleiten, die er an seinen ausgebreiteten Armen abmaß. Kurz blickte er zur Wasseroberfläche; das Mondlicht war fast nicht wahrnehmbar. Dann packte er den Rand des Loches und zog sich hindurch.

Sobald er sich unterhalb des Felsdaches befand, drehte er sich auf den Rücken und zog das Tau zwischen seinen Beinen hoch. Er ließ es ein wenig schlaff werden und stieß sich in Richtung Yacht ab, dann zog er es weiter zu sich heran und ließ es wieder schlaff werden, bis schließlich das Ende des Taus mitten in das blaue Loch hineinbaumelte; so war es nicht möglich, daß sich eine Schlinge an einem Felsvorsprung verding. Je kürzer das Tau wurde, desto weniger zog es an ihm. Schließlich rollte sich Trent herum und sah im Schein der Taschenlampe die Yacht. Er brachte die letzten Meter hinter sich und machte das Tau an einer Deckklampe fest, bevor er die Lampe anschaltete, die er am Ende des Baums zurückgelassen hatte. Im Schein der Lampe sah er, daß sich das Wasser am Achterdeck der Yacht getrübt hatte und Unmengen kleiner Fische in die langsam aus den Bullaugen quellende Suppe hinein und wieder heraus schossen.

Er kehrte zum Loch zurück, schwamm bis zum oberen Ende der Wand und untersuchte den Meeresboden. Neun Meter hinter dem Rand fand er einen Korallenstock. Er gab Auria das Zeichen, das Tau weiter herunterzulassen, und als ihn die Verbindungsstelle erreichte, band er die beiden Enden auseinander und schlang das erste Tau mit einem Webeleinstek über den Korallenstock. Dann schwamm er zum Loch zurück und wiederholte den ganzen Vorgang mit dem zweiten Tau. Der Tauchcomputer erlaubte ihm noch vierzehn Minuten Tauchzeit.

Mit der Brechstange stemmte er die Tür zum Ruderhaus auf und öffnete danach auch die zum Maschinenraum hinunterführende Tür. Mit dem Kopf nach unten hing eine Leiche im Wasser und blockierte den Niedergang. Der Lichtstrahl der Taschenlampe fiel auf einen Klingelknopf aus Messing, der notdürftig am oberen Ende des Niedergangs befestigt war. Zwei Kabel schlängelten sich nach unten.

Trent malte sich aus, wie sich der Fischkutter aus der Nacht herauschob, und stellte sich die durch die Bugwelle entstandene plötzliche Kursänderung vor, die den Mann aus Versehen gegen den Klingelknopf stoßen ließ, als er sein Gleichgewicht verlor. Die Explosion würde ihm die Trommelfelle zerrissen, ihn betäubt und die Luft aus seiner Lunge gepreßt haben.

Trent hatte beabsichtigt, das zweite Tau am Dieselmotor festzumachen, angesichts der Leiche schwamm er jedoch weiter zum Ruderhaus hinüber und führte das Tau nach unten und um die Unterseite des Rumpfes herum, so daß die Yacht wie in einer Schlinge gehalten wurde, die er innen im Ruderhaus mit einem Palstek befestigte. Noch elf Minuten...

Die Türen zu den Steuerbord- und Backbordkabinen standen offen, die Kabinen selbst waren leer. Die Tür zum Vorderdeck war verschlossen und rührte sich nicht von der Stelle; ein Messingriegel war vorgeschoben, der Schlüssel steckte nicht. Trent machte zwei Fotos, schob dann den Riegel zurück und rammte die Brechstange neben dem Türgriff in den Türrahmen. Die Füße gegen den Rahmen gestemmt, wuchtete er die Brechstange nach hinten, und das Schloß zerbrach. Der zertrümmerte Bug hatte das Wasser dahinter frei zirkulieren lassen, und Fische und Krabben hatten einen reich gedeckten Tisch gefunden, so daß außer den Knochen nicht mehr viel übriggeblieben war. Drei Fotos vom Inneren und eines vom Türschloß genügten.

Er schob sich zurück, drehte sich um und schwamm schnell den Niedergang hoch durch das Ruderhaus in die Kombüse, wo er einen Moment lang verharrte und mit der Taschenlampe die Regale absuchte. Ein Salzstreuer aus geschliffenem Glas würde reichen, und er nahm ihn mit. Noch sechs Minuten.

Die großen Taucherflossen trieben ihn in den Salon und den Niedergang hinunter in die aus der Privatkabine des Besitzers hervorquellende Suppe. Er schraubte den Deckel des Salzstreuers ab und ließ ihn vollaufen. Ihm blieben nur noch vier Minuten, als er endlich herumschnellte und durch den Salon nach oben und auf

das Deck hinausschwamm.

Obwohl Trent jetzt in höchster Eile war, mußte er sich vor der Takelage in acht nehmen, als er das schräg ansteigende Vorderdeck hochschwamm. Der hintere Teil des Deckels der Vorderdeckluke versperrte den kleinen, schmalen Spalt zwischen dem zerschmetterten Bug und dem Höhlendach. Trent legte sich flach auf das Deck, um die Messingspange und das Vorhängeschloß zu fotografieren, mit dem der Lukendeckel verschlossen gewesen war. Noch eine Minute.

Er schaltete die Lampe am Baum aus und schnellte dem Ausgang entgegen. Der Computer signalisierte, daß die Zeit für die Dekompressionsphase gekommen war, und er glitt durch das Loch nach außen. Auf halber Höhe der Wand mußte er eine Dekompressionspause von zwei Minuten einlegen, bei einer Tiefe von etwas über vier Metern eine von weiteren drei Minuten. Ein wenig rechts von dem Korallenstock, an dem er das erste Tau befestigt hatte, gab es noch einen weiteren. Er schlang das zweite Tau darum, schwamm zum Rand des blauen Loches zurück und schob den Sack mit dem Segel unter die beiden Taue, und zwar an der Stelle, an der sie über den Rand liefen. Sollte die *Beau Belle* ins Rutschen kommen, würde das verhindern, daß der Fels die Taue zerschnitt.

In einer Tiefe von etwas mehr als zwei Metern mußte er weitere vier Minuten verharren und hängte sich dazu an die Ankerkette des Schlauchbootes. Ein wilder Ruck am Tau -Auria gab ein Signal! Noch während er das Geschirr abstreifte, nahm sie bereits seine Flasche entgegen. Er schwang ein Bein über den Seitenwulst. Nach der dunklen Stille und Reglosigkeit im Hohlraum unterhalb des Felsendaches wirkte die Wasseroberfläche taghell, das Meer und der Wind kamen ihm vor wie in Aufruhr. Auria hielt einen Finger an die Lippen und zeigte in die Dunkelheit.

Sie setzten sich hin, hielten den Atem an und horchten. Da hörten sie es, steuerbord, in Richtung Kuba, das tiefe Brummen großer Turbodiesel im Leerlauf, russischer Diesel - ein kubanisches Patrouillenboot! Trent spürte, wie das Radar und das Sonar des Bootes wie die beiden Spitzen der gespaltenen Zunge einer Schlange

auf sie zuschnellten. Er wartete auf die Suchscheinwerfer.

Und das Licht kam, allerdings aus so großer Entfernung, daß die Strahlen weich wie Kerzenschein über das matte Grau des Schlauchbootes hinweghuschten. Um sie herum leckte das Meer mit sanftem Wellenschlag am sachte schaukelnden Rumpf; der Gestank aus dem Mangrovensumpf wehte herüber, das Mondlicht wurde durch den Dunst der nebelfeuchten Nacht abgemildert.

»Was sollen wir tun?« wisperte Auria.

»Reißaus nehmen«, erwiderte Trent, als er hörte, wie das Patrouillenboot sich langsam gegen die Strömung Richtung Osten bewegte. Die doppelten Suchscheinwerfer zeichneten ein verworrenes Lichtmuster auf das Meer. Trent warf den Außenbordmotor an und preschte mit Vollgas auf den Rand des Riffs und die offene See zu. In einer Entfernung von einer Meile drehte das Patrouillenboot, und das Brummen verstärkte sich zu einem lauten Dröhnen, als die großen Diesel das Boot mit Höchstgeschwindigkeit antrieben. Das Kielwasser des Schlauchbootes und das Geräusch des Außenborders würde sie verraten, daher stellte Trent den Motor wieder ab und wartete.

Das Patrouillenboot fuhr hinter ihnen vorbei, und im gleichen Augenblick jagte Trent den Motor wieder hoch. Sie hatten drei Minuten gewonnen, aber das kubanische Schiff begann bereits in eine Kurve zu gehen, leitete damit das Wendemanöver ein und suchte die seichten Gewässer ab.

Trent drosselte den Motor und drückte Auria flach auf die Bodenbretter, als die Suchscheinwerfer wieder auf sie zuglitten. Die Entfernung blieb zu groß. Losjagen und abwarten, losjagen und abwarten...

Immer wieder wendete das Patrouillenboot hinter ihnen, immer näher kam es ihnen... Sie gingen methodisch vor, die Kubaner. Jetzt hob sich das Schlauchboot im kurzen, unregelmäßigen Wellenschlag, der den Rand des Riffs markierte, und es waren keine drei Meilen mehr bis zu ihrem Treffpunkt mit der *Golden Girl*, und noch fünfzehn Minuten bis zum ersten Zeitpunkt für das Rendezvous. Marco

würde bereits gewendet haben und den Old Bahama Channel in Gegenrichtung entlangsegeln, um sie aufzufischen. Wollten die Kubaner sie verfolgen? Wollten sie verhindern, daß sie den Schutz der Großen Bahamabank erreichten?

Steuerbord schob sich ein Containerschiff in voller Fahrt durch den Kanal; das Mondlicht reflektierte geisterhaft auf der weißen Fläche seines Rumpfes. Die Kielwellen des Containerschiffes kamen auf sie zu. Trent brachte den Motor auf Vollgas und raste mit dem Schlauchboot am sich brechenden Wellenkamm entlang, so daß sein eigenes Kielwasser im aufgewühlten Meer unterging. Er mußte dem Containerschiff eine Zeitlang durch den Kanal folgen, dann über die eine Kielwelle hinweg seitlich ausscheren und an der anderen Kielwelle entlang zum Treffpunkt zurücksteuern. Wie ein Jagdreiter trieb Trent das Schlauchboot voran. Das hohe, eckige Heck des Containerschiffes ragte hundert Meter von ihnen entfernt in die Höhe; die schwarzen Buchstaben mit seinem Namen und seinem Heimathafen waren mannshoch: FRÜHLINGSMORGEN, BREMEN.

Hinter ihnen suchte das kubanische Patrouillenboot den Rand des Kanals ab. Es fuhr mit konstanter Geschwindigkeit, fuhr immer die gleichen langen Bögen, von denen jeder ein bißchen weiter von der Küste entfernt war als der vorherige. Allerdings befand sich das Schlauchboot jetzt nicht mehr in Reichweite der Suchscheinwerfer seines Verfolgers, und das Kielwasser des Containerschiffs und dessen Maschinen würden das Boot vom kubanischen Radar und Sonar abschirmen.

Trent zog das Ruder um fünf Grad herum. Der stumpfe Bug des Schlauchboots stieß die steile, schäumende Schräge hoch, dann rasten sie über den kochenden Schaum hinweg, den die Schiffsschrauben hinter sich ausspielen. Schließlich hatten sie die Gischt hinter sich gebracht und flogen am Kamm der anderen Kielwelle entlang dahin. Der Treffpunkt war nur noch eine Meile entfernt. Dort gab es nichts anderes zu tun, als auf die *Golden Girl* zu warten.

Trent wischte sich das Salzwasser aus den Augen und überprüfte auf dem



Magellan-Gerät ihre Position, als er die sich dunkel vor dem Himmel abzeichnenden Silhouetten der beiden Schwesterschiffe des kubanischen Patrouillenbootes sah. Wartend lagen sie da. Er drosselte den Motor, doch als die Suchscheinwerfer auf sie zustießen, wußte er, daß sie nur wenig Hoffnung hatten, zu entkommen.

Allein wäre er nach Lobos Cay gerast, aber eine Garbe aus ihren Maschinengewehren könnte Auria in Fetzen reißen. Er lockerte die Schrauben am Außenbordmotor und sagte: »Ich werde den Motor und die ganze Suchausrüstung über Bord gehen lassen. Sie werden dich aufgreifen. Sag ihnen, du hättest hier draußen geschnorchelt und hättest dann versucht, den Motor anzuwerfen. Er wäre jedoch nicht fest genug angeschraubt gewesen, so daß er vom Heck weggetrudelt sei. Das passiert immer wieder.«

Er schlang das Sensorkabel um den Außenborder und ließ ihn über Bord fallen. »Du warst die ganze Nacht Wind und Wellen ausgesetzt«, schärfte er ihr ein. »Sie werden glauben, daß es zwei Boote waren und daß sie das eine, das sie verfolgten, verloren haben. Mit ein wenig Glück bringen sie dich sogar zur *Golden Girl* zurück. Im schlimmsten Fall nehmen sie dich mit nach Kuba und setzen dich in ein Flugzeug. Wir treffen uns in Nassau.« Er öffnete die Treibstoffkanister, drückte sie unter Wasser und ließ das Meerwasser in sie hineinfluten, damit sie untergingen.

»Und was willst du tun?«

»Wegschwimmen.«

Der Strahl des Suchscheinwerfers glitt über sie hinweg.

Sie sagte: »Wenn ich ihnen von der *Golden Girl* erzähle und sie mich dorthin bringen ... Das bedeutet dann das Ende, oder nicht?«

»Vom Tauchen? Ja.«

»Dann muß ich auch schwimmen.«

»Zwei Meilen...« Doch Auria hatte sich bereits ins Wasser gleiten lassen. Trent

wickelte das Magellan-Gerät in eine Plastiktasche, schob es in seinen Taucheranzug, durchtrennte die Bugleine und franste das Seilende mit der sägeförmig gezackten Schneide seines Tauchermessers auf, so daß es aussah, als sei es von einem Felsen durchgescheuert worden. Rasch hob er Aurias Preßluftflasche auf ihren Rücken und hielt sie hoch, als sie sich das Geschirr überzog. Er ließ aus dem Rumpf des Schlauchboots genügend Luft heraus; so entstand der Eindruck, als treibe es schon seit Wochen auf dem Wasser. Die Flossen und die Taucherbrille angelegt, schlüpfte er in sein eigenes Geschirr und rollte über den Seitenwulst ins Wasser. Mit der noch übrigen Hälfte der Fangleine band er sich und Auria wie mit einer Koppel zusammen, gab dann Auria durch Zeichen zu verstehen, sie solle ihren Schnorchel benutzen, und zeigte in Richtung Treffpunkt.

Schon konnte er das Beben der Dieselmotoren des Patrouillenbootes spüren und gab Auria hastig das Zeichen zum Abtauchen. Sie nahmen ihre Mundstücke zwischen die Zähne und sanken in die absolute Dunkelheit hinein. Sechs Meter tief, neun Meter, zwölf Meter, fünfzehn Meter...

Trent führte den Druckausgleich durch und schwamm mit der Hand auf Aurias Arm langsam dahin. Auch sein Atem ging ganz langsam; er achtete sehr darauf, nicht zuviel Luft zu verbrauchen. Die Schiffsschrauben ließen das Wasser erzittern, dann ein plötzliches Donnern, als der Kapitän die Schubrichtung der Maschinen des Patrouillenbootes umkehrte. Die Suchscheinwerfer hatten das Schlauchboot entdeckt.

Im Licht seiner kugelschreiber großen Taschenlampe beobachtete Trent den Kompaß und den Wert für die Wassertiefe auf seinem Tauchcomputer und spürte, wie Auria neben ihm zitterte. Während der Steuermann das Patrouillenboot vorsichtig neben das Schlauchboot manövrierte, verstärkte das Wasser jedes der von oben kommenden Geräusche. Trent fragte sich, über welche Ausrüstung die Kubaner verfügten. War das Sonar empfindlich genug, um sie zu orten? Es wäre einfach gewesen, von Bord aus eine Sprengladung ins Wasser fallenzulassen...

Rufe waren zu hören, dann polterten die schweren Holzsprossen einer Strickleiter gegen den Rumpf des Patrouillenbootes. Trent legte seinen Arm um Auria, beruhigte sie, hob seine Uhr dicht vor seine Taucherbrille und ließ die Zifferblattbeleuchtung aufleuchten. Fünf Minuten waren vergangen, und sie waren auf eine Tiefe von achtzehn Metern abgesunken. Das Patrouillenboot waren sie jedenfalls los. Mit einem leichten Druck seiner Hand gab er Auria zu verstehen, daß sie aufsteigen sollte, zwölf Meter, neun, sechs; der langsame Schlag ihrer Flossen trieb sie voran. In einer Wassertiefe von sechs Metern verharrten sie. Das Patrouillenboot hatte abgedreht, die Schiffsschrauben wühlten das Wasser auf. Außer über den Druck seiner Hand hatte Trent keine Möglichkeit, mit Auria zu kommunizieren. Doch die Maschinen des Patrouillenbootes waren kaum noch zu hören, und er spürte, wie sich Auria entspannte ... zu früh, denn das Boot machte eine scharfe Kehrtwendung, schwenkte, kroch nicht wie auf der Suche nach ihnen durchs Wasser, sondern raste wie ein seine Beute verfolgendes Untier auf sie zu. Das donnernde Tosen grollte ihnen entgegen, war überall um sie herum und genau über ihnen, die Strömung riß an ihren Mundstücken, als das Patrouillenboot direkt über ihren Köpfen das Meer zerriß. Sie hingen im Wasser und warteten, warteten...

Das Patrouillenboot fuhr schnell nach Backbord weiter, die Gefahr war vorbei. Trent zog Auria durch die Schwärze nach oben bis auf eine Tiefe von dreieinhalb Metern und wartete, verfolgte, wie der Tauchcomputer die Minuten abzählte, bis die Dekompressionspause vorüber war. Sechs Minuten. Dann flimmerte Sternenlicht über die stahlblaue Meeresoberfläche und tanzte um die zwischen ihren Lippen hervorrieselnden Luftblasen. Sie lagen flach auf dem Wasser, die Dünung schaukelte sie. Sie waren in Sicherheit.

Trent tastete nach dem Knopf an Aurias Tarierweste und füllte sie mit Luft, bevor er die Schnallen löste und ihre Preßluftflasche wegrollte, sie mit dem Bleigurt beschwerte und hinabsinken ließ. Das gleiche machte er mit seiner eigenen Flasche.

Auria packte ihn und zog ihm den Schnorchel aus dem Mund. »Mein Gott, hatte ich vielleicht eine Angst!«

»Unsinn, du warst tapfer wie eine Löwin«, meinte er bewundernd.

Bis zu ihrem Treffpunkt war es eine Meile, vielleicht zwei. Er pumpte seine eigene Tarierweste voll, zog das Magellan-Gerät aus einem Taucheranzug und hielt es aus dem Wasser, während er ihre Position überprüfte und den Kurs berechnete, den sie schwimmen mußten.

»Nimm dir Zeit«, ermahnte er Auria. »Die Sache ist nicht schwieriger als ein Schnorchelausflug am Riff entlang.«

Ein Schnorcheltrip in den leichten Wind hinein, der sie tags zuvor von South Andres aus sanft durch den Old Bahama Channel befördert hatte. Als Trent sich orientierte, spürte er jedoch, daß der leichte Wind mit der einsetzenden Morgendämmerung aufgefrischt hatte, zwar noch nicht so sehr, daß er ihr Vorankommen spürbar verlangsamte, aber doch so, daß er neue Angst mit sich brachte. Außerdem hatte das Seehandbuch vor einer Strömung zur Küste hin gewarnt.

Sie schwammen zwanzig Minuten lang, dann las Trent erneut ihre Position auf dem Magellan-Gerät ab. Ihr Kurs lief Wind und Wellen direkt entgegen, und er war enttäuscht, wie wenig sie vorangekommen waren. Keine dreißig Minuten mehr bis zur letzten für ihren Treffpunkt vereinbarten Zeit, daher trieb er Auria jetzt an, die Wogen wurden bereits ein wenig steiler.

Sie schwammen weitere zwanzig Minuten, und wieder überprüfte er ihre Position. Auria ergriff seine Hand, befreite ihren Mund vom Schnorchel. »Der Wind ...«, begann sie.

Zuversicht war jetzt wichtiger als alles andere. Er nahm auch sein Mundstück heraus. »Nur nicht aufgeben! Du machst deine Sache gut.«

Nach weiteren zwanzig Minuten befanden sie sich am Treffpunkt. Der Wind war jetzt so stark, daß sie nicht aufhören durften zu schwimmen, wenn sie ihre Position

halten wollten. Mit einem kräftigen Stoß seiner Taucherflossen drückte er sich hoch aus dem Wasser. Von der *Golden Girl* jedoch war keine Spur zu sehen. Im Osten kündigten sich die ersten blassen Zeichen des Tages an.

Immer wieder hob er sich bei seiner Suche auf einer Welle hoch aus dem Wasser. Marco war jetzt eine halbe Stunde überfällig, und die ganze Zeit hatten Wind und Wellen an Stärke zugenommen, trieben sie vom vereinbarten Treffpunkt weg auf die kubanische Küste zu. Zwölf, höchstens vierzehn Meilen war sie entfernt. Er befreite sich von seinem Mundstück. »Wir treiben wieder zurück, Aural!«

## 15

Roddy holte sich eine frische Dose Kaffee aus der Messe hoch. Estoban hing schlaff auf einem Stuhl, der vor der Karte stand. Für ihn gab es hier nichts zu tun, und Roddy wünschte sich, er würde verschwinden. Seit Stunden hatte sich der Leiter der Abteilung Drei nicht von seinem Platz bewegt. Er sagte nichts, schaute nur auf die Karte und las die von Roddy gefertigten Aufzeichnungen des Funkverkehrs der Patrouillenboote. Doch seit Stunden hatte es jetzt nichts zu berichten gegeben, und das würde sich auch nicht so schnell ändern.

Roddy goß Kaffee ein und reichte Estoban einen Becher. »Hör auf, dir Sorgen zu machen. Sie haben das Schlauchboot gefunden, also befindet er sich im Wasser, sicher trägt er eine Schwimmweste. Vielleicht hat er ja ein oder zwei Stunden auf den Katamaran gewartet, aber irgendwann wird er an Land kommen.« Er legte ein Lineal auf die Karte, um den auflandigen Wind und die Strömung zur Küste anzuzeigen, dann deutete er auf den Küstenstreifen, an den der Engländer angespült würde und wo Estoban seine Falle aufgestellt hatte. Wie eine Spinne, eine dicke Spinne, dachte Roddy, und schauderte, als ihn eine Woge der Sympathie für den Mann im Wasser überflutete. Estoban Tur würde seinen Mann bekommen, und Roddys Vater hatte, was er wollte, nämlich die Position der *Beau*

*Bette.* Roddy wollte eigentlich nur eines - nichts mit alledem zu tun haben, Tennis spielen und im Mondlicht eine Frau lieben.

Die Sonne war ihr ärgster Feind. Unbeweglich brannte sie direkt über ihren Köpfen, pulsierend, blendend, gleißend. Auria schlief oder war halb bewußtlos. Nach neun Stunden im Wasser konnte Trent das nicht mehr auseinanderhalten. Er hatte seinen mit Aurias Unterarm zusammengebunden, so daß sie neben ihm dahintrieb, und hatte aus den Beinen ihres Taucheranzugs eine Abdeckung geformt, um ihr Gesicht und ihren Nacken zu schützen. Zum hundertsten oder tausendsten Mal drehte er ihr Gesicht von der Sonne weg. Die Kombination aus Wind, Meer und Sonne hatte seine Lippen aufspringen lassen, so daß das Festhalten des Schnorchels mit dem Mund zu einem weiteren Bestandteil der allgegenwärtigen Schmerzen geworden war. Außerdem war er müde, unglaublich müde. Doch ein weiteres Mal hob er das winzige Segel, das er aus der Vorderseite seines eigenen Taucheranzugs zurechtgeschnitten hatte, in die Höhe; es war nicht größer als ein Lätzchen.

Die nächste Welle hob sie hoch, und er stieß sich ab, hielt sie beide für einige zusätzliche Sekunden in der Brandung, während sie auf der Welle Richtung Küste ritten. Sechs Wellen pro Minute, mit jeder Welle gewannen sie vier Meter, zwanzig Kilometer waren es bis zur Küste, vierzehn Stunden ... zwanzig Prozent zog er wegen der Strömung ab, die sie den Old Bahama Channel entlang Richtung Küste drückte. Unzählige Male hatte er diese Berechnung wiederholt; die Disziplin gab seinen Beinen die Kraft, die schweren Flossen anzutreiben. Salz verkrustete unter der Taucherbrille die Lider; er hatte es aufgegeben, auf die Uhr zu schauen.

Einen Augenblick lang schloß er die Augen, gönnte ihnen eine Ruhepause, ließ zu, daß sie sich von dem grellen Licht erholen konnten. Dicht neben ihm donnerte ein Zug in einen Tunnel, das scharfe Tosen war ohrenbetäubend. Der Zug fuhr in einen anderen Tunnel, in einen längeren Tunnel. Und jetzt schwankte der Zug heftig hin und her, schleuderte Trent von einer Seite auf die andere. Weiter und

weiter raste der Zug ...

Plötzlich war Trent wach und kämpfte mit dem Wasser, die Brandung toste über seinen Kopf hinweg. Seine Schulter berührte eine Koralle, und er spürte die Kälte, als sein Taucheranzug aufriß. Er nahm Auria in die Arme, rollte sich um sie herum, um sie mit seinem Körper zu beschützen, kämpfte sich zur Wasseroberfläche hoch. Doch es war nur ein isolierter Korallenblock gewesen, und jetzt waren sie darüber hinweg. Die Brandung trieb sie weiter auf einen steilen Sandsaum zu, der von Palmen beschattet wurde und am Fuß eines von Urwald bedeckten Berghangs lag. Trent trat die Flossen von den Füßen.

Ein Brecher stieß ihn nach unten, als er gerade nach Halt suchte. Er hielt Aurias Gesicht über Wasser und zerrte sie voran. Wieder krachte ihm eine Welle in den Rücken, er stolperte, als sich seine Zehen in den Sand bohrten. Die nächste Woge hob ihn in die Höhe. Einen Augenblick stand er auf seinen Füßen, bewegte sich die letzten Meter voran, dann war er an Land, fiel wieder auf die Knie, war aber in Sicherheit. Auria klammerte sich an ihn.

Er trug sie hoch in den Schatten, kniete sich über sie, bewegte heftig ihre Arme auf und ab, bis sie zu würgen begann, und rollte sie dann auf die Seite. Wasser tröpfelte aus ihrem Mund. Sie versuchte, die Augen zu öffnen, aber die Anstrengung war zu groß.

Kuba war gefährliches Territorium, und Trent verwischte ihre Fußspuren am Strand mit einem heruntergefallenen Palmwedel. Eine Kokospalme lehnte sich aufs Meer hinaus. Er schnitt zwei Streifen aus seinem Taucheranzug und band seine Füße mit einem etwa einen halben Meter langen Streifen aneinander. Den zweiten Streifen schlang er um den Stamm. Wie eine Raupe kroch er den Stamm hoch und klopfte ein halbes Dutzend Kokosnüsse los. Er wählte eine junge Nuß mit Milch darin, schlug ihre Spitze mit seinem Tauchermesser ab, kniete sich neben Auria, hob ihren Kopf und hielt ihr den Rand der Nuß an die Lippen. Sie nahm ein paar Schlucke von der Kokosmilch, dann ließ er ihren Kopf wieder auf die trockenen

Blätter sinken. Er kauerte sich neben sie, beobachtete, wie langsam das Leben in sie zurückkehrte. Sie schlug die Augen auf.

»Ich muß nach einem Boot suchen. Kommst du klar?« fragte er.

Mühsam kletterte er den Berg hoch und suchte nach einem Pfad. Da er keinen fand, kehrte er wieder zur Küste zurück und ging in östlicher Richtung weiter. Er achtete darauf, sich im Schatten zu halten und keine Spur zu hinterlassen, und bewegte sich langsam vorwärts, um mit seiner Kraft hauszuhalten. Der Strand endete an einer steilen Felsklippe. Er kletterte hinauf, sah aber nur ein weiteres leeres Strandstück, das ebenfalls von einer Klippe begrenzt wurde. Hinter dieser Klippe jedoch stieg Rauch zwischen den Bäumen auf.

Weiter den Hang hochkletternd, suchte er nach einer Stelle, von der aus er überblicken konnte, was hinter der Klippe lag. Dort, wo der Rauch aufstieg, konnte er einen Wasserfall hören. Vielleicht stammte der Rauch von einem kleinen Feuer aus frischem Holz, dachte er, als ein Windstoß den Brandgeruch in seine Nase trieb. Jetzt war der Wasserfall ganz nah, vorsichtig schritt er zwischen den Bäumen hindurch, hielt sich an ihren Stämmen fest, wenn er den Boden nach losen Steinen und trockenen Stöcken absuchte. Er fand den Wasserlauf und kniete sich neben ihn, trank gierig und folgte ihm dann bis zu einer felsigen Stelle, über deren Kante das Wasser in die Tiefe stürzte. Dort legte sich Trent flach auf den Boden und kroch zwischen den Bäumen hindurch bis zum Rand des Falls.

Das Wasser stürzte in ein etwa dreißig Meter breites und hundert Meter langes, vom Meerwasser gespeistes Becken, das zwischen den steilen Seiten zweier Felsvorsprünge lag und durch einen kleinen Sandrücken vor der Brandung geschützt wurde. Unterhalb der höchsten Stelle dieses Sandrückens hatte das Meer auf der anderen Seite einen kleinen Strand geformt. Ein Pfad führte vom Strand zu einem kleinen, auf einer natürlichen Terrasse gebauten Haus. Die Terrasse war verbreitert worden, so daß sie auf der Rückseite des Hauses noch einen kleinen Gemüsegarten umfaßte.



Das Haus war aus Holzbrettern zusammengebaut worden und hatte ein Wellblechdach, das sich nach vorne über der offenen Tür verlängerte und eine schmale Veranda beschattete. Mit Holzstücken eingefasste, in den Boden gegrabene Stufen führten von dieser Veranda zum Wasserbecken hinunter. Ein offenes kleines Boot lag unterhalb der Treppe vor Anker; von seinem Heck aus war eine Leine um einen Baumstumpf geschlungen, mit der es sich auf das Ufer ziehen ließ. Das Boot, ein Dory, war etwa fünfeinhalb Meter lang und grau angestrichen. Am Heck war ein Außenbordmotor angebracht, der aus dem Wasser hochgeklappt und mit einem Stück altem grünem Segeltuch bedeckt war. Ruder lagen in ihren Ruderrollen an den Dollborden, und ein Mast mit einem darum gewickelten Segel lag auf den Bodenbrettern. Der rotlackierte Treibstofftank stand auf der Veranda. Für Trents Zwecke war das Dory perfekt. Für jeden, der aus Kuba flüchten wollte, war es perfekt. Zu perfekt.

Trent lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf das Haus zurück. Weder auf der seinem Blick zugänglichen Vorderseite noch an der Seitenwand war irgendein Fenster zu sehen. Er vermutete, daß es eine der Vordertür entsprechende Tür nach hinten geben würde und möglicherweise ein Fenster mit Blick zum Meer. Auf einem Holzhocker dicht neben der Vordertür stand ein tönernes Wassergefäß, auf dessen hölzernem Verschußdeckel eine Aluminiumkelle lag. Auf der anderen Seite der Tür stand ein gerader Stuhl mit geflochtener Sitzfläche an der Wand. Die linke Seite des Hauses war durch ein Hühnergehege mit einem Dutzend Hennen geschützt; rechts, an der Stelle mit dem stärksten Luftzug, hingen Fische an einem Gestell in der Sonne und trockneten.

Trent wartete zwanzig Minuten ab, in denen er das Haus ununterbrochen beobachtete. Schließlich kam eine Mulattin mit hellbrauner Haut aus dem Haus heraus, die mit einem weiten, weißlichen Rock und einem Bikini-Oberteil bekleidet war. Sie stand eine Weile da, schaute den Berghang oberhalb des Wasserfalles hoch, ging dann über die Terrasse zum Hühnergehege hinüber und warf eine Handvoll

Getreidekörner aus einer an einen der Pfosten genagelten Blechdose hinein. Sie schaute zum Haus zurück, den Schornstein hoch, der einen Meter über das Dach hinausragte, dann ging sie wieder ins Haus, um kurz darauf mit einer Plastischüssel und einem Einkaufsnetz mit Kartoffeln darin erneut aufzutauchen. Sie nahm sich eine kleine, in der Plastischüssel liegende Aluminiumschüssel, füllte sie mit Wasser aus dem Tongefäß und setzte sich an den Rand der Terrasse, wobei sie den Rock hochzog und ihre Beine in die Sonne streckte.

Trent schätzte die Frau auf Anfang Dreißig. Sie trug ihr Haar lang und locker den Rücken heruntergekämmt; die Beine hatte sie ein wenig gespreizt. Ein großartiger Lockvogel, wirklich. Der Rauch aus dem Schornstein verstärkte sich; sie mußte frisches Holz auf die Glut gelegt haben. Trent zählte mit, während die Frau neunzehn Kartoffeln schälte, die Schalen in die Plastischüssel und die Kartoffeln in die Aluminiumschüssel mit Wasser fallenließ. Die Kartoffeln hatten eine recht ordentliche Größe, und Trent nahm an, daß die Frau zwei, höchstens drei davon essen konnte, dann kamen vielleicht drei auf jeden ihrer Begleiter - alle zusammen waren sie also zu sechst, und wahrscheinlich waren die anderen fünf Männer.

Jeder, der auf die Falle hereinfiel, würde das Haus von hinten anschleichen, auf der Rückseite des kleinen Gemüsegartens würde daher eine Wache im Gebüsch stecken; ein anderer würde bei der Frau im Haus sein. Zur Sicherheit gab es in der Nähe des kleinen Sandrücksens noch einen dritten Mann. Natürlich nicht oberhalb des kleinen Strandes, das wäre zu offensichtlich. Doch irgendwo zwischen den Bäumen auf Trents Seite des Wasserlaufes versteckte er sich bestimmt. Die letzten zwei würden mehrere hundert Meter von den beiden Seiten des Hauses entfernt irgendwo am Berghang stecken und von dort aus nach einer Bewegung Ausschau halten.

Der Posten am Berg würde ihr ein Zeichen gegeben haben. Nicht über Funk, weil das leiseste Krachen atmosphärischer Störgeräusche ihn hätte verraten können, auch nicht mit einer Fahne, sondern indem er einen Zweig, der vom Haus aus

eingesehen werden konnte, nach unten zog oder losließ. Bevor die Frau den Rauch kontrolliert hatte, war ihr Blick den Berg hochgewandert. Nachdem der Posten am Berg sein Zeichen gegeben hatte, würde er wieder die Küste nach weiteren Eindringlingen absuchen und Auria finden. Er würde damit drohen, sie oder ihren Begleiter umzubringen, wenn sie einen Warnruf ausstieß, dann würde er sich in ihrer Nähe an einer Stelle verstecken, von der aus er den ganzen Strand einsehen konnte.

Irgend etwas an dem ganzen Szenario stimmte nicht. Trent bemühte sich, trotz seiner Müdigkeit einen klaren Gedanken zu fassen. Wer wollte aus Kuba fliehen? Kriminelle, Funktionäre, die sich unrechtmäßig bereichert hatten, Dissidenten, denen man ein Ausreisevisum verweigerte? Meistens waren es jedoch junge Leute, die auf der Suche nach dem amerikanischen Wohlstand der Konsumabstinenz entfliehen wollten und vor ihrem inneren Auge eher die Etiketten der Designermarken als die fünfzigtausend Obdachlosen in New York City sahen.

Warum also eine derart komplexe Falle? Sie ergab nur dann Sinn, wenn sie einen Profi mit seinem Können erwarteten. Die Patrouillenboote hatten ihm den Weg abgeschnitten und mußten Marco auf seiner Fahrt zum Treffpunkt angehalten haben. Und der vorherrschende Wind und die aus dem Suchgebiet herausführende Strömung würde einen Schwimmer genau an diesem Küstenstreifen an Land spülen.

Doch irgendwie blieb der Eindruck, daß an dem Bild etwas falsch war, und das nagte an ihm, als er beobachtete, wie die Frau den Hühnern die Kartoffelschalen zuwarf und die Schüsseln wieder ins Haus brachte. Alles paßte zu gut zusammen. Und das war Absicht. Als ob man vorher jedes Detail durchgespielt hätte.

Auch er ging das Szenario noch einmal durch. Die Frau war aus dem Haus gekommen, hatte den Berg hochgeschaut und das Signal gesehen. Sie hatte frisches Holz auf das Feuer gelegt, so daß Trent den Rauch sehen mußte. Dann war sie auf die Terrasse gekommen und hatte Kartoffeln geschält. Neunzehn Kartoffeln. Eine

so sorgfältig vorbereitete Falle, und dann ein so offensichtlicher Fehler?

Er schob sich vom Rand der Klippe zurück, drehte sich um und lief wieder zum Strand, an dem er Auria zurückgelassen hatte. Dort angekommen, robbte er sich auf Zehenspitzen und Ellbogen zwischen den Bäumen hindurch voran, den Bauch flach auf den Boden gedrückt. Auria lag genauso da, wie er sie verlassen hatte, und war offensichtlich allein. Trent wartete, legte sich hin, horchte und hielt nach irgendeinem Zweig oder Blatt Ausschau, das sich auffällig bewegte. Schließlich entdeckte er den Kubaner, nicht den ganzen Mann, nicht einmal einen Körperteil von ihm, aber einen Fleck im verfilzten Gebüsch, an dem sich die Zweige nicht bewegten, obwohl die übrigen Sträucher bei einem Windstoß erzitterten.

Der Kubaner hatte sich ein wenig rechts von Auria und zehn Meter oberhalb am Berghang versteckt und saß innerhalb einer in das Grün geschnittenen Höhle, wobei die abgeschnittenen Zweige ersetzt worden waren, damit er vom Strand aus nicht gesehen werden konnte. Sein Rücken und seine Seiten waren durch die dicke Schicht aus immergrünen Blättern geschützt, und bestimmt würde er mit einem Automatikgewehr und einer Pistole bewaffnet sein.

Trent befand sich bereits oberhalb des Mannes, bewegte sich nun Zentimeter um Zentimeter weiter hoch und suchte nach einem Felsblock, der groß und rund genug für seine Zwecke war. Nachdem er einen gefunden hatte, kratzte er mit seinem Tauchermesser die Erde von dessen Unterseite weg. Dann war er bereit, stand hinter einem Baum versteckt und schätzte den Hang ab.

Ein Stoß mit dem Fuß, und der Felsblock kullerte links von dem Kubaner den Berg hinunter. Der Mann brach aus dem Gebüsch und schwang sich herum, um dem Angriff zu begegnen. Er hatte die Kalaschnikow hochgerissen und den Finger bereits am Abzug. Nur eine Sekunde lang war er vor Überraschung wie gelähmt, bevor er seinen Fehler erkannte, nur eine Sekunde - aber fünf Sätze hatten Trent bereits rechts neben dem Kubaner landen lassen. Jeder Schritt war vorausberechnet und exakt bemessen - eine Drehung den Berg hinunter, zwei

weitere Sätze und ein Hechtsprung, dann krachte seine Schulter in die Rippen des Kubaners und trieb ihm die Luft aus der Lunge. Die Kalaschnikow flog in hohem Bogen davon, als der Mann stürzte und daher seine Hände schützend vors Gesicht hielt - schon war Trent auf ihm und hielt ihm das Wurfmesser an die Kehle. »Keinen Mucks!« warnte er ihn und tastete nach dem Pistolenhalter des Mannes. Es war leer.

»Streck deine Arme vor dir aus«, befahl er, und an Auria gewandt, die aufgesprungen war: »Such seine Pistole. Sie müßte irgendwo im Gebüsch liegen.« Er kniete sich auf das Rückgrat des Kubaners. »Ich werde dich fesseln.«

Auria hatte die Pistole gefunden. »Ist mit dir alles in Ordnung?« fragte Trent. Sie nickte. Er sagte ihr, sie solle sein Tauchermesser nehmen und die Hose des Kubaners in Streifen schneiden, dann fesselte er dem Mann die Hände hinter dem Rücken, band Knie und Füße zusammen, zog ihn wieder den Hang hoch und ein bißchen weiter zwischen die Bäume hinein; erst dann schaute er ihn sich genauer an. Der Kubaner war Anfang Zwanzig, schlank, hatte ein feingeschnittenes Gesicht, und das Haar war ein wenig länger, als es seinem Sergeanten wahrscheinlich lieb war - auf der Tanzfläche würde sich das ganz gut machen, dachte Trent. Beschämt und ängstlich sah ihn der junge Mann an. Natürlich hat er Angst, dachte Trent - aber nicht um sich selbst. Gefesselt war er in Sicherheit, für ihn war der Kampf vorbei - daher hatte er Angst um seine Kameraden und schämte sich, sie im Stich gelassen zu haben. »Umgebracht wird keiner. Aber deine Stiefel brauche ich«, knurrte Trent.

Auria beobachtete ihn, als er die Armeestiefel losschnürte. Trent vermutete, daß er ziemlich übel aussah; Sein vernarbter Körper war mit Schlamm bedeckt, das verkrustete Blut an seiner linken Schulter, die ihm der Korallenblock aufgerissen hatte, aufgesprungene Lippen, verfilzte Haare, verfilzter Bart. Trent stand auf, band sich den Pistolengurt des jungen Kubaners um die Hüfte und nahm auch die Kalaschnikow mit. Er wollte Auria aufmunternd zulächeln, aber seine Lippen

waren zu trocken und steif. »Ich habe ein Boot gefunden«, sagte er. »Bleib hier! Vor Einbruch der Dunkelheit hole ich dich ab.«

Während Trent zum Haus zurückrannte, plante er seinen Angriff. Der Posten, der einem potentiellen Angreifer in den Rücken fallen sollte und sich am Ende der nahegelegenen Halbinsel aufhielt, von der aus man den kleinen Sandrücken überblicken konnte, war zuerst an der Reihe. Es war möglich, daß der Kubaner im Gebüsch Stolperdrähte oder Fallstricke angebracht hatte, also schob Trent vorsichtig und mit quälender Behutsamkeit auf seiner Suche die Büsche auseinander, fand aber nichts. Der Mann saß gefährlich nah am Rand der Klippe über dem Meer im tiefen Buschwerk. Vor Überraschung könnte er voller Schreck einen Sprung nach vorne machen und mit dem Kopf voran auf die sechs Meter tiefer liegenden Felsen stürzen. Zentimeter um Zentimeter robbte Trent weiter, unempfindlich für das Kratzen scharfer Steine oder die Dornen. Noch zwei Meter war er von dem Wachposten entfernt, als der Kubaner an seiner Hüfte herumfummelte. Einen Augenblick lang dachte Trent, er habe seine Anwesenheit bemerkt, doch der Mann holte lediglich Tabak und Zigarettenpapier aus der Tasche. Als er sich darauf konzentrierte, sich eine Zigarette zu drehen, hatte Trent leichtes Spiel. Er legte das Gewehr beiseite, balancierte einen Großteil seines Gewichts auf den Fingerspitzen und schob seinen Fuß nach vorne, bis er wie ein Frosch dahockte, der gerade zum Sprung ansetzt. Tief einatmend bewegte er sich vorsichtig noch zusätzliche dreißig Zentimeter voran und wartete dann wieder. Der Posten zündete sich ein Streichholz an, Trent sprang. Sein linker Arm legte sich um das Gesicht des Mannes, um seinen Aufschrei zu ersticken, die Finger seiner rechten Hand gruben sich in seinen Hals. Die Blutzufuhr zum Gehirn wurde unterbrochen - bewußtlos glitt der Kubaner zur Seite weg.

Wie bei dem jungen Mann am Strand schnitt Trent die Hosenbeine des Kubaners in Streifen, fesselte und knebelte ihn. Dann zerrte er ihn an den Fersen bis zu einer Stelle zurück, an der man vom Haus aus weder sehen noch hören könnte,

wie er sich hin und her warf.

Trent hatte gewußt, in welche Richtung die ersten beiden Kubaner schauen würden. Bei dem Posten, der die Rückseite des Hauses von einer Stelle hinter dem Gemüsegarten aus bewachte, war das anders. Der behielt entweder die Tür oder den Berghang im Auge oder beobachtete nach hinten. Die einzige Richtung, in die er mit nur sehr geringer Wahrscheinlichkeit blicken würde, war das Meer. Diese Richtung war vom Haus aus einsehbar, und dort hatte auch der von Trent bereits ausgeschaltete Posten gesessen und aufgepaßt. Trent behielt das Haus jetzt von der Stelle oberhalb des Sandrückens aus im Auge. Das Feuer verursachte eine Menge Rauch. Nach einer Weile kam die Frau nach draußen und lehnte sich gegen den Pfosten am entfernten Ende der Terrasse. Sie hob ihren linken Arm und kratzte sich mit einer Langsamkeit und lässigen Sinnlichkeit an der Seite unter ihrem Bikini-Oberteil, daß sich jeder Beobachter sicher gewesen wäre, daß sie sich völlig unbeobachtet fühlte. Gähnend streckte sie sich und rieb sich mit der Rückseite ihres Armes über das Gesicht, bevor sie wieder ins Haus zurückging, keine Zweifel daran lassend, daß sie sich schlafenlegen wollte.

Trent hängte sich das Gewehr um, nahm den Gürtel des Kubaners mit und kletterte über die Klippe zum Meer hinunter. Er watete bis hinter den Sandrücken, dann bewegte er sich auf den vom Haus abgewandten Küstenstreifen zu. Nur das Gewehr, das er hochhielt, und sein Kopf ragten über die Wasseroberfläche, als er um die Spitze des weiter entfernten Felsvorsprungs bog. Er kletterte die Felsen hoch, robbte ins Buschwerk hinein, das den Rand des Berghanges hinter dem Gemüsegarten bedeckte und wartete, bis er wieder zu Atem gekommen war. Zur Tarnung rieb er sich feuchte Erde ins Gesicht. Während er sich ganz langsam voranbewegte, suchte er den Boden vor sich ab und befreite ihn von knackenden Zweigen und trockenen Blättern. Ein umbarmherziger Lehrer hatte diese Kunst bei ihm bis zur Vollkommenheit gebracht: der Tod. Daß er noch lebte, bewies, wie geschickt er darin war. Die Regeln waren einfach: völlige Konzentration, absolute

Lautlosigkeit, kontrollierter Atem, jede Bewegung erprobt und so langsam durchgeführt, daß sie nicht wahrnehmbar ist.

Als er den Posten sah, stieß er schon fast gegen ihn. Der Kubaner lag in einer niedrigen Vertiefung, die sich zum Rand des Gemüsegartens hin verbreiterte und ihm einen direkten Blick auf die Hintertür des Hauses erlaubte. Sein Gewehr lag in Reichweite, aber er las gerade in einem Taschenbuch.

Trent legte seine Kalaschnikow beiseite. Er mußte sich wieder ein wenig zurückziehen, damit der Kubaner ihn nicht aus den Augenwinkeln heraus wahrnehmen konnte. Außerdem mußte die Entfernung stimmen. Als er seine Position bezogen hatte, erhob er sich und stand völlig reglos vor dem unregelmäßigen Hintergrund aus verschiedenen Büschen und Bäumen.

Am Haus tauchte ein gutes Stück hinter dem Eingang der Schatten eines großen Mannes auf. Er konnte nur von jemandem gesehen werden, der aus der gleichen Richtung wie der Posten auf das Haus blickte. Der schwache Schimmer in Hüfthöhe war ein Gewehr. Trent stand da wie erstarrt, völlig schutzlos. Ein Moskito surrte über sein Gesicht und setzte sich auf seine Wange. Er zwinkerte nicht, nichts an ihm rührte sich.

Der Mann im Haus trat mit dem Fuß zweimal auf die Bodenbretter. Die Wache blickte vom Buch hoch und hob eine Hand. Der Schatten des Mannes bewegte sich wieder vom Eingang weg. Ein dicker Schweißtropfen lief durch den Dreck über Trents Gesicht. Dann machte der Agent einen Schritt nach vorne und sprang. Sein Unterarm schlug mit der ganzen Wucht seines Körpergewichtes und hart wie eine Stange mitten auf den Rücken des Mannes und trieb ihm die Luft aus der Lunge. Trent fand seine Halsschlagader und unterbrach für ein paar Sekunden die Blutzufuhr. Mit einem Hemdfetzen des bewußtlosen Wachpostens knebelte er ihn, mit den Gürteln der ersten beiden Männer band er ihm Hände und Füße zusammen. Dann schnitt er die Hose des Postens in Streifen und ersetzte damit die Gürtel. Jetzt kam alles auf Schnelligkeit an. Jeden Moment konnte der



Mann wieder hinter dem Haus erscheinen, doch Trent mußte alle drei Gürtel und einen Knebel zur Verfügung haben.

Er ließ die Kalaschnikow liegen, raste die vierzig Meter am Rand des Gebüschs entlang und bog durch den Gemüsegarten zum Hühnergehege. Die Hennen gackerten wie verrückt, als er über die Drahteinfassung sprang. Er packte sich eine Henne, trat eine Ecke des Drahtgeflechts los und stieß den Kopf der Henne durch die Öffnung. Die Henne kreischte und flatterte wie wild mit den Flügeln. Der Kubaner im Innern des Hauses kam zur Tür und fluchte, als er die eingeklemmte Henne sah. Als er um die Ecke des Hauses rannte, fällte ihn Trent mit einem einzigen Schlag gegen den Hals. Er stopfte dem Mann den Knebel in den Mund, fesselte mit den Gürteln Hände und Füße und packte dann die Hühner, drei in jeder Hand. Damit sprang er aus dem Gehege und legte sich flach neben die Tür. Er mußte wissen, auf welcher Seite der Tür sich die Frau befand, und hörte sie auch; allerdings nicht ihre Schritte, sondern nur das leichte Knarren einer Fußbodendiele rechts von ihm auf seiner Seite der Hütte. Sofort schleuderte er die Hühner in Kopfhöhe durch die Tür und warf sich dicht am Boden hinterher. Die Frau versuchte noch, die flatternden Hühner von ihrem Gesicht fernzuhalten, als Trent ihr schon mit seiner Schulter die Beine wegstieß. Sie ließ ihr Gewehr fallen und versuchte den Sturz abzufangen. Mit einer Hand bekam Trent das Gewehr zu fassen und schleuderte es zur anderen Wand hinüber, bevor er die Frau auf den Bauch warf. Sie trat mit voller Kraft nach ihm und schrie ihm Schimpfwörter entgegen, die er in keinem Schulwörterbuch gefunden hätte. Er schaffte es, den dritten Gürtel um ihre Handgelenke zu schlingen und zog ihn stramm, während er ihr zurief, sie solle nicht in Panik geraten.

Doch sie war nicht in Panik. Sie versuchte, mit Füßen und Zähnen jeden Körperteil von ihm anzugreifen, der in ihre Nähe kam, und zwar vor allem Körperteile, die ihm höllisch wehtun würden. Mit dem Gewehrgurt band er ihre Beine fest, dann rollte er sie auf den Rücken; das würde für sie angenehmer sein,

als mit dem Gesicht auf den Fußbodendielen zu liegen. Ihr Rock war hochgerutscht und entblößte ihre Schenkel, ihr Bikini-Oberteil hatte sich nach oben geschoben und legte ihre Brust frei. Trent versuchte, es wieder nach unten zu ziehen, aber sie trat erneut nach ihm, und er sprang zur Seite. Sie schrie ihn an, spuckte nach ihm, fand noch mehr Schimpfwörter, sträubte sich gegen die Fesseln und warf sich hin und her. Offensichtlich legte sie es darauf an, seine Aufmerksamkeit völlig in Beschlag zu nehmen, damit entweder die Wache hinter dem Gemüsegarten oder der Posten am Meer sie befreien könnten. Es war bühnenreif.

»Ich habe die Männer gefesselt. Verletzt ist keiner«, sagte Trent.

Er ging nach draußen, um die Fesseln des großen Mannes zu überprüfen und ihn in den Schatten zu ziehen.

Eigentlich hätte er jetzt zum Boot hinuntergehen müssen, und das wußte er auch, aber als erstes ging er wieder ins Haus zurück. Sie beobachtete ihn, die Kampfeslust war aus ihren Augen verschwunden. Trent sagte: »Ich nehme Ihr Boot mit. Sind Sie für das Ganze hier verantwortlich?«

»Nein, Sie sind es«, antwortete sie.

»Sie wissen, was ich meine«, sagte er.

»Ich *war* dafür verantwortlich!«

Jetzt, wo der Adrenalinschub vorbei war, mußte er sich zwingen, nachzudenken. Er wollte wütend sein, wütend darüber, daß man ihn hatte hereinlegen wollen. Doch statt dessen dachte er an die geschlossene Luke auf dem Vorderdeck der *Beau Belle*. Die Neuseeländer hatten bestimmt geschrien, als sie sich dagegengeworfen hatten.

Erschöpft blickte er durch die Tür zu dem kleinen Boot hinaus, das unterhalb der Stufen vor Anker lag. Er fühlte es, daß die Frau wartete, und wußte, daß sie alles mit allen Einzelheiten berichten würde, jedes Wort..., aber er hatte nichts zu sagen.

Kurz nach Einsetzen der Dämmerung hatte Estoban Tur die Station der Küstenwache verlassen, um die Falle, die er Trent gestellt hatte, unter seiner persönlichen Aufsicht zuschnappen zu lassen. Roddy wartete den ganzen Tag auf die Bestätigung, daß man den Engländer gefangengenommen hatte. Um sich nicht vom Telefon zu entfernen, hatte er in der Küstenwache eine Hängematte zwischen die vor dem Büro des Sergeanten angebrachten Pfosten gespannt. Schon vor Beginn der Dämmerung hatte der Wind beständig zugenommen; jetzt, am späten Abend, blies er mit Windstärke Sechs aus Norden. Die Brise vertrieb die Moskitos, und Roddy fiel in einen unruhigen Schlaf.

Vielleicht waren es die quietschenden Bremsen, die Roddy weckten und ihn an einen wildgewordenen Eber denken ließen, als Estoban unrasiert und in seinem abgetragenen Anzug aus der Dunkelheit stürmte. Schweiß tropfte ihm vom Gesicht und hatte unter den Achseln seiner Jacke große Flecke entstehen lassen. Die drei obersten Knöpfe seines Hemdes waren geöffnet, der Knoten seiner Krawatte war bis auf die Brust heruntergezogen. Sein Atem ging schwer, und als er über die Terrasse stürzte, schien er die Luft zwischen sich und Roddy mit der Schulter zur Seite zu stoßen.

»Der Sohn eines räudigen Gringo ist entkommen!« schrie er. Etwas Unsichtbares mit den Fingern zerquetschend, schlug er Löcher in die Luft. »Wir hatten ihn! Wir hatten den Schweinesohn doch schon!«

Er schüttelte Roddy und warf ihn aus der Hängematte. Unfähig, sich zu beherrschen, trat er Roddys Kaffeetasse über den Steinboden. Die Tasse zerschmetterte an der Wand.

»Herrgott noch mal!« Estoban tobte weiter, schlug sich mit den Fäusten auf die Schenkel, zerrte Roddy auf die Beine und hieb mit der Faust gegen einen der Pfosten. »Kannst du dir das vorstellen? Zehn Jahre habe ich darauf gewartet!

Zehn Jahre lang wollte ich dieses Schwein in die Hände kriegen, und diese unfähigen Idioten lassen ihn den Köder stehlen!«

Erschöpft von seiner Wut ließ sich Estoban in die Hängematte fallen und lag mit finsterem Blick da. Seine Stimme war heiser vor Enttäuschung. »Es waren zwei - Trent und ein ' Mädchen. Stell dir nur diese Schande vor!« Er packte Roddy am Arm: »Das darf keiner erfahren. Versprich mir das!«

Versprechen abzugeben, gehörte zu Roddys üblichem Repertoire. Er versprach Treue und Liebe und machte dadurch den Augenblick der Trennung leichter. Jetzt allerdings dachte er eher an den Engländer als an das Mädchen, Marcos Schwester. Der Engländer war ihm seit Tagen nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Bald würde er selbst diesen zermürbenden Wechsel von Erleichterung zu Verzweiflung nicht mehr durchhalten können. »Wir brauchen einen Drink«, meinte er zu Estoban. »Ich sehe mal nach, was ich finden kann.«

Im Spind eines Unteroffiziers entdeckte Roddy eine Flasche Rum und goß Estoban und sich einen Vierfachen ein. Er wartete, bis Estoban eingeschlafen war, bevor er an das Telefon im Büro des Sergeanten ging. Gleich darauf war sein Vater am Apparat.

»Er ist entkommen«, sagte Roddy. Sein Vater fragte, wie das möglich gewesen wäre und welches Ziel Trent wohl ansteuern würde. Roddy zögerte mit der Antwort, aber sein Vater studierte bereits eine Karte.

Dann sagte der Admiral: »Bis zur Morgendämmerung haben wir nichts zu befürchten, bis dahin kann sie kein Schiff aufnehmen. Sobald es hell ist, lasse ich den Kanal mit dem Radar überwachen. Dann bleibt nur noch Lobos Cay.«

»Wahrscheinlich«, stimmte ihm Roddy zu. Es gab keinen anderen Ort. »Es ist ganz schön stürmisch geworden, und sie sind in einem offenen Dory unterwegs. Sie werden Glück haben, wenn sie die Fahrt überhaupt überleben.«

»Ich lasse ein Kommando an Land gehen«, sagte sein Vater.

Roddy dachte kurz daran, zu fragen, ob das nötig sei, aber die Frage war sinnlos.

Der Engländer hatte sein Ziel erreicht. Er und das Mädchen wußten, wo die *Beau Belle* lag und wie sie gesunken war. Sie mußten aufgehalten werden. Roddy legte auf, ging nach draußen und die kurze hölzerne Anlegestelle entlang. Außerhalb des Windschutzes durch die Gebäude hielt er sein Gesicht in den Wind, versuchte, Windstärke und Windrichtung abzuschätzen und stellte sich dabei die beiden Gejagten in ihrem winzigen Segelboot vor.

Die schwere Dünung hob das Dory drei Meter hoch und setzte es der vollen Kraft des Nordwindes aus. Für einen Augenblick lag das kleine Boot wie an den Wellenkamm angenagelt, während Trent darum kämpfte, den Bug nach vorne zu bringen. Dann gab der Wind das kleine Boot frei, und Trent reagierte vorsichtig mit dem Ruder, während sie die steile Schräge der Welle hinunterrasten. Das Boot erzitterte, als es in das Wellental hineinkrachte; Gischtkaskaden spritzten über den Bug. Für einige Sekunden lag das Dory in einer windstillen Zone, dann kam die nächste Woge und setzte sie erneut dem Wind aus. Seit vierzehn Stunden lief das jetzt ununterbrochen nach dem gleichen Muster ab.

Um den kubanischen Patrouillenbooten aus dem Weg zu gehen, war Trent die ersten beiden Stunden den Kanal entlanggefahren, bevor er nach Norden drehte. Als sich der Himmel aufhellte, sah er eine halbe Meile entfernt die bleiche Linie, die den Rand der Großen Bahamabank markierte. Er blickte zu Auria hinunter, die sich auf den durchnästen Bodenbrettern zusammengerollt hatte und dalag wie ein überflutetes Bündel. Seit Stunden waren sie jetzt zu erschöpft, um noch Energie auf Worte zu verschwenden. Nicht einmal zu einem Lächeln reichte es mehr. Das Dory senkte sich wieder nach unten und krachte in ein neues Wellental. Auria fuhr hoch, schöpfte ein wenig Wasser aus dem Boot und döste wieder ein.

Der Rand der Sonne schob sich aus dem Meer, als Trent das Dory durch das Durcheinander aus Wogen und Gischt steuerte, das über dem Rand des Riffes wütete. Unmittelbar darauf befanden sie sich in ruhigerem Fahrwasser. Trent hielt den Kurs noch fünfzehn Minuten, dann ging er vor Anker. Im Schatten des wie

ein Hauszelt über die an den Mast gebundenen Ruder gespannten Segel schliefen sie. Es war fast Mittag, als Trent durch eine Bewegung Aurias wach wurde, die sich unruhig hin und her wälzte und irgend etwas murmelte. Dicht nebeneinander lagen sie in dem engen Rumpf. Auria benutzte seinen Arm als Kopfkissen; ihre Kleidung war naß und begann, in der Hitze unter dem Segel zu dampfen. Trent konnte sich nicht bewegen, ohne das Risiko einzugehen, sie aufzuwecken, daher lag er einfach da und dachte an den bevorstehenden Tag. Sein Arm war taub und schmerzte unter dem Gewicht ihres Kopfes.

South Andres lag achtundvierzig Stunden entfernt gegen den Wind; Lobos Cay würden sie jedoch in drei Stunden erreichen. Im Leuchtturm müßte ein Funkgerät vorhanden sein, dachte er, als er sich das kleine Korallenriff vorstellte. Die Kubaner würden das ebenfalls wissen. Sollte die *Beau Belle* selbst oder irgend etwas, das sie an Bord hatte, für sie einen immensen Wert besitzen, mußte er die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß die Kubaner auch auf ausländischem Territorium ein Kommando an Land schickten.

Trent versuchte, sich in die Gedankengänge des Anführers eines solchen Kommandos zu versetzen. Die Kubaner würden im Schutz der Dunkelheit an Land kommen. Mit dem Eintreffen von Trent und Auria konnten sie kurz nach Beginn der Morgendämmerung rechnen. Gegen Mittag würden sie aufgeben, es sei denn, sie wußten, daß Trent ein Profi war. In diesem Fall könnten sie vermuten, daß er bis zum Beginn der Nacht mit der Landung wartete.

Sollte dieses Szenario zutreffen, wäre es sehr wahrscheinlich, daß sich die Kubaner gegen Mittag etwas Ruhe gönnen würden - essen, eine Zigarette rauchen, ein paar Stunden schlafen. Oben im Leuchtturm blieb dann eine Wache zurück. Trent hatte die Galerie, die außen um die Spitze des Leuchtturms herumführte, als ziemlich schmal in Erinnerung. Wenn die Wache keine großen Höhen gewohnt war, hielt sie sich wohl im Inneren des Leuchtturms auf. Auch von dort aus würde sie aber selbst ein kleines Segel schon Meilen entfernt bemerken können, das

Motorgeräusch eines Außenborders dagegen wäre durch die Glasscheiben gedämpft.

Auria bewegte sich wieder, und ihre Hüfte stieß gegen eine der Kratzwunden an seinem Schenkel. Trent versuchte, vorsichtig seinen Arm freizubekommen, aber sie hielt seine Hand fest. Plötzlich wachte sie auf, schaute die Hand an, die sie gerade hielt, stöhnte und versuchte, wegzurücken. Mit dem Rücken zu ihm setzte sie sich auf und rieb sich die Augen.

»Herrgott«, sagte sie nach einer Weile.

Sie zog das Segel zurück und kniete sich hin, so daß sie sehen konnte, wo sie vor Anker gegangen waren. Unsicher griff sie nach dem im Heck versteauten Wassergefäß, nahm ein paar bescheidene Schlucke und wischte sich mit dem Arm über die Lippen. Ohne sich zu Trent umzudrehen und ihn anzuschauen, reichte sie ihm das Gefäß nach hinten. Das Boot jedoch sah sie sich ganz genau an, so als ob sie sich noch einmal seiner Größe versichern wollte, während sie ihre Erinnerung durchforstete: »Wir sind mit diesem Ding durch einen Sturm gesegelt, nicht wahr? Wo sind wir?«

»Auf der Großen Bahamabank, ungefähr eine halbe Meile vom Bahama Channel entfernt. Wir müssen weiter«, meinte Trent.

Zunächst segelten sie eine Stunde, dann legten sie den Mast um und verstauten das Segel im Bug. Mit Motorantrieb fuhr Trent in einem Halbkreis in einer Entfernung von gut zwei Meilen um Lobos Cay herum. Auria erklärte er, daß er sich dem Leuchtturm aus der Sonne heraus nähern wolle.

Sie dachte einen Augenblick nach, dann lachte sie nervös: »Wie ein Kampfflieger im Film! Wen erwartest du eigentlich?«

»Vielleicht niemand - aber bis jetzt hat nichts so geklappt, wie es klappen sollte«, erwiderte er.

Eine halbe Meile von Lobos Cay entfernt ging er vor Anker und glitt über Bord. Einen Moment lang hielt er sich am Dollbord fest, und sie sagte: »Sei bloß ruhig, ja?

Ich weiß schon -ich soll mich nicht von der Stelle rühren, bis du brüllst oder zurückkommst.«

»Es kann Stunden dauern, möglicherweise die ganze Nacht.«

Mit langen Zügen schwamm er auf den Leuchtturm zu. Lobos Cay war ein Korallenoval von etwa einhundertfünfzig Meter Länge und fünfzig Meter Breite; an seiner höchsten Stelle ragte es etwa vier Meter aus dem Wasser. Der Leuchtturm, sechsundvierzig Meter hoch, stieg schwarzweiß gestreift aus dem Dach eines Bungalows im Kolonialstil mit schattigen Veranden. Zwei kleine Hütten, ein Betonhaus mit Funkantennen und einer Fahnenstange sowie zwei Fahnen, die sich in den vorherrschenden Nordwinden neigten, befanden sich ebenfalls auf dem kleinen Riff.

Fregattvögel und Möwen kreischten, während sie auf eine Stelle schäumenden Wassers herabstießen, die ein paar Meter vom Strand entfernt lag. Trent schwamm näher heran und sah, daß dort das Wasser durch unzählige kleine Fische aufgewühlt wurde, die an der Leiche eines Schwarzen mit einem weißen, kurzärmeligen Hemd und weißen Shorts herumknabberten, der mit dem Bauch nach oben im seichten Wasser trieb.

Er fragte sich, warum der Tote so nah an Land zurückgelassen worden war. Vielleicht hatten die Mörder die Leiche ja auf hoher See ins Wasser geworfen, und sie war durch die Gezeiten oder die Strömung wieder zurückgespült worden. Vielleicht scherten sie sich aber auch den Teufel darum, daß jemand durch die Leiche gewarnt wurde. Oder sie wollten, daß er, Trent, zu der Annahme verleitet wurde, niemand sei in der Nähe.

Trent kauerte sich tief ins Wasser, so daß nur der obere Teil seines Kopfes herausragte. Auf Lobos Cay gab es keinerlei Lebenszeichen, in den Scherben an der Spitze des Leuchtturms gleißte jedoch ein großer Fleck reflektierten Sonnenlichts, hinter dem sich ein Dutzend Männer verbergen konnte. Auch in den Gebäuden konnte sich eine ganze Kompanie verstecken. Er dachte daran, wie



dumm es war, sich in einer Badehose verwundbarer vorzukommen als in normaler Kleidung.

Dreißig Meter ebener Boden trennten die Wasserlinie von der ersten Hütte. Ein einzelnes Fenster wies zu dem Strand hinaus, vor dem er lag. Die Tür würde nach Süden und vom vorherrschenden Wind weg weisen. Bis zum Gebäude mit dem Leuchtturm waren es weitere vierzig Meter.

Das Überraschungsmoment war seine einzige Hoffnung.

Jede Hundertstelsekunde zählte. Er ließ seine Badehose über seine Füße gleiten und schlängelte sich nackt vorwärts aus dem Wasser. Flach auf dem Bauch liegend, schüttete er sich als erstes zur Tarnung Sand über die Haare. Nur seine Zehen und seine Fingerspitzen bewegten sich, als er sich langsam auf die Hütte zuschob; Zentimeter um Zentimeter kroch er über die zu feinem Pulver ausgetrocknete Sandschicht, die das Koralleninselchen bedeckte. Es dauerte nur Sekunden, und sein Körper war schweißüberströmt. Der Schweiß war salziger als das Meerwasser, brannte in seinen Augen und an den vielen Schrammen und wunden Stellen, die über seinen ganzen Körper verteilt waren.

Weiter kroch er vor, vergrub sein Gesicht im Sand, blind, langsam. Jetzt konnte er die Hütte spüren: eine leichte Veränderung im Geräusch der Brandung, das von der Wand zurückgeworfen wurde, eine leichte Ablenkung des Windes, der über ihn hinwegstrich.

Die Fingerspitzen berührten die Schwelle der Betonfundamente. Seine Zehen gruben sich in den Sand, als er seinen Körper tastend herumschob, bis er in voller Länge an der Seitenwand der Hütte lag. Vorsichtig hob er den Kopf und roch unmittelbar darauf den schweren Schlachthausgeruch frischen Blutes. Vor ihm war kein Mensch zu sehen. Er schaute über die Schulter zurück. Auch hinter ihm war keiner.

Ein wenig links vom Fenster erhob er sich, so daß er in schrägem Winkel das Innere der Hütte bis zur offenen Tür einsehen konnte. Das Mobiliar bestand aus

zwei Segeltuchbetten, einem Tisch und zwei aus Treibholz zusammenagelten Bänken. Fischernetze lagen an der ihm gegenüberliegenden Wand auf einem Haufen, Markierungsstäbe aus Bambus für die Netze ruhten auf den Dachbalken. Der Boden war mit feinem Staub bedeckt; in der Türöffnung entdeckte er Fußabdrücke. Etwas von der Größe eines vollen Getreidesackes war von der Tür in die Ecke links vom Fenster gezogen worden, die nicht in seinem Blickfeld lag. Wieder auf dem Bauch liegend, schlängelte sich Trent um die Ecke der Hütte herum. Die offenstehende Tür verbarg ihn vor dem Einblick vom Leuchtturm aus. Schneller als vorher bewegte er sich jetzt über die freie Fläche. Den Kopf auf Höhe des Bodens, schaute er durch die Tür hinein. Der Sack in der Ecke war ein toter bahamischer Fischer. Wie ein verwundetes Tier oder wie ein Kind, das versuchte, sich klein zu machen, hatte er sich in die Ecke geschleppt. Wer auch immer hinter ihm hergewesen war, hatte ihm mindestens ein Dutzend Kugeln in den Kopf und in die Brust gejagt. Eine hätte ausgereicht.

Trent schlich zum Fenster hinüber. Das Meer leckte und saugte am Rand der Koralleninsel, und durch das Kreischen der Möwen und Fregattvögel hindurch hörte er das kratzende ' Schaben der Palmwedel, die sich in der leichten Brise aneinander rieben. Sonst regte sich nichts. Nur eine Stunde Tageslicht blieb ihm noch, doch er nahm sich Zeit. Zunächst studierte er jeden Zentimeter des Geländes, das zwischen der Hütte und dem Bungalow am Leuchtturm lag, dann inspizierte er die Fenster, die sich zu den Veranden hin öffneten.

Hinter dem Leuchtturm sah man eine Ecke des Betongebäudes, aus dem die Funkantennen ragten. Trent nahm an, daß es sich um eine Beobachtungsstation der Küstenwache oder einen Zollposten handelte. Der Funker würde drei- oder viermal am Tag zu festgesetzten Zeiten Funkkontakt herstellen. Tat er das nicht, würde ein Hubschrauber oder ein Patrouillenboot zum Cay herauskommen. Die Mörder würden also den Funker am Leben gelassen haben, so daß er seine Berichte abgeben konnte. Die meisten von ihnen hielten sich wohl im Leuchtturm

auf, von dessen Bedienungspersonal sie sicher ebenfalls einen Mann verschont hatten, damit er das Blinklicht bedienen konnte. Wenn sie sich jedoch wieder einschifften, würden sie keine Zeugen zurücklassen.

Von der Hütte gedeckt, kroch Trent wieder ins Meer zurück und schwamm nur mit Augen und Nase über dem Wasser südlich um das Inselchen herum. Ein sechs Meter langer Hummerfänger war neben einer kleinen Anlegestelle aus Stein unterhalb des Leuchtturms versenkt worden. Die beiden Bündel an dem zum Land weisenden Ende der Anlegestelle, an denen die Möwen herumpickten, würden Bahamer sein, die heruntergekommen waren, um den Killertrupp willkommen zu heißen. Die Anlegestelle zwang Trent, in tieferes Wasser hinauszuschwimmen. Hinter ihr war er vom Leuchtturm aus nicht mehr zu sehen. Er folgte der Strandlinie, bis die zweite Hütte ihm Deckung gab. Diese Hütte hatte keine Fenster und war nicht so dauerhaft gebaut wie die andere.

Die zwanzig Meter vom Strand hoch legte Trent mit einem kurzen Sprint zurück. Eng an die Wand gepreßt, hockte er sich hin und schüttete neuen Dreck über seine Haare und seine nasse Haut. Dann kroch er auf dem Bauch bis zur Ecke der Hütte und inspizierte von dort aus die Beobachtungsstation. Es handelte sich um ein einstöckiges, quadratisches Gebäude mit einem Blechdach, das sich wie eine niedrige Pyramide zu allen vier Seiten neigte. Nach Süden gab es einen Anbau mit Flachdach, wahrscheinlich ein Lagerraum. Von zwei Fenstern im Hauptgebäude aus konnten die zwanzig Meter offenes Gelände eingesehen werden, die die Beobachtungsstation vom Ende der Hütte trennten. Den Antennen nach zu urteilen, stand das Funkgerät rechts in einer Ecke des Gebäudes, während der Haupteingang wahrscheinlich zum Leuchtturm wies.

Trent kroch die andere Seite der Hütte entlang auf den Anbau zu und überquerte die ersten zehn Meter offenes Gelände auf dem Bauch, wobei er sich wieder nur auf Zehen und Fingerspitzen voranbewegte. Sobald er jedoch die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, stand das Lagergebäude zwischen ihm und den beiden

Fenstern und dem Leuchtturm. Kriechend schob er sich in den Schutz der Wand und an ihr entlang zum ersten Fenster.

Das Fenster öffnete sich nach außen. Er hatte einen in sechs Einzelscheiben unterteilten hölzernen Rahmen, der innen noch mit einem gerahmten Moskitoschutz versehen war. Trent schaute zunächst von links hinein, duckte sich und dann von rechts. Der Raum hatte eine Seitenlänge von etwa drei Metern, die Einrichtung bestand aus einem geraden Stuhl, einem furnierten Tisch, einem billigen Kleiderschrank und einem von der Regierung gestellten Eisenbett. Nach dem übel zugerichteten Bett zu urteilen, mußte man dem Mann unter dem Bettlaken ein ganzes Magazin in den Leib gejagt haben.

Die Tür zum Hof oder dem in der Mitte gelegenen Vorraum war verschlossen. Trent kroch nach vorne und schaute durch das nächste Fenster; schräg gegenüber lag ein zweites Fenster. Auf einem zwischen beiden Fenstern stehenden Tisch lagen eine Kalaschnikow und zwei Reservemagazine. Ein hellhäutiger Lateinamerikaner döste in einem Segeltuchsessel vor sich hin, auf dem Schoß eine tschechische 9-mm-Automatikpistole.

Trent genau gegenüber saß ein Bahamer an einer altmodischen Funksprechanlage, die auf einer hölzernen Werkbank aufgebaut und an der Trennwand befestigt war. Das Funkbuch lag offen auf dem Tisch; ein Kugelschreiber lag darauf. Der Bahamer hatte Trent seinen Rücken zugekehrt. Er hätte keinen Hechtsprung zur Kalaschnikow hin machen können, denn man hatte ihm die Beine gebrochen und so an den Stuhl gefesselt, daß die Schmerzen nur erträglich waren, wenn er sich nicht bewegte.

Der Lateinamerikaner war ein bißchen älter und hatte wahrscheinlich in Angola seinen Militärdienst verrichtet, so daß er daran gewöhnt war, im Kampf zu töten. Doch er war halb eingeschlafen, was Trent einen leichten Vorteil verschaffte. Am Ende würde alles davon abhängen, wie stabil der Moskitoschutz war und wie gut er innen aufkam.

Links von der Werkbank mit dem Funkgerät war eine offene Tür, die zu einer Art Durchgang zum Haupteingang führte. Falls sich noch andere Mitglieder des Landungstrupps in dem Gebäude aufhielten, hätte es Trent lieber gehabt, wenn auch diese Tür geschlossen gewesen wäre. Sekundenbruchteile waren jetzt von entscheidender Bedeutung. Trent rechnete aus, daß ihm acht, höchstens zehn Sekunden zur Verfügung standen. Gab der Moskitoschutz sofort nach, hatte er eine Chance. Hielt er, war er tot.

Mit der Spitze seines Messers ritzte er die geographische Länge und Breite der Position der *Beau Belle* unter dem Fenster in die Tünche und schob das Messer dann wieder in die Scheide zurück, die an einer Korallenkette zwischen seinen Schulterblättern hing. Er warf einen letzten Blick auf den Tisch und die Kalaschnikow, ging zehn Schritte zurück und duckte sich, so daß er in schrägem Winkel auf das Fenster blicken konnte. An das Fenster selbst dachte er nicht. Er nahm es nicht einmal wahr. Den Kubaner sah er auch nicht. Das einzige, was er im Geist vor sich sah, war die Stelle auf dem Fußboden, an der er aufkommen mußte.

Er hatte es sich angewöhnt, zu zählen, wenn er unter Druck stand, also zählte er bis fünf. Dann richtete er sich auf und rannte los. Mit der linken Schulter schlug er gegen das Fenster. Der Rahmen zerbrach, der Moskitoschutz flog quer durch den Raum. Mit eingezogenem Kopf schlug er mit dem linken Unterarm auf dem Fußboden auf und kam mit einem Salto wieder auf die Beine. Noch hatte er sein Gleichgewicht nicht wiedererlangt, da stürzte er schon vor und krachte dabei gegen den Tisch. Mit seiner rechten Hand schnappte er sich die Kalaschnikow und warf sich halb fallend herum. Seine Nacktheit rettete ihn. Es war ein Trick, den ihm ein in Jugoslawien aufgewachsener Schotte beim SAS beigebracht hatte: »Ganz egal, wer sie sind, als erstes blicken sie auf deine verwundbarsten Teile«, hatte ihm der Schotte garantiert.

Der Kubaner blickte für weniger als eine Sekunde an ihm herunter, aber das

genügte. »Rühr dich nicht von der Stelle!« schrie Trent auf Spanisch. Ohne die Kalaschnikow auch nur einen Millimeter aus der Ziellinie zu bringen, kam er auf die Beine und befahl dem Kubaner, seine Pistole am Lauf anzufassen und auf den Boden zu legen.

Drüben im Leuchtturm hatten sie vielleicht gehört, wie das Fenster zerbrach, also hatte Trent nicht viel Zeit. Zum Funker gewandt, sagte er rasch: »Geben Sie an Inspektor Skelly die Nachricht durch, daß Victor angerufen hat! Er muß mit dem ersten Licht des Tages hier heraus fliegen.« Die Schmerzen hatten das Gesicht des Bahamers fleckig grau werden lassen, aber für einen Augenblick flackerte Hoffnung in seinem Blick auf.

»Vor Einbruch der Dunkelheit kann uns kein Hubschrauber mehr erreichen, und wenn sie versuchen, bei Dunkelheit zu landen, werden sie massakriert«, erläuterte Trent. Er mußte wissen, gegen wie viele Männer er antrat. Der Bahamer hatte sechs gezählt.

Trent wandte sich an den Kubaner: »Ich bin der Gringo mit dem Katamaran. Vielleicht hat dich ja dein *jefe* vor mir gewarnt. Ich töte, und damit verdiene ich mir mein Geld.« Er berührte die Kehle des Kubaners mit der Mündung der Kalaschnikow. »Manchmal im Leben muß man Glück haben. Beim Töten ist man entweder gut, oder man wird selbst getötet. Um einen großen Katamaran zu besitzen, muß man schon sehr gut sein.«

»Si, Senor«, sagte der Kubaner, und Trent ließ die Mündung des Gewehrs nach unten sinken.

Er wußte jetzt, wie er vorgehen wollte, sah jetzt, wie es funktionieren würde und fragte den Mann nach seinem Namen. Der Kubaner sagte: »Juan Bordes, Senor.«

»Juan, du wirst jetzt aus der Vordertür treten und zum Leuchtturm hinüberrufen. Einer oder zwei deiner Freunde werden bis zum Rand der Veranda kommen, vielleicht sogar noch ein wenig näher. Du rufst: >He, Leute, das glaubt ihr nicht, aber eine riesengroße Möwe hat gerade das Fenster zerschmettert!<

Dann gehst du noch einen Schritt nach vorne und sagst: >Kommt mal her, das müßt ihr euch einfach anschauen! < Du sagst ihnen, daß du den Funker am Hals angebunden hast und daß du wieder zurückgehen mußt, bevor sich der Idiot selber aufhängt. Es ist ganz einfach; jeder schlechte Schauspieler könnte das fertigbringen.« Trent hob die Pistole des Kubaners auf, ließ das Magazin und die Patrone im Lauf herausspringen und gab sie ihm zurück: »Trage sie so, daß deine Freunde sie sehen.«

Trent schloß die Tür zum Funkraum hinter ihnen, und Juan ging den kurzen Flur zum Haupteingang entlang. Er war ein schlanker Mann mittlerer Größe, hatte eine hohe Stirn und kurze, nach hinten gestrichene Haare. Gekleidet war er in eine weite, khakifarbene Drillichuniform ohne Abzeichen, dazu trug er graubraune Turnschuhe. Als er die Hand an der Tür hatte, zögerte er. Er wirkte wie irgendein Angestellter, der sich für ein Wochenendpicknick auf dem Land angezogen hatte und sich darum sorgte, daß das Wetter umschlagen könnte.

Trent stieß ihm die Kalaschnikow in den Rücken: »Na los, und mach deine Sache gut! Du tust es, um dein Leben zu retten!«

Juan zog die Tür auf; sie hörten das Kreischen der Möwen unten an der Anlegestelle. Er trat einen Schritt nach draußen und brüllte ein paarmal *hold!*, um sich bemerkbar zu machen, bis einer seiner Freunde im Erdgeschoß des Leuchtturms an einem Fenster auftauchte. Juan schrie: »*Oyez, hombre, que creis? Un galeo gaünde com un aviön, buff contra la ventana. Si, muerto, hombre, claro...*«

Sein Freund kam auf die Veranda und ging über die freie Fläche. Hinter ihm tauchte ein zweiter Mann in der Tür auf. In Juans Nacken zuckte ein Muskel, und Trent wußte, daß er gleich einen Satz nach links oder rechts machen würde. »Versuch es ja nicht«, wisperte er scharf.

Juans Schultern sackten ein wenig nach unten, und er rief: »He, kommt rüber und schaut euch das mal an!«

Der Mann, der nach draußen gekommen war, sprach über seine Schulter nach

hinten, und der zweite Mann kam heraus.

»Der Funker ...«, flüsterte Trent.

Der Kubaner rief: »Ich habe dem Funker ein Seil um den Hals gelegt! Fällt er vom Stuhl, hängt er sich auf!« Seine Freunde lachten. Der rechts trug einen Schnurrbart a la Zapata, der andere war groß, fett und hatte seine Haare nach vorne gestrichen, um damit seine Glatze zu überdecken. Der Zapata trug ein Schulterhalfter, der Kolben der Pistole des Fettes steckte hinter der Gürtelschnalle aus Messing, die seinen Ledergürtel verschloß. Beide hatten russische Maschinenpistolen umgehängt, schienen aber nicht damit zu rechnen, sie sehr schnell benutzen zu müssen.

Juan drehte sich um und ging in die Beobachtungsstation zurück, vorbei an der Stelle, an der sich Trent im Dunkeln gegen die Flurwand preßte. Die anderen beiden Kubaner hatten die Hälfte des Weges zwischen der Station und dem Leuchtturm zurückgelegt. Juan glaubte wohl, daß er aus Angst davor, die beiden Männer draußen damit zu warnen, nicht schießen würde, griff nach der Türklinke und war schon halb in der Sicherheit des Funkraums, als ihn Trents Messer unter dem linken Ohr erwischte.

Trent schlich nach hinten und holte sich sein Messer zurück. Dann rollte er sich von der Wand weg, so daß der Zapata und der Fette ihn und die Kalaschnikow sehen konnten. Die beiden Lateinamerikaner hatten auf der freien Fläche keine Chance und konnten nirgends hin, außer wieder zum Leuchtturm zurück. Der Fette brachte seinen Gefährten zu Fall und nahm Reißaus, doch Trent verpaßte ihm einen Schuß in die rechte Schulter. Der Kubaner ließ seine Maschinenpistole fallen, ging in die Knie, hielt seinen verletzten Arm fest und stieß eine wüste Kanonade von Schimpfwörtern aus, die sich mit den Schreien der versteckten Möwen vermischte.

»Steh auf, sonst ist dein anderer Arm auch noch dran!« rief Trent. »Laßt die Waffen fallen und kommt herüber, beide!«



Er lotste sie so nahe heran, daß sie zwischen ihm und dem Leuchtturm standen. Ganz gleich, ob mit einem Arm oder zweien, der Fette blieb gefährlich, weil er so haßerfüllt war, daß er sich nicht groß darum scherte, ob er lebte oder starb. Der Zapata schien weniger fanatisch, es war ihm anzusehen, daß er Angst hatte. Trent befahl ihm, sein Schulterhalfter durch die Tür zu schieben und dem Fetten die Pistole aus dem Gürtel zu ziehen und sie wegzuwerfen.

»Und jetzt rückwärts zum Leuchtturm, alle beide!« befahl Trent. Als sie sich über die freie Fläche zurückbewegten, blieb er dicht bei ihnen, folgte ihnen schlurfend in Hockstellung. Unablässig blickte er zwischen ihren Schultern hindurch und kontrollierte die Galerie, die um die Spitze des Leuchtturms herumführte, und die auf die Veranda weisenden Fenster.

Es gab sechs dieser Fenster, und genau in der Mitte eine offenstehende Doppeltür. Die Fenster waren niedrig und mit Blenden versehen; die Veranda hatte einen Steinboden und lag etwa achtzig Zentimeter über dem Sand der Umgebung. Vier Holzpfeiler stützten das Dach der Veranda. Oben im Turm würde sich mindestens ein Mann aufhalten, damit waren unten möglicherweise noch zwei. Sie würden warten, bis er nahe genug herangekommen war und dann von der Galerie aus das Feuer auf ihn eröffnen. Dann würden sie gleichzeitig von beiden Ecken der Veranda und von der Galerie aus angreifen, und er könnte vielleicht im Innern des Gebäudes Deckung finden, wenn er über die Veranda und durch die Tür hechtete. In allen Punkten irrte er sich. Der Angriff kam direkt von vorne.

Einer der Kubaner vom Landungstrupp stand ein Stück hinter der Türöffnung im Schatten und mähte den Zapata und den Fetten mit seiner Maschinenpistole nieder. Jetzt hatte er freies Schußfeld, und eine Kugel traf Trent an der Außenseite seines linken Oberschenkels, als dieser abtauchte und sich zum Rand der Veranda hin abrollte. Flach auf dem Rücken liegend, preßte er sich auf den Boden der Veranda und wagte kaum zu atmen, als ein Kugelhagel nur wenige Zentimeter

hinter seinem Körper den Rand der Pflasterung wegsplittern ließ. Steinsplitter trafen ihn, er konnte das nasse Blut auf seinem Bein spüren, war aber schon wieder in Bewegung. Von dem halben Dutzend Kubaner des Landungstrupps waren jetzt drei tot. Gedeckt durch die Veranda, konnte er von der Wache oben auf der Galerie des Leuchtturms nicht gesehen werden. Der Mann, der auf ihn schoß, hielt sich im Innern des Bungalows in der Nähe der Doppeltür auf. Und irgendwo mußte noch ein sechster Mann sein, der Anführer.

Trent dachte an die gebrochenen Beine des Funkers und an die beiden toten Bahamer, die er in der Hütte und in dem Bett der Beobachtungsstation gesehen hatte. Die unnötige Gewalt deutete bei dem Anführer auf einen Mann hin, dem es Spaß machte zu morden und anderen Schmerzen zuzufügen, und der sich, wenn er die Gelegenheit dazu hätte, dafür Zeit nehmen und sich daran weiden würde.

Trent ließ die Kalaschnikow fallen und das Pistolenhalfter von seiner Schulter gleiten. Um den kubanischen Killer in Sicherheit zu wiegen, mußte Trent sich von seinen Waffen trennen. Zentimeterweise schob er sich zur Seite. Jetzt konnte er sich ein Bild von dem Killer machen, und allmählich entstand ein Plan. Als erstes streckte er seine linke Hand zur Wunde an seinem Oberschenkel aus und verschmierte das Blut. Dann zog er sein Messer und schlitzte mit der Klinge ein tiefes V vom Scheitel seiner Kopfhaut bis zum Haaransatz.

Bei Tagesanbruch hatten sie Suchtrupps ausgeschickt, und fast den ganzen Tag über warteten Roddy und Estoban in der Station der Küstenwache auf die Nachricht, daß das Dory an Land gespült worden war. Doch die erwartete Nachricht traf nicht ein, und so fuhr Roddy am späten Nachmittag die Küste entlang zum Hauptquartier seines Vaters. Während der Fahrt versuchte er

vergeblich, sich davon abzubringen, daß er sich innerlich dauernd mit dem Engländer beschäftigte. Trent hatte die Überfahrt überlebt, und sollte er nach Lobos Cay gesegelt sein, wäre er weit vor Mittag an Land gegangen. Also war er auch dieser Falle entkommen, mußte jetzt in Sicherheit sein und langsam durch die ruhigen Gewässer der Großen Bahamabank auf Nordkurs nach Andros segeln. Roddy stellte sich vor, wie der Engländer am Ruder des kleinen Bootes stand, und fragte sich, ob er und das Mädchen wohl ein Liebespaar waren. Es sprach einiges dafür.

Die Straße wand sich einen Ausläufer des Küstengebirges hoch. Roddy fuhr den MG an den Straßenrand und parkte, um den Sonnenuntergang zu genießen, der den Horizont mit gelben, rosaroten, roten und orangefarbenen Schichten überzog. Der Wind hatte sich gelegt und war nur noch als leises Raunen zu vernehmen, so daß die Farben des Sonnenuntergangs wie feines Öl über die glänzende Wasseroberfläche strömten, die von der über den Old Bahama Channel hereinkommenden Dünung in eine langsam rollende Bewegung versetzt wurde. Roddy konnte zwischen den Bäumen einen kleinen Sandstrand erkennen, der in tiefes rosagoldenes Licht getaucht war. Er bezweifelte, daß er jemals in einem anderen Land würde leben wollen.

Admiral de Sanchez verfügte *im* obersten Stockwerk seines Hauptquartiers über ein Apartment mit großen Fenstern, die sich zu einer Dachterrasse hin öffneten, von der aus man bis zum Meer schauen konnte. Ohne verlegen zu wirken, öffnete eine junge Frau im Bademantel Roddy die Tür, reichte ihm ein Glas und wies ihn ins Badezimmer, in dem der Admiral auch seine Orchideen kultivierte. Mitten im Raum hatte er eine große, altertümliche Badewanne mit schmiedeeisernen Klauenfüßen und Messingarmaturen installiert, so daß an allen Wänden Platz für hölzerne Stufenregale war, auf denen blühende Pflanzen standen.

Sein Vater lag gerade in der Badewanne, als Roddy eintrat. Das Wasser reichte ihm bis zur Brustmitte. In einer Hand hatte er eine Zigarre, in der anderen ein Weinglas.

Um die gefärbten Haare zu schützen, trug er eine rosarote Badekappe.

Der Admiral prostete Roddy zu und deutete mit der Zigarre auf den Eiskübel neben der Wanne. »Bedien dich, mein Sohn! Der Gringo ist auf Lobos Cay. Wir haben ihn.«

Roddy warf einen prüfenden Blick auf das Flaschenetikett: ein 82er Chardonnay aus Chile. Er schenkte sich ein Glas ein und wischte mit einem Handtuch den Wasserdampf von einem weißlackierten Korbsessel zwischen den großen Blumentöpfen aus Terrakotta am Fenster, in denen ebenfalls Orchideen wuchsen. Auf einem Foto würde sein Vater grotesk und albern aussehen, dachte er sich. Wie andere mächtige Männer auch.

»Dieser Trent, ist er tot?« wollte er wissen.

Roddys Interesse schien seinen Vater zu amüsieren. »Im letzten Bericht hieß es, daß unsere Männer sich an ihn heranarbeiten. Er hat keine Möglichkeit, sich zu verstecken. Die Episode ist vorbei, Roddy!«

Der Wasserdampf floß die gekachelten Wände herab und sammelte sich in zitternden Tröpfchen an der Unterseite der Deckenbalken. Roddy wischte sich den Schweiß vom Gesicht. »Estoban Tur wird die Geschichte so leicht nicht vergessen«, sagte er und sah mit Genugtuung, wie sich die Falten, die die Augen seines Vaters umgaben, für einen Augenblick vertieften.

Doch in ruhigem Ton meinte der Admiral: »Tur ließ den Gringo entkommen, Rodrigo. Er wird von Glück sagen können, wenn er den Posten als Leiter von Abteilung Drei behält.« Vorsichtig ließ er die Asche seiner Zigarre in einen Blumentopf fallen und nickte sich selber zu. »Ja, mein Sohn, er dann wirklich großes Glück gehabt.«

Roddy stellte sich die tödlichen Gerüchte vor, die bereits jetzt über die entsprechenden Kanäle verbreitet wurden. »Was ist mit den Bahamern auf Lobos Cay passiert?« fragte er.

Sein Vater ging mit einer Handbewegung über die Frage hinweg: »Rodrigo,

kümmere dich um deine Verpflichtungen und nicht um meine, ja?»

Verpflichtungen waren immer familiärer Natur. Die heilige Familie! Roddy schob sich aus seinem Sessel und öffnete das vom Wasserdampf beschlagene Fenster, so daß er beobachten konnte, wie das letzte Sonnenlicht mit dem Ozean verschmolz. Der Admiral gestattete nie, im Badezimmer ein Fenster zu öffnen. In einem ungewöhnlich rebellischen Ton meinte Roddy: »Es waren acht Bahamer auf der Insel, dazu kommen Trent und das Mädchen. Zehn Tote ...« Als er sich umdrehte, um seinem Vater in die Augen zu sehen, erschauerte er. Der Admiral hatte sein Glas abgestellt, und das leichte Klopfen seiner Finger auf dem Rand der Badewanne war eine Warnung, die Roddy und seine Schwester schon als Kinder als erstes Anzeichen eines drohenden Sturmes zu beachten gelernt hatten. »Die bahamischen Behörden werden glauben, Lobos Cay sei gestürmt worden, weil Drogenschmuggler dort eine große Lieferung umschlagen wollten, Roddy«, meinte der Admiral. »So wird es zumindest die Presse darstellen.«

Roddy vermutete, daß alle Admirale und Generale großzügig über solche Dinge hinwegsehen. Für sie zählte der Kampf, weniger die Anzahl der Toten, geschweige denn der Tod eines Einzelnen. Doch die Distanz, die er zu seinem Vater empfand, war eher grundsätzlicher Natur. Vielleicht lag das daran, daß der Admiral mit seinen Ansichten über die Revolution, in deren Dienst er sich eine so erfolgreiche Karriere aufgebaut hatte, ein Außenseiter geblieben war. Die Furcht vor einem zufälligen Verrat hatte ihn dazu veranlaßt, seine Kinder in deren Jugendzeit stets auf Distanz zu halten. Und so war seine Liebe etwas höchst Abstraktes geblieben. Auch wenn Roddy das jetzt begriff, machte es die Verletzung nicht geringer. Er fühlte sich gefangen auf einer Achterbahn, die sein Vater konstruiert hatte, und meinte: »Wir *sind* Drogenschmuggler.« Und Mörder, wollte er noch hinzufügen, als er sich die bereits toten Bahamer auf Lobos Cay vorstellte und ausmalte, wie sich die Killer seines Vaters gerade an

den Engländer und das Mädchen heranarbeiteten.

Von den sechs Männern, die auf Lobos Cay an Land gegangen waren, lebten noch drei: Tony, Raphael Segundo und Jörg, der Basketballspieler. Tony war der Anführer, mit vollem Namen hieß er Tony Munoz, sein Spitzname war >der Richter<. Diesen Spitznamen hatte er bekommen, weil er sich stets mit scheinbarer Sympathie das Flehen derer anhörte, die er umbringen sollte. Er hatte unauffällige Gesichtszüge, war Ende Dreißig und fiel auch bezüglich seiner Sauberkeit und seiner gefälligen Erscheinung nicht aus dem Rahmen. Eine helle Gesichtsfarbe, schwarze Haare, braune Augen, die mittlere Statur machten ihn zu einem regelrechten Durchschnittstyp. Er fand Vergnügen daran, seine Opfer Demütigungen auszusetzen und ihnen Schmerzen zuzufügen. Seine Männer hatten Angst vor ihm.

Zu beobachten, wie der Zapata und der Fette den Gringo abschirmten, als sie rückwärts von der Beobachtungsstation zurücktappten, hatte den Richter in Erregung versetzt. Er hätte sie schon wegballern sollen, als sie sich mitten auf der freien Fläche befanden, doch hielt er sich gerne in der Nähe seiner Opfer auf, damit er hören konnte, wie die Kugeln einschlugen, und sehen konnte, wie sie ihr Ziel trafen. Ganz bestimmt hatte er auch den Gringo erwischt, doch würde er kein Risiko eingehen.

Jörg bewachte den Bungalow vom Haupteingang aus, Raphael Segundo hatte der Richter oben auf der Galerie postiert, die um das Lampenhaus herum lief, so daß der Gringo ein toter Mann war, sobald er seine Deckung verließ. Der Richter leckte sich über die Lippen, als er durch ein hinteres Fenster nach draußen glitt, die schußbereite Maschinenpistole in der Hand.

Leichtfüßig und lautlos bog er um die nächste Ecke und sah den Gringo nackt auf der Seite liegen. Ein Arm war zurückgeworfen, als wenn er ihn gerade nach der Kalaschnikow oder dem Pistolenhalter ausgestreckt hätte, die einen Meter entfernt lagen. Sein anderer Arm war in einem seltsamen Winkel unter seinem Nacken

verklemmt und wirkte wie der gebrochene Flügel eines Vogels. Der Gringo war am Kopf getroffen worden, Blut bedeckte sein Gesicht und war in den Sand geflossen. An seinem Oberschenkel war eine zweite! Wunde zu sehen. Eine dritte Kugel hatte eindeutig seinen Arm zerfetzt. Die Augen des Engländers standen weit offen und starrten mit ausdruckslosem Blick zum Meer.

»Tot!« rief der Richter zu Jörgе hinüber, der sich im Innern des Bungalows im Schatten verbarg. Der Richter hatte gehofft, den Gringo lebend zu fassen. Enttäuscht machte er einen Schritt nach vorne und rollte den Mann mit dem Fuß auf den Rücken. Unwillkürlich wanderte sein Blick zu den Genitalien ...

Da verspürte er ein entsetzliches Brennen in der Kehle, erstickte am eigenen Blut. Die Waffe entglitt ihm, als er versuchte, die Hände hochzubekommen, aber er hatte nicht mehr die Kraft dazu, und seine Knie gaben nach.

Trent schnappte sich die Maschinenpistole; drei Sprünge brachten ihn über die Veranda. Er schlug das Fenster mit der Schulter ein und stürmte durch den Raum. Ein Kugelhagel durchsiebte die Luft ... Sieben Schritte, und er hechtete flach über dem Boden nach vorne. Zwei Sekunden würde der Mann brauchen, um seine Waffe zurück und nach unten zu schwenken, aber die zwei Sekunden hatte er nicht. Trents erster Schuß tötete ihn.

Trent kam auf die Beine, schnappte sich den Revolver aus dem Gürtel des Mannes, griff sich einen Holzstuhl und raste ) auf die Treppe zu, die sich den Turm hochwand. Mit seinen nackten Füßen verursachte er auf den Metallstufen nicht das geringste Geräusch und stieg schnell nach oben, immer rundherum an der Innenseite der immer enger werdenden Metallröhre. Zweihundertsechzehn Stufen.

Beim Aufstieg musterte Trent die Träger, die das Lampenhaus stützten, und die Eisenverstreben, die sich vom Mittelpunkt aus wie die Speichen eines Fahrrades fächerförmig nach außen ausbreiteten.

Am oberen Ende der Treppe versperrte eine stählerne Falltür den Eingang zum

Lampenhaus. Trent schob die Maschinenpistole so weit wie nur möglich an der Innenkehle eines der Träger entlang nach außen, überprüfte, ob der Revolver, den er sich geschnappt hatte, geladen war, spannte den Hahn und ließ die Waffe das Treppenhaus hinunterfallen. Der Revolver traf auf dem Boden auf, und der Schuß ging los. Der Stahlturm verstärkte die Explosion, das Echo verfiel sich in ihm, schien noch minutenlang in ihm zu kreisen und nachzudröhnen.

Trent schrie auf und ließ den Stuhl die Treppe hinunterpurzeln. Mit beiden Händen hielt er sich an einer der Verstrebungen fest und schwang sich über den fast dreiundvierzig Meter tiefen Abgrund nach außen. Das Poltern und Krachen des Stuhles überdeckte alle Geräusche, die er machte, als er seine Beine über einen der Träger schlang und sich nach außen schob, wo er sich quer auf die Verstrebungen legte. Er holte sich die Maschinenpistole und wartete. Das fiel ihm nicht schwer, denn er stellte sich dabei den über ihm im Lampenhaus isolierten Kubaner vor, der sich gerade ausmalte, was wohl unter ihm geschehen sein mochte. Das letzte Licht des Tages schwand. Das einzige Licht, das es jetzt noch im Turm gab, drang durch eine kleine Glasscheibe in der Falltür.

Eine halbe Stunde verging, bis die Angeln quietschten und Licht herunterflutete. Jemand hob die Falltür hoch. Als nächstes krachte eine Salve aus einer Maschinenpistole, die am oberen Ende der Treppe jedem den Garaus gemacht hätte. Trents Ohren klingelten. Zwei weiße Hosenbeine, die zu einem Sack zusammengeknotet waren, folgten. Der Sack war mit einer Mischung aus Werkzeugen und Büchern vollgestopft und polterte gleich darauf krachend die Metalltreppe herunter. Weit unten traf er auf den Stuhl und riß ihn mit sich. Das Krachen und Poltern beider Gegenstände hallte nach oben und ließ Trents Szenario noch echter wirken.

Schwarze nackte Beine tauchten auf: der bahamische Leuchtturmwärter. Einen Schritt hinter ihm folgte der Kubaner, der einen Arm um den Hals des Bahamers gelegt hat und ihm seine Pistole an den Kopf hielt.



Er schrie nach unten: »Oyez, Jörge! Tony! *Que pasa abajo?* Was ist da unten los?«

Vorsichtig schob er sich Stufe um Stufe hinab, rief erneut und wartete, bis das Echo verklang, bevor er den Bahamer eine weitere Stufe nach unten zwang. Wieder rief er, und hysterische Angst ließ seine Stimme hoch klingen. »Herrgott, antwortet doch! Was ist passiert? Wo seid ihr?«

Noch zwei weitere Stufen nach unten, und der Winkel stimmte. Trents erster Schuß zerschmetterte das rechte Handgelenk des Kubaners, dessen Pistole in hohem Bogen durch die Luft flog. In Englisch rief Trent dem Leuchtturmwärter zu: »Stehenbleiben!« Dann schoß er dem Kubaner eine zweite Kugel quer durch den Kopf.

Aus dem Griff befreit, fiel der Leuchtturmwärter auf den Rücken, hielt sich aber am Treppengeländer fest. Der Kubaner stürzte über ihn und rollte weiter die Treppe hinunter. Mit dumpfen Schlägen kullerte er über eine Metallstufe nach der anderen.

Um vier Uhr morgens verfolgte Roddy de Sanchez ein Tennismatch, das irgendwo in Europa auf einem langsamen Sandplatz gespielt und über Satellitenfernsehen gesendet wurde. Das Spiel war zu einseitig, um Roddys Aufmerksamkeit noch weiter zu fesseln, und es fiel ihm schwer, wachzubleiben. Die ganze Nacht über hatte er darauf gewartet, daß der diensthabende Funker den Tod des Engländers bestätigen würde, so daß er den Befehl ausgeben konnte, den Landungstrupp auf Lobos Cay wieder abziehen. Die Bestätigung sollte als ein aus drei Worten bestehender Code kommen, der in Abständen von fünfzehn Minuten innerhalb einer Stunde dreimal wiederholt werden mußte. Doch seit der anfänglichen Nachricht, daß der Engländer eingetroffen war, hatten sie nichts mehr gehört. Die Entscheidung darüber, ob nun das Boot hinübergeschickt werden sollte, mußte eigentlich weit vor dem Beginn der Morgendämmerung fallen. In seiner Jugend und später Anfang Zwanzig hatte es Roddy geschmeichelt, seinem Vater bei seinen ständigen Frauengeschichten Gesellschaft zu leisten. In

den letzten Monaten hatte er jedoch begonnen, sich dabei unbehaglich zu fühlen. Hatte er jetzt den Kaffee gemacht, klopfte er lieber an der Tür des Admirals an, anstatt das Tablett ins Schlafzimmer zu bringen.

»Nun?« fragte der Admiral und stolzierte ins Wohnzimmer.

»Nichts«, sagte Roddy.

In Bademantel und Pantoffeln stand der Admiral an den Fenstern, aus denen er über die Dachterrasse aufs Meer blicken konnte. Seine Finger trommelten auf der Glasplatte den vertrauten Rhythmus seiner Gereiztheit. Dann hatte er seine Entscheidung getroffen.

Trent injizierte dem Funker Morphin aus dem Medizinschränkchen der Beobachtungsstation. Während er darauf wartete, daß die Wirkung der Droge einsetzte, kümmerte er sich um seine eigenen Wunden. Dann schiente er die Beine des Funkers und legte ihn mit Hilfe des Leuchtturmwärters in ein Bett. In der Hütte des Fischers fand er eine Schubkarre, mit der er die ermordeten Bahamer hoch zum Leuchtturm rollte und die sechs toten Eindringlinge herunter zum Ende des Kais, wo er sie so gegeneinander lehnte, daß ihre Gesichter gut zu sehen waren.

Er hatte die Toten durchsucht und nichts gefunden, mit dem sie sich identifizieren ließen, nicht einmal eine Münze. Ihre Bewaffnung entsprach der Ausrüstung professioneller Söldner auf beiden Seiten des Gesetzes.

Selbst mit einer Kalaschnikow bewaffnet und mit einer alten Jeans aus der Beobachtungsstation bekleidet, ging Trent von der Anlegestelle hoch und wartete mit dem Leuchtturmwärter auf der anderen Seite des Lagerraums. Dort blieben sie im Schatten, wenn die grellen Lichtstrahlen der Leuchttürme über den Ozean schwenkten.

Der Leuchtturmwärter war mittleren Alters und ein wenig übergewichtig, aber der Dienst auf einer sturmumtosten winzigen Koralleninsel hatte ihm eine ungewöhnliche Gelassenheit und etwas Unverwundliches verliehen. Mit Drogen

zusammenhängende Piraterie und Morde waren auf den Bahamas an der Tagesordnung, und er glaubte, daß die Eindringlinge entweder den Umschlag einer großen Drogenlieferung von Kolumbien nach Florida einleiten oder einen Hinterhalt im Hinblick auf eine solche Aktion vorbereiten sollten. Trent hielt er für den Mitarbeiter eines britischen oder amerikanischen Geheimdienstes, der im Auftrag der bahamischen Behörden handelte.

»Sind das die Vogelscheuchen?« äußerte er ungerührt und deutete mit einem Kopfnicken auf die Pyramide aus Leichen an der Anlegestelle.

»So etwas Ähnliches«, erwiderte Trent. Der Leuchtturmwärter folgte dem Lichtstrahl des Leuchtturms mit seinem Fernglas und suchte das Meer nach einem Boot ab.

»Wer sie auch sind - ihre Auftraggeber werden auf eine Nachricht über Funk warten«, behauptete er.

Wäre Trent sich dessen auch so sicher gewesen, hätte er Auria geholt und Skelly die Botschaft übermittelt, sofort und nicht erst bei Tagesanbruch einen Hubschrauber zu schicken. Der Old Bahama Channel war nicht nur eine bedeutende Schifffahrtsroute für Frachtschiffe, das Gebiet barg auch reiche Fischgründe. Zwei übereinanderliegende weiße Lichter am Mast kennzeichneten jedes der Boote - es war ein halbes Dutzend -, die am Rand des Riffs mit dem Schleppnetz fischten. Im Verlauf der nächsten beiden Stunden kamen die Fischer Lobos Cay langsam immer näher, bis Trent und der Leuchtturmwärter schließlich im Lichtstrahl des Leuchtturms das nächste der Boote sehen konnten.

Das Boot war kurz und gedrungen. In einer Entfernung von etwa zweihundert Metern tuckerte es an Lobos Cay vorbei und hielt diesen Kurs noch mindestens eine Meile, bevor es wendete und langsam zurückkehrte. Hinter dem klobigen Ruderhaus breiteten sich fächerförmig Thunfischangeln aus. Die Lichter am Mast ließen die Gestalt einer Wache auf der Brücke erkennen. Der Lichtstrahl des Leuchtturms strich über das Boot hinweg und blitzte in den Linsen des Fernglases

der Wache auf. Es gab keinen Zweifel daran, daß der Mann sich Lobos Cay ansah. Der Leuchtturmwärter eilte über den Sand zum Leuchtturm. Trent kroch zum Strand und watete an der Anlegestelle ins Wasser. In dem V-förmigen Einschnitt zwischen dem Bug des gesunkenen Hummerfischers und den Steinen der Anlegestelle wartete er; Kopf und Schultern ragten aus dem Wasser. Die Kalaschnikow wurde vom Dollbord des Hummerfischers verdeckt.

Das Thunfischboot wendete erneut; Trent lauschte dem langsamen, tiefen, kraftvollen Tuckern seiner Dieselmotoren. Er war sicher, daß es sich um Motoren handelte, die aus dem Westen stammten. Das Boot war jetzt nur noch fünfzig Meter vom Strand entfernt und kam seitlich auf die Anlegestelle zu. Ein Suchscheinwerfer auf dem Dach des Ruderhauses blitzte auf und verweilte auf den Leichen. Das Motorengeräusch wurde tiefer, als der Kapitän die Motoren drosselte, und veränderte sich zu einem sanften Leerlaufgeräusch, als der Bug landwärts schwenkte und das Boot auf Trents Versteck zutrieb.

Mit einem Knirschen berührte der Bug sanft den Hummerfischer, der Kapitän benutzte das gesunkene Boot wie einen Fender. Der Lichtstrahl des Leuchtturms beleuchtete die Szene, und für einen Augenblick schien das Fischerboot bewegungslos im Wasser zu liegen. Es war jetzt so nah, daß Trent den Bug hätte streicheln und die Köpfe der Nieten hätte zählen können, die in seinem weißen Anstrich wie Pockennarben zutage traten. Er wartete darauf, daß ein Matrose über seinen Kopf hinweg an Land springen und daß die Leinen auf die Anlegestelle fallen würden. Statt dessen bellte der Kapitän jedoch wie rasend Kommandos und fuhr plötzlich mit voller Kraft wieder zurück. Die Dieselmotoren dröhnten, und die großen Schrauben preßten Sand und phosphoreszierenden Schaum den Schiffsrumpf entlang, so daß der Schwall am Bug in die Höhe kam und in Trents Gesicht spritzte. Das Boot drehte ab. Weder der Name noch der Heimathafen standen auf seinem Heck; mit ausgeschalteten Positionslichtern glitt es in die Dunkelheit hinein.

Trent watete an Land und hinkte zum Leuchtturm hoch. Der Leuchtturmwärter erwartete ihn auf der Veranda. Sie setzten sich auf die Stufen und beobachteten eine Weile die Lichter der anderen Thunfischboote. Keiner hatte das Bedürfnis zu sprechen, und beide waren dankbar, daß die ersten Spuren der beginnenden Morgendämmerung am Horizont auftauchten. Trent dachte an Auria, die eine halbe Meile entfernt ganz allein war, doch er hatte nicht die Kraft, hinüberzuschwimmen. Es war besser, auf Skelly zu warten.

## 18

Der Hubschrauber der bahamischen Küstenwache ließ Trent am Seil neben dem Dory ins Wasser herab. Auria hatte die Schießerei gehört, und die Angst, die ihr ständiger Begleiter gewesen war, als sie die Nacht hindurch auf dem Boden des kleinen Bootes gelegen hatte, verwandelte sich in Wut, die über Trent hereinbrach, sobald er an Bord kletterte.

Seit dem Verlassen der *Golden Girl* hatte er nicht mehr geschlafen, und seine Augen waren tief in die Höhlen gesunken. Die vordere Hälfte seines Kopfes hatte er am Scheitel glattrasiert, das hineingeschnittene V war mit zwei Streifen Heftpflaster verarztet worden. Auch der Streifschuß an seinem Oberschenkel hatte einen Heftpflasterverband erhalten.

Sie schrie ihn an und wollte endlich wissen, wo er die ganze Nacht gewesen sei.

»Auf Lobos Cay«, antwortete er.

»Herrgott, das weiß ich auch!« fuhr sie ihn an.

»Tut mir leid«, meinte Trent.

Als Reaktion auf ihre eindringliche Befragung kamen die wesentlichen Punkte seiner Geschichte nur kleckweise zum Vorschein: Man habe ihm einen Schlag auf den Kopf verpaßt, als er an Land gegangen sei, und er habe von den Geschehnissen nur wenig Ahnung. Seiner Meinung nach wäre ein Kampf

zwischen einer Schmugglerbande und bahamischen Zollbeamten die Ursache all der Aufregung gewesen.

Die letzten beiden Tage hatten ihn ständige Adrenalinstöße aufrecht gehalten. Jetzt, wo die Gefahr hinter ihm lag, machte sich die Erschöpfung bemerkbar. Als er versuchte, den Außenbordmotor anzuwerfen, ließ er ihn absaufen; als er zu rudern begann, hätte er beinahe eines der Ruder verloren. Auf Lobos Cay brachte er sie auf der Seite an Land, die der Anlegestelle gegenüberlag, so daß Auria die Toten nicht zu Gesicht bekam. Kurz darauf hob der Hubschrauber mit dem Funker und Auria an Bord ab, und Trent stellte sich mit Skelly in den Schutz der Beobachtungsstation.

Skelly hatte die Aussage des Leuchtturmwärters zu Protokoll genommen und ging zum Ende der Anlegestelle hinaus. Bei ihrem ersten Treffen am Strand hatte er dem großen Bruder in Washington, vertreten durch O'Brien, Hilfe angeboten. Jetzt trug er eine khakifarbene, gebügelte und gestärkte Uniform, Rangabzeichen und seine Polizeimütze mit silberner Borte am Schirm.

Mit seiner Uniform hatte Skelly mehr als nur eine offizielle Rolle angenommen. Auf brutale Weise waren Landsleute von ihm umgebracht worden, und das ging ihn persönlich etwas an. Einen Augenblick musterte er die Leichen der Mörder, mit der Spitze seines blankpolierten braunen Schuhs stieß er sie an, als Trent zu ihm herunterhinkte, um sich zu ihm zu gesellen.

»Kubaner.« Skelly war sich sicher. »Dominikaner haben im allgemeinen eine schwärzere Haut; Südamerikaner weniger. Ich kann allerdings nicht sagen, ob sie aus Florida kommen oder von der Heimatinsel, aber da können Sie mir doch bestimmt behilflich sein, Mr. Trent!«

»Das Thunfischboot kam nicht aus Kuba. Die Dieselmotoren stammten aus dem Westen.«

Skelly nickte. Er blickte zu den Möwen hoch, die über ihnen kreisten, und befahl seinen beiden Polizisten mit einem Zeichen, die Leichen abzudecken, bevor er

zum Bungalow am Leuchtturm voranging. Mit langen Schritten überquerte der Inspektor das Gelände, und Trent mit seinem verwundeten Schenkel konnte nur mühsam Schritt halten.

Trent hatte die bahamischen Toten in den vorderen Raum gelegt und Bettlaken über sie gebreitet. Skelly hob die Laken hoch, um die Gesichter der Männer sehen zu können. »Sie hatten Familien, Mr. Trent, Frauen und Kinder.« Trent blieb stumm, und Skelly fuhr in gedämpftem Plauderton fort: »Ich hätte Sie von den Inseln fernhalten sollen, sobald mir O'Brien Ihre Akte zeigte. Diese Leute waren unschuldige Zuschauer. Dabei gebe ich gar nicht Ihnen die Schuld, Mr. Trent, sondern mir selbst, weil ich O'Brien erlaubt habe, von den Bahamas aus eine Operation in Gang zu setzen, die einen Mann wie Sie erforderlich machte.«

»Sie meinen einen Killer«, sagte Trent. Er trat ins Sonnenlicht hinaus und hinkte zum Strand unterhalb des Leuchtturms hinunter. Mehr als alles andere brauchte er jetzt Schlaf. Mit den Fersen im Wasser legte er sich hin und betrachtete die kleinen weißen Wölkchen. Er hörte, wie Skelly Befehle gab, und nach einer Weile vernahm er das Knirschen der Schuhe des Inspektors, der über den Sand auf ihn zukam. Trent dachte daran, wie leicht es wäre, einfach wegzusegeln, an irgendeinen Ort, an dem man ihn nicht kannte. Aber das war eine Illusion. »Mr. O'Brien wollte, daß ich die *Beau Belle* finde, Inspektor«, sagte er. »Und Miss Rocco bezahlte mich dafür. Und das habe ich dann getan.«

Als Antwort ließ Skelly einen flachen Stein über die Meeresoberfläche hüpfen, ein zweiter Stein flog hinterher. Der dritte hüpfte nicht, und Skelly setzte sich hin, legte die Arme um die Knie und schien bemüht, Trent nicht zu nahe zu kommen. Schließlich sagte er: »Bei meinem letzten Besuch in England zeigte eine Untersuchung über irgendwelche innerstädtische Wohnsiedlungen, daß achtundsechzig Prozent der Frauen Angst davor hatten, nach Einbruch der Dunkelheit ihre Häuser zu verlassen. Ihre Regierung hat zugestimmt, achtzig

Milliarden Pfund für neue Trident-Unterseeboote auszugeben, und behauptet gleichzeitig, daß sie nicht über die Finanzen verfügt, ein Dutzend zusätzlicher Polizisten auf Streife zu schicken. So etwas widert mich an, Mr. Trent. Jetzt richten die Drogen viel Unheil auf den Bahamas an. Als bahamischer Polizist kämpfe ich dagegen, Mr. Trent.«

Er rasselte mit einer Handvoll Kieselsteine und schleuderte dann einen nach dem anderen auf ein Stück Seetang, das zehn Meter vom Strand entfernt draußen im Wasser trieb. Jedesmal traf er sein Ziel. Was immer er auch sagte, seine Stimme blieb die ganze Zeit über so ruhig, als sei er auf der Teeparty eines Vikars.

»Mr. O'Brien leitet die Sektion Karibik der amerikanischen Rauschgiftbehörde DEA. Wir sind beide unbestechlich, Mr. Trent, daher helfen wir uns gegenseitig, wann immer es möglich ist. Gewöhnlich bedeutet das, daß O'Brien mir hilft, denn ihm stehen mehr Mittel zur Verfügung. Manchmal übt er allerdings ein wenig Druck auf mich aus, den ich akzeptieren muß. Schließlich kontrolliert die USA unsere Wirtschaft.

Auch gegenwärtig ist das der Fall. Ich habe Anweisungen erhalten, mit Ihnen zusammenzuarbeiten, weiß aber nicht, worum es geht und was die Operation nach sich zieht, und das macht mich nervös, Mr. Trent.«

Während des Sprechens hatte Skelly in der Ferne ein Frachtschiff beobachtet, das sich durch den Old Bahama Channel schob. Jetzt blickte er zu Trent hinüber und ergänzte: »Vielleicht bin ich dadurch auch ein wenig gereizt. Die Kubaner hätten auch noch den Leuchtturmwärter und den Funker ermordet.«

Das war die einzige Entschuldigung für sein Handeln, die Trent sich aus Skellys Sicht vorstellen konnte, daher sagte er: »Ist schon gut.«

»Danke«, erwiderte Skelly.

Der Bahamer tat so, als wolle er Trent zur Bekräftigung seiner Entschuldigung die Hand schütteln, doch Trent rührte sich nicht, und Skelly änderte seinen Entschluß. Er zog sich sein Buschhemd mit den auf die Schultern genähten



gestickten Kronen aus, faltete es sorgfältig zusammen und legte es hinter sich auf den trockenen Sand. Dann nahm er seine Dienstmütze und legte sie mit der Oberseite nach unten auf das Hemd, um es vor der Sonne zu schützen. Schweiß glänzte auf seinem rasierten Schädel, und seine Rippen zeichneten sich durch sein weißes, ärmelloses Unterhemd aus Baumwolle hindurch ab. Er lächelte, als er auf Trent herabblickte. Das Lächeln wirkte eigentlich nicht einstudiert, gab Trent aber dennoch zu verstehen, daß Skelly es gewohnt war, seinen Willen zu bekommen, wenn er es einsetzte.

»Meine Frau behauptet, ich sei ein Mann, mit dem das Zusammenleben nicht einfach ist«, meinte der Bahamer. »Aber sie ist eine intelligente Frau, und wir sind immer noch verheiratet. Ganz so schlimm kann es also auch nicht sein. Warum versuchen Sie und ich nicht einfach, zusammenzuarbeiten?«

Trent hätte fast laut losgelacht. »Inspektor, Leute wie Sie und O'Brien benutzen Leute wie mich. Sie arbeiten nicht mit uns zusammen.«

»Das ist eine bittere ...«

»Das sind Erfahrungen«, verbesserte Trent. »Was Sie betrifft, ist der Unterschied zwischen mir und diesen Männern an der Anlegestelle der, daß mich die Leute angeheuert haben, von denen Sie meinen, sie stünden auf der richtigen Seite.«

Skelly zog sich Schuhe und Socken aus und stand auf, um auch seine Hose fallenzulassen. Er klemmte sich den oberen Teil unter das Kinn, während er die Falten glattstrich, dann faltete er fein säuberlich die Hosenbeine zusammen und legte die Hose über seine Dienstmütze. Er zog sich das kurzärmelige Unterhemd über den Kopf, ließ es auf die übrige Kleidung fallen und ging ins Meer hinaus. Zehn Meter vom Land entfernt drehte er sich um, stellte sich auf ein Bein, klemmte den anderen Fuß hinter sein Knie und breitete die Arme wie Hügel zur Seite aus. Den Kopf nach vorne stoßend, schob er schmollend die Unterlippe vor. »Viermal dürfen Sie raten, Mr. Trent! Ein Schwarzer? Chefinspektor der Polizei? Ein Reiher? Jemand, über den Sie sich noch kein Urteil erlauben sollten? Denken Sie darüber

nach, während ich schwimmen gehe.«

Er schwamm drei- vierhundert Meter aufs Meer hinaus und wieder zurück, dann stellte er sich neben Trent und ließ sich im leichten Wind trocknen.

Ein Windstoß bespritzte Trents Gesicht mit Salzwasser. Er sagte: »Vielleicht können wir ja klein anfangen.«

»Wie bei einem Rendezvous mit einem Unbekannten?« Skelly lachte leise in sich hinein, als er sich wieder hinsetzte. »Wie wäre es, wenn Sie mir erzählen, wie eigentlich die Taucherei gelaufen ist?«

Trent beschrieb seine Suche, die beiden Tauchgänge, und beobachtete, wie sich die Falten in Skellys Gesicht vertieften, als er berichtete, wie er die beiden Neuseeländer gefunden hatte. Skellys Fragen waren gewissenhaft und gründlich. Zunächst betrafen sie nur die kleinen Einzelheiten, offensichtlich baute er sich das Handlungsgerüst eines Polizisten auf, das nur aus Beweisen besteht und keinerlei Mutmaßungen enthält. Doch als Trent erzählte, wie die Patrouillenboote sie gejagt hätten und wie sie gezwungen worden waren, an Land zu schwimmen, wurden seine Fragen allgemeiner.

»Sie wußten also, daß Sie da waren? Man benutzte Sie als Spürhund, Mr. Trent.«

Trent hielt das für ein passendes Bild. Die Schwierigkeit bestand darin, zu erkennen, welcher der Jäger die Jagd leitete, wer die Jagdhunde und wer die Handlanger waren, und ob die *Beau Belle* die Jagdbeute darstellte oder nur als Ablenkungsmanöver diente.

Er hörte zu, wie Skelly sich behutsam an das Szenario herantastete. »Die wollten Sie lebend, Mr. Trent. Da Sie ihnen aber entkommen sind, mußten sie Sie zum Schweigen bringen. Was haben Sie entdeckt? Einen Mord? Ein paar Stangen Dynamit, und alle Beweise wären verschwunden. Es muß sich also um etwas Wertvolles handeln und mit Drogen zu tun haben, denn O'Brien ist ja in die Sache verwickelt. Und es muß wichtiger sein als eine Kabine voller

Marihuanasuppe. Und wenn es so ungeheuer wichtig ist, warum haben sie die Yacht dann nicht selbst gesucht?» Er blickte auf Trent herab. »Sie sagen nicht viel.«

»Wir wissen auch nicht viel.« Trent spürte, daß Skelly mit seiner letzten Frage der Wahrheit sehr nahe gekommen war. O'Brien zufolge hatte die kubanische Marine nur oberflächlich nach der *Beau Belle* gesucht - vielleicht, weil sie keine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte. Da Sprengstoff verwendet worden war, konnte das, was auf der *Beau Belle* verborgen war, durch eine Explosion nicht gefährdet werden.

»Angola ist ein guter Ort, um illegal Diamanten einzukaufen«, meinte er. Er hatte nicht weiter über Diamanten nachgedacht, es war ihm einfach so eingefallen. Und sofort kam der Sprung. Unorthodoxe Denkweise. Sobald die Verbindung hergestellt worden war, schien einiges so offensichtlich, daß Trent sehr nervös fragte, welche Auswirkung das Felsendach auf die Werte des Magnetometers haben könne.

Skelly bekam seine Unruhe mit. »Gar keine.«

Trent lag auf dem Rücken und spürte die Sonne auf seinem Gesicht. Noch einen Tag zuvor war die Sonne ihr ärgster Feind gewesen. Jetzt fühlte sie sich freundlich und heilsam an. Mühsam stemmte er sich hoch und hinkte zum Leuchtturm. Ein Kutter der Marine sollte von Nassau herüber kommen, um die Leichen mitzunehmen; es würde aber noch mindestens sechs Stunden dauern, bis er eintraf. Einer von Skellys Männern hatte die Laken mit Wasser besprenkelt, um die Leichen kühl zu halten. Skellys nackte Füße tappten über die Fußbodenbretter aus Holz und verharrten hinter Trent.

»Das vierte Besatzungsmitglied - ich will ihn haben«, meinte Trent. »Und ich will den Mann, der hinter dieser ganzen Sache steckt, wer immer es auch ist und welcher politischen Überzeugung er auch immer angehört.«

Er sah Skelly in die Augen. Jetzt hatte er den Bahamer auf ihm unvertrautes

Territorium geführt und gab ihm Zeit, drängte ihn nicht, war aber fest entschlossen, den Inspektor für sich zu gewinnen oder sich von ihm zu lösen. Der Bahamer blickte von Trent zu den Toten hinüber, dann aus dem Fenster aufs Meer hinaus. Das vom Sand reflektierte Sonnenlicht beleuchtete die Unterseite seines Kiefers, so daß sein Schädel körperlos in der Nähe der Dachbalken zu hängen schien.

»Sie haben meine Akte studiert«, sagte Trent.

Er hörte, wie Skellys Hände aneinander entlangstrichen, als der Bahamer den Sand von seinen Handflächen wischte.

»Sie sind Polizist«, fuhr Trent ruhig fort. »Ich will aber nicht, daß Sie mir bei allem, was ich tue, das halbe Gesetzbuch vorlesen.«

Skellys Blick wanderte wieder zu den Toten unter ihren feuchten Laken.

»Entweder - oder, nicht wahr? Was wollen Sie?«

»Damit ich Ihnen glauben kann, will ich, daß Sie es selber sagen: *Welcher politischen Überzeugung der Drahtzieher auch immer angehört, er muß überführt werden*«, sagte Trent. »Dann will ich, daß ein Schlauchboot und Preßluftflaschen eingeflogen werden.«

»Sind Sie sicher, daß ich mich beim Schwur nicht vor die Toten hinknien und ihnen meine Hand auf den Kopf legen soll?«

»Vielleicht könnte das helfen«, sagte Trent. »Und überprüfen Sie bei den Amerikanern, welche Boote letzte Nacht im Old Bahama Channel gefischt haben. Lassen Sie einen Ihrer Leute von der Fischereibehörde diese Erkundigungen durchführen, damit wir keine schlafenden Hunde wecken. Lassen Sie dabei bitte auch klären, welche Boote mit westlichen Dieselmotoren ausgestattet sind.«

»O'Brien halten wir aus der Sache heraus?« »Wir halten die Politik aus der Sache heraus«, verbesserte Trent.

Roddy de Sanchez war in der Dämmerung nach Havanna zurückgefahren.

»Verhalte dich ganz natürlich«, hatte ihm sein Vater befohlen, und deshalb sortierte Roddy acht Stunden lang Akten im Archiv, spielte danach sechs Sets im

Tennisclub und setzte auf dem Nachhauseweg eine Freundin ab. Um Benzin zu sparen, fuhr er mit einer konstanten Geschwindigkeit von vierzig Stundenkilometern und parkte den Wagen schließlich in der Einfahrt vor dem Haus neben dem Dienstvolga seines Vaters. Er nahm seine Sporttasche und trug sie um das Gebäude herum zu dessen Rückseite. Im Arbeitszimmer seines Vaters brannte Licht, und Roddy zögerte. Dann betrat er das Haus durch die Küchentür. Roddys Mutter saß mit gefalteten Händen am Kieferntisch, als würde sie den Mörser aus Marmor mit seinem Stößel anbeten, in dem sie Knoblauch und Chilischoten zerkleinert hatte. Der strenge Geruch stach in Roddys Augen, als er kurz stehenblieb, um ihr einen Kuß auf die Wange zu geben. Für einen Moment legte er seine Hand auf ihre Schulter. Er hatte das Bedürfnis, ihre Gegenwart als etwas Besonderes zu empfinden, aber sie waren sich fremd, ihre Wange war kühl und glatt und unpersönlich wie Papier. Wie Einwickelpapier, dachte er.

»Dein Vater wartet auf dich«, sagte sie. Er antwortete, er werde gleich hinuntergehen. Zuerst aber trug er seine Tasche die Treppe hoch in sein Zimmer, packte die verschwitzte Sportkleidung aus und puderte das Innere seiner Tennisschuhe ein. Am liebsten hätte er geschrien, wäre auf- und abgesprungen, durch den Boden gekracht und weiter in die Dunkelheit hineingefallen, gestand er sich ein.

Selbst vor einem Monat noch hatte er sich in seinen Phantasien vorstellen können, daß seine Freiheit das ausmachte, was er für den wahren Roddy gehalten hatte: einen jungen Mann, mit dem es Spaß machte, zusammenzusein, der freundlich war, der auch an andere dachte und über sich selbst lachen konnte. Vielleicht war er nicht gerade ein großer Denker, aber in seinem Job fühlte er sich kompetent. Aus Gewohnheit oder Faulheit, vielleicht auch weil er leicht zufriedenzustellen war, zeigte er sich loyal. Ansonsten ließ er sich in nichts hineinziehen.

Er wusch sich die Hände und ging die Treppe zum Arbeitszimmer seines Vaters hinunter. Der Admiral saß an seinem Schreibtisch. Roddys Schwester Maria rekelte

sich in einem der beiden Ledersessel. Sie war ein paar Zentimeter größer als Roddy und als Schwimmerin beim Nationalteam. Breite Schultern und lange, kräftige Beine bezeugten ihr Training; die Haare trug sie kurz. Ganz im Gegensatz zu ihrer Sportlichkeit strahlten ihre Lippen, die Rundungen ihrer Brüste und die Art, wie sie sich bewegte, eine fast aggressive Sinnlichkeit aus. Oft hatte sich Roddy, wenn er sie beobachtete, vorgestellt, sie sei eine Kreuzung zwischen der neuen Frau auf einem kommunistischen Plakat aus den dreißiger Jahren und dem von Hollywood entworfenen Bild einer hitzigen südamerikanischen Verführerin.

»High!« begrüßte Roddy seine Schwester. An seinen Vater gewandt, sagte er: »Du hast mir empfohlen, ich solle mich ganz natürlich verhalten, daher habe ich noch im Tennisclub Zwischenstation gemacht.«

Der Admiral klappte seine in Saffianleder gebundene Bürokladde zu, in der sich der Brief befand, den er gerade geschrieben hatte, und schob die Kappe auf seinen goldfarbenen Markenfüller. Sein Gesichtsausdruck und seine Stimme zeigten keine Regung, als er den Bericht des Kapitäns des Thunfischbootes wiedergab, der den gesamten Landungstrupp tot vorgefunden hatte. Die Leichen hatten fein säuberlich zu einer Pyramide angeordnet am Ende der Anlegestelle von Lobos Cay gelegen. Die Bahamer mußten Verstärkungen eingeflogen haben, und so niedrig geflogen sein, daß sie der Radarüberwachung entkommen waren.

»Wie sollen sie denn davon erfahren haben?« fragte Roddy.

»Vielleicht der Funker, ein Wortcode, von dem wir nichts wissen.« Der Admiral tat die Frage als unwichtig ab. Es war eben passiert. »Wenn Rocco in Nassau eintrifft, werden wir von ihm hören, ob der Engländer noch lebt.«

»Und Roccas Schwester«, sagte Roddy. Die vielen Toten waren zuviel für ihn.

»Warum vergessen wir die *Beau Belle* nicht einfach?« fragte er, blickte hilfesuchend zu seiner Schwester hinüber, sah aber nur die Verachtung in ihrem Blick.

Der Admiral legte seinen Füller in die Mittelschublade seines Schreibtischs und schob sie zu. Seine Finger begannen mit ihrem Tanz auf dem goldfarbenen Leder. Erst als er die Hände faltete, wurden sie ruhiger.

Roddy erinnerte sich an eines der wenigen Spiele, die sein Vater mit ihm in seiner frühen Kindheit gespielt hatte: Hier ist die Kirche und hier ist der Turm, öffne die Türen, und da sind alle Leute. Jetzt waren auf der Rückseite der Hände seines Vaters Leberflecken zu sehen, und Roddy sehnte sich danach, Sympathie für ihn zu empfinden und ihn sowohl gefühlsmäßig als auch pragmatisch in seinen Handlungen zu unterstützen. Doch da war nichts - lediglich eine leere Distanz zwischen ihnen, über die hinweg sie sich gegenseitig anschauten und sich fremd waren, genau wie bei ihm und seiner Mutter. Erschöpft zuckte er die Schultern, »Was soll ich tun?«

»Einige dich mit deinem Amerikaner, Rodrigo.«

Der Himmel war klar, die Sterne schienen hell. In zwei Stunden würde der Mond aufgehen. Das Schlauchboot ritt auf dem Wellenkamm der Dünung, die auf das Riff zurollte. Hoch oben auf der Welle suchte Trent die Gischt ab. Steuerbord tauchte ein dunkler Fleck auf, er korrigierte das Ruder, gab Vollgas und schoß mit dem Schlauchboot durch die Lücke.

Auf der Innenseite des Riffs angelangt, steuerte Trent in einem langgezogenen Bogen bis zu der Stelle, an der die *Beau Belle* lag. Das leicht beladene Schlauchboot hüpfte über die vor der Brandung geschützten Gewässer, kraftvoll und zuverlässig brummte der 100 PS starke Außenbordmotor. Trent ging vor Anker und wand sich in das Geschirr für die Flasche. Sicherheit unter Wasser verlangte Vorsorge, und während der Überquerung des Kanals hatte er den Tauchgang in allen Einzelheiten

durchgeplant. Skelly hatte ihn gut ausgerüstet: Rettungs- und Tarierweste, Atemregler, Tauchcomputer, Sprengstock, Unterwassertaschenlampe, Brechstange, vierzig Meter leichte Leine, Reserveflasche.

Trent ließ die Reserveflasche auf den Meeresgrund sinken, stellte den Tauchcomputer ein, ließ die Luft aus der Tarierweste ab, machte einen Hechtsprung und glitt am Ankerseil des Schlauchboots nach unten. Als er den Meeresgrund berührte, rammte er den kleinen Anker unter eine Felsleiste und schlang die überschüssige Ankerleine um einen Korallenstock. Das Schlauchboot war gesichert. Er überprüfte die beiden Haltetaue für die *Beau Belle* vom Rand des Blauen Loches bis zu ihren Befestigungspunkten. Zufriedengestellt hievte er die Reserveflasche bis zum Loch in den Hohlraum ab, folgte ihr nach unten und band sie einen Meter über dem Felsendach an einem Kalksteinvorsprung fest.

Er schaltete die Lampe ein, die er am Ausgang zurückgelassen hatte, glitt mit dem Kopf voran durch das Loch und folgte dem Leitseil zur Yacht. Vorsichtig umkreiste er die *Beau Belle*, dann schwamm er langsam am Seitendeck hoch und schaltete die beiden anderen Lampen an. Das Wasser um die Yacht war klar geworden, winzige Fische schossen durch die offenen Bullaugen der Privatkabine des Besitzers. Da das Glas aus den Fenstern des Salons geschlagen worden war, tummelten sich auch dort die Fische. Unter dem Getränkeschrank für die Cocktails schwankten die Fühler eines Hummers hin und her.

Das bunte Treiben der Meeresbewohner ließ die Yacht nicht mehr so sehr wie ein Grab wirken, und Trent fühlte sich behaglicher als bei seinen vorherigen Tauchgängen. Mit der Taschenlampe in der Hand sank er über dem Ruderhaus nach unten und schwamm dann die andere Seite der Yacht entlang. Er hatte gehofft, Hewett ausweichen zu können, indem er durch eines der ausgezackten, scharfkantigen Löcher, die die Sprengladungen in den Rumpf gerissen hatten, in den Maschinenraum hineinglitt. Doch selbst als er die übelsten Zacken abgerissen hatte, konnte er nur einen Arm und den Kopf durch die Öffnung



zwängen. Die Bodenplatten blieben ein gutes Stück außerhalb seiner Reichweite. Also stieg er an der Seite des Rumpfes wieder nach oben, schwamm in das Ruderhaus hinein und öffnete die Tür, die zum Maschinenraum hinunterführte. Hewetts Leiche versperrte noch immer das obere Ende des Niedergangs. Trent packte die Füße des toten Skippers und zog vorsichtig daran. Die Möglichkeit, daß sich die Gliedmaßen von Hewetts Rumpf lösen könnten, machte ihn nervös. Wie feiner Nebel stiegen fadendünne Meereswürmer und winzige Krustentiere aus der Kleidung in die Höhe, die zerkrümelte und wegfiel, so daß Trent den Schlüssel und den Lederbeutel sehen konnte, die an einem Band um Hewetts Hals hingen. Er zog ein bißchen kräftiger, und die Leiche bewegte sich, langsam zunächst, aber dann kam sie mit einem plötzlichen Ruck auf ihn zu, so daß Trent sie von sich wegstoßen mußte.

In dem Beutel befanden sich ein australischer Paß, der auf den Namen William Green ausgestellt war, und Reisechecks. Der Schlüssel paßte zu einem Sicherheitsschloß und gehörte wahrscheinlich zu einem Safe. Sollte das zutreffen, dann würde sich dieser in der Privatkabine des Besitzers befinden. Er bugsierte die Leiche in die Kombüse und schloß die Verbindungstür, die von dort aus zum Ruderhaus führte. Danach schwamm er weiter zum Salon und sank die Wendeltreppe nach unten. Von der riesigen Muräne waren nur noch ein paar Fetzen zu sehen.

Eine Hand über der anderen, glitt Trent bis zur Privatkabine. Seine Flossen hielt er ganz ruhig, um nicht den allgegenwärtigen Schlick aufzuwühlen. Der größte Teil der Kabine wurde von einem breiten Doppelbett eingenommen, schmale Bänke an Backbord und Steuerbord dienten als Kojen. Ein Toilettentisch, der gleichzeitig Schreibtisch war, lief an der vorderen Schutzwand entlang. Hinter dem Toilettentisch fand Trent den kleinen Safe; er war in die Schutzwand eingebaut. In einer kleinen, ledernen traditionellen Brieftasche steckten die Schiffspapiere, die Mannschaftsliste und drei Pässe. Zwei von ihnen gehörten den Neuseeländern, einer

gehörte Hewett und war auf seinen richtigen Namen ausgestellt. Eine mit einem Zugband verschlossene Segeltuchtasche lag ebenfalls im Safe.

Trent lockerte das Band. Die matten kleinen Steine in den beiden Beuteln sahen völlig uninteressant aus. Trent verstaute sie im Innern seines Taucheranzugs, glitt wieder zurück und durchforschte den Schlick zwischen der Bank auf der Backbordseite und dem Bett. Eine zweite und dritte Schicht gepreßten Pflanzenmaterials war durch die obere Schicht vor der Explosion abgeschirmt gewesen und noch in Plastikhüllen eingeschweißt. Trent nahm eine der Platten mit und beeilte sich, durch die wieder dicker werdende Suppe hindurch zur Treppe zu kommen und ins Ruderhaus zu schwimmen. Er überprüfte den Computer. Er hatte noch achtundzwanzig Minuten Zeit.

Der Niedergang zum Maschinenraum hatte sich verschoben, und seine Preßluftflasche kratzte an der Schutzwand entlang, als er sich mit dem Kopf voran nach unten zog. Im Maschinenraum bestand das Deck aus gehämmerten Stahlplatten. Trent hob eine der Platten in der Nähe des Dieselmotors hoch und leuchtete mit der Taschenlampe in die Bilge hinein.

Wie vorgeschrieben lag in dreißig Zentimeter langen Blöcken der Ballast zwischen dem Spantenwerk auf dem Kielkasten. Den Bestimmungen gemäß betrug das Gesamtgewicht des Ballasts eine Tonne. Die Barren bestanden aus Roheisen, waren mit Bleimennige grundiert und in Admiralgrau gestrichen.

Um einen guten Ansatzpunkt zu bekommen, hielt sich Trent am Motor fest, während er zwei Barren aus der obersten Schicht herausriß und die Spitze seines Messers in den ersten Barren aus der Schicht darunter stieß. Die Farbe ging leicht ab, und im Licht der Taschenlampe glänzte mattes Gold. Trent überprüfte die beiden Barren aus der obersten Schicht, und das Ergebnis war das gleiche.

Er hatte etwa die halbe Länge des Maschinenraums kontrolliert, als er ein leichtes Kribbeln verspürte. Es fühlte sich an, als ob er in einem Strom mit Kohlensäure angereicherten Wassers schwimme, das leicht elektrisch geladen war. Die

Empfindung hüllte seinen ganzen Körper ein, und auch mit seinen Augen schien irgend etwas nicht zu stimmen.

Eigentlich sah er nicht unscharf, aber irgendwie wirkten die Barren verschwommen. Die Empfindung verschwand, und als er wieder klar sehen konnte, merkte er, daß die beiden Barren, die er aus ihrem Verbund gelöst hatte, langsam über das Deck auf ihn zurutschten. Er blickte zum Niedergang hinüber und sah, daß die Griffe der an Nägeln über der Werkbank hängenden Geräte jetzt in seine Richtung zeigten.

Zunächst dachte er, er habe Halluzinationen und irgend etwas mit der Luft in der Flasche sei nicht in Ordnung. Doch plötzlich waren das Kribbeln und das verschwommene Sehen wieder da; jetzt wurde es von einem lauten Kratzen über und unter ihm begleitet. Man hörte ein tiefes Knirschen - und dann ließ ein Erdbeben das Felsendach über dem Blauen Loch zusammenbrechen. Zehntausend Tonnen Kalkstein trieben die *Beau Belle* in den Abgrund des riesigen Hohlraums hinunter.

Das Wasser in diesem Hohlraum hatte auf das zusammengebrochene Felsendach die gleiche Wirkung wie eine Hydraulikbremse: Die Abwärtsbewegung wurde verlangsamt, setzte sich aber unbarmherzig fort. Im Maschinenraum war Trent wie in einer Schutzhülle eingeschlossen, und es gab keinerlei Anzeichen, die verrieten, daß er nach unten sank. Während er darauf wartete, daß die *Beau Belle* von den beiden Tauen festgehalten wurde, die er an den Korallenblöcken auf dem Meeresboden befestigt hatte, beobachtete er den Tiefenmesser an seinem Handgelenk. Dreiundzwanzig Meter, vierundzwanzig, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig ... dreißig, fünfunddreißig, dann ein heftiger Ruck. Das Tau an der Deckklampe hatte gehalten.

An der einen Seite von der *Beau Belle* zurückgehalten, knickte das Höhlendach am Riß in der Mitte ein. Ein Felsvorsprung verfring sich in der Takelage. Der größere Teil des Felsendaches löste sich, wurde nicht mehr vom Wasser abgebremst, ließ

die *Beau Belle* hinter sich und sank mit wachsender Geschwindigkeit in die Tiefe. Die Yacht wurde jetzt zwischen dem kleineren Teil des Felsendaches und der Klippenwand eingeklemmt.

Trent klammerte sich an den Motor, als die Aufbauten wie von einem massiven Kalksteinstößel zermalmt wurden. Er spürte, wie das erste Haltetau zersprang und das ungeheure Gewicht die Bolzen, an denen die Takelage befestigt war, aus dem Rumpf riß. Plötzlich befreit, rutschte der gesamte noch verbliebene Teil des Felsendaches wie ein Teller, der in einen Teich fiel, seitlich vom Rumpf weg. Das Tau, das um den Rumpf gespannt war, straffte sich mit einem Ruck. Trent befand sich in sechsundvierzig Meter Tiefe, der Computer piepte warnend.

Mit den Flossen schlagend, schnellte Trent quer durch den Maschinenraum zum Fuß des Niedergangs. Er ließ den Lichtstrahl der Taschenlampe nach oben wandern und sah, daß der Niedergang von geborstenem Holz und verbogenem Stahl völlig blockiert war. Selbst ein Bergungsteam mit starkem Gerät kam da nicht mehr so ohne weiteres durch. Er saß in der Falle.

Geschmeidig drehte er sich um und glitt hinüber zur Werkbank. Eine Teakkiste unter der Bank enthielt Werkzeuge zur Holzbearbeitung. Er entnahm ihr Säge und Stemmeisen, nahm einen Hammer mit Stahlgriff von den Haken an der Schutzwand und das Kabel, das die Batterie mit dem Dynamit verbunden hatte.

Drei Schläge mit den Flossen, und er war am größeren der beiden Löcher, die in den Rumpf gesprengt worden waren. Der Lichtstrahl der Lampe offenbarte jedoch, daß sich die *Beau Belle* an ihrem Haltetau herumgeschwenkt hatte und jetzt mit der Backbordseite an der Kalksteinwand schrammte. Trent schlang sich das Kabel um die Hüfte und befestigte die Enden an beiden Seiten des Loches, damit er während der Arbeit mit der Säge festen Halt hatte. Bevor er versucht hatte, von der Außenseite des Rumpfes an die Bodenplatten zu kommen, hatte er ja die meisten Zacken bereits entfernt. Jetzt sägte er durch die Beplankung auf die erste Rippe des Bootskörpers zu. Er kannte die Tauchtabellen auswendig und wußte, daß bei

einer Tiefe von über vierzig Metern die Gefahr wuchs, die geistige Kontrolle zu verlieren. Er wußte auch, daß ihm bei der gegenwärtigen Tiefe weniger als zwanzig Minuten Luft zur Verfügung standen und daß er bereits ein Minimum von zehn Minuten für die Dekompressionsphase benötigen würde.

Das Ergebnis dieser Berechnungen war recht simpel: Die letzten zwanzig Minuten seines Lebens würde er Holz sägen. Er lachte, und Wasser drang in sein Mundstück, so daß er husten mußte. Beinahe hätte er das Mundstück herausgenommen, als ein Splitter ihn am Knöchel erwischte, doch der Anblick des nach rechts hochsteigenden Blutes riß ihn aus der beginnenden Ohnmacht. Fünf Zentimeter unterhalb des ersten Schnitts begann er mit einem zweiten und sägte parallel zum ersten Schnitt etwa acht Zentimeter weit durch die Planke. Er hämmerte das Stemmeisen in den Schnitt, zog es heraus und trieb die Brechstange in die Lücke. Nach einem kurzen Ruck brach ein Teil der Planke los. Das zweite Holzstück ließ sich leichter lösen.

Während er sägte, machte er sich ein Bild von der Lage der *Beau Belle* bezüglich des jetzt verschwundenen früheren Zugangs zum Hohlraum. Sowohl die Yacht als auch der Korallenblock, an dem sie jetzt noch hing, hatten im Süden dieses Eingangs gelegen, wobei der Korallenblock höchstens zehn oder zwölf Meter vom Zugangsloch entfernt war. Die Yacht würde jetzt also direkt unterhalb der Stelle liegen, die bezogen auf den Befestigungspunkt dem Rand des Hohlraums am nächsten lag. Der Rand war scharfkantig und mußte sich bereits in das Tau eingegraben haben. Mit jeder weiteren Bewegung der Yacht würde er sich tiefer in das Tau einfräsen.

Mit dem Brecheisen stemmte er einen weiteren Teil der Beplankung los. Er blickte auf den Computer. In acht Minuten mußte er aus der Yacht herausgekommen sein; stieg er dann jedoch sofort an die Oberfläche, würde er an der Taucherkrankheit sterben. Vor seinem inneren Auge ließ er ein Bild von der *Beau Belle* entstehen, die jetzt noch an einem Haltetau hing. Zweiundfünfzig Meter waren es bis auf den

Grund des Hohlraums, knappe vierzig Meter hoch bis zum Meeresboden. Und die Reserveflasche befand sich etwa einundzwanzig Meter weiter rechts und achtzehn Meter weiter oben. Als er das fünfte Stück der Beplankung vom Loch weggerissen hatte, reichte die Luft noch für fünf Minuten. Noch ein Stück, dann war es ihm vielleicht möglich, sich ohne Preßluftflasche durch das Loch zu winden. Die Seite der Yacht lag jetzt fast flach an der Klippenwand. Unterhalb des Lochs jedoch bog der Rumpf zum Kiel hin weg, er würde sich also nach unten winden und unter dem Rumpf hindurchschwimmen müssen. Jede einzelne Handlung stellte er sich genau vor. Er erkannte, daß er beide Hände frei haben mußte, wenn er sich zwischen der Beplankung und dem Kalkfelsen einen Weg bahnen wollte. Für seine Flasche war einfach kein Platz, und es gab auch keine Möglichkeit, sie hinter sich herzuziehen. Wollte er entkommen, durfte absolut nichts schiefgehen. Das letzte Stück der Beplankung gab unter dem Druck des Brecheisens nach. Er schlang sich die Halteleine der Lampe um sein Handgelenk, machte das Geschirr für die Flasche los und trieb die Brechstange zwischen Rumpf und Klippe. Tief atmend benutzte er die letzte Luft in der Flasche dazu, seine Lunge zu füllen.

Dann stellte er die Flasche aufrecht hin und warf sich mit beiden Armen und dem Kopf durch das Loch. Er schob sich nach außen, verbreitete mit seinem Körper die Öffnung noch um ein paar zusätzliche Zentimeter und dachte daran, zu zählen, wie er es normalerweise tat, oder ein Gebet zu sprechen - aber nicht einmal dazu hatte er mehr Zeit. Jetzt oder nie! Er hielt die Lampe fest, sog ein letztes Mal tief Luft in seine Lungen und spuckte das Mundstück aus.

Sich von einer Seite auf die andere windend, benutzte er Ellbogen, Schultern und Hüften, um sich in den Spalt zwischen der *Beau Belle* und der Klippe zu pressen. Einen Augenblick lang drohte das Gewicht der krängenden Yacht, die Luft aus seiner Lunge zu pressen, dann kam er frei und schoß die Biegung des Rumpfes der Yacht entlang, am Kiel und an der Klippenwand vorbei. Das herunterstürzende Felsendach hatte das Wasser mit Sand und Kalk getrübt. Vierundzwanzig Meter

an der Klippe entlang und achtzehn Meter nach oben bis zur Reserveflasche!

Mit langen, mühelosen Schlägen seiner Flossen schoß er dahin. Seine Lunge enthielt viermal soviel Luft wie an der Wasseroberfläche möglich gewesen wäre, und diese Luft wurde durch den Gegendruck des Wassers, der etwa das Doppelte des normalen Luftdrucks eines Autoreifens betrug, in der Lunge gehalten. Je weiter er zur Wasseroberfläche aufstieg, desto mehr würde sich der Außendruck verringern. Schaffte er es nicht, beim Aufstieg auszuatmen, würde seine Lunge explodieren. Atmete er zu schnell aus, würde ihm die Luft ausgehen, und er mußte ertrinken.

Bei einer Sichtweite von weniger als Armeslänge waren seine Chancen, die Reserveflasche zu finden, gleich Null, doch irgendwo über ihm schwebte das gerissene Leitseil, das er zwischen Loch und Yacht gespannt hatte. Der im Wasser treibende Sand ließ den Lichtstrahl zu einer diffusen, bleichen Wolke werden, der er die Klippe entlang nach oben folgte. Die Luft tröpfelte von seinen Lippen weg, und er zählte jetzt jeden Schlag seiner Flossen mit, überprüfte seine Tiefe auf dem Computer. Die dunkle Linie des Leitseils vor der fahlen Klippe mußte einfach zu finden sein, es sei denn, das Seil war am Loch selbst gerissen oder hatte sich von dem Felsen, an dem er es befestigt hatte, gelöst. Fünfzig Schläge mit den Flossen, sechzig...

Er konnte solange an der Klippenwand entlangschwimmen, bis er den Sauerstoff in seiner Lunge verbraucht hatte. Er konnte an die Oberfläche steigen und qualvoll an der Druckluftkrankheit sterben. Oder er konnte seinen Mund öffnen und wieder zur *Beau Belle* hinuntersinken. Irgendwo mußte das Ende des Seils sein. Durch den Druck der in seiner Nase gefangenen Luft traten seine Augen aus ihren Höhlen. Seine Lunge brannte. Zusammen mit dem verbrauchten Sauerstoff sickerte auch die Kraft aus seinen Beinen weg. Zwanzig Sekunden, dachte er. Zwanzig Sekunden Leben blieben ihm noch, und langsam begann er, innerlich zu zählen, um seine Angst zu kontrollieren. Achtzig Schläge seiner Flossen, neunzig. Mit aller

Macht preßte Trent seine Lippen zusammen, rang verzweifelt darum, seine Höhe zu halten. Dann sah er es. Das Ende des Seils. Unter ihm.

Er glitt hinunter, unterließ es jedoch, nach dem Seil zu schnappen, weil er befürchtete, es könne sich vom Fels losreißen. War es überhaupt noch daran befestigt? Der wachsende Druck preßte ihn wie eine Zahnpastatube zusammen. Als erstes sah er den Schlauch des Atemreglers. RUHIG BLEIBEN! schrie er innerlich. GANZ RUHIG!

Er nahm das Geschirr zunächst in die linke Hand, um sich des Tanks sicher zu sein, dann packte er den Schlauch und ließ seine Hand zum Regler hinuntergleiten. Er drückte mit dem Daumen auf das Ventil, um das Wasser aus dem Schlauch zu stoßen, und ramnte sich das Mundstück zwischen die Zähne. RUNTER! schrie er sich an. RUNTER in die Sicherheit größeren Drucks, in der die Stickstoffbläschen, die sich bereits in seinem Blut und in seinen Gelenken angesammelt hatten, zusammengepreßt würden. Nach unten, wo er sich entspannen, Atem schöpfen, seine Kraft wiedergewinnen und seine Nerven unter Kontrolle bringen konnte. Nach unten, wo er wieder dem Tauchcomputer gehorchen wollte.

Fünf Minuten auf einer Tiefe von fünfzehn Metern, dann hoch bis auf zwölf Meter. Er nahm das Leitseil und schwamm in Richtung Süden zum Haltetau der *Beau Belle*. Dann stieg er zum Rand des Blauen Loches auf, schnitt die Beine von seinem Taucheranzug ab und stopfte mit dem Griff seines Tauchermessers das Neopren unter das Haltetau, und zwar an der Stelle, an der sich dieses über die Kante spannte. Mit einem kurzen Stück des Leitseils band er das Neopren fest. Danach verstärkte er den zerfransten Abschnitt des Haltetaus mit einem doppelten Stück des Leitseils. Als der Computer ihm erlaubte, neben dem Schlauchboot wieder an die Wasseroberfläche zu kommen, waren insgesamt fünfundsechzig Minuten vergangen.

Eine sanfte Brise umschmeichelte sein Gesicht, als er die Taucherbrille hochschob.



Der von der Küste herüberwehende Geruch erstickte ihn fast, es war eine Mischung aus dem Geruch der Fahnen, Mangroven und dem trocknenden Salz der Schlickflächen, mit einem Hauch verrottender Blätter und Harz. Erschöpft ließ er das Geschirr von seinen Schultern gleiten und die Preßluftflasche hinabsinken. Sein Bleigurt folgte. Zweimal versuchte er, sich aus dem Wasser ins Schlauchboot zu ziehen, aber seine Schenkel hatten nicht mehr die Kraft dazu. Mit der Kante einer Flosse hebelte er die andere Flosse los, dann löste er die erste mit den Zehen. Die Schraubenabdeckung des Außenbordmotors diente ihm als Treppe, und über das Heck kletterte er schließlich ins Boot.

Leuchttürme wischten mit ihren gleißenden Lichtfingern über das Meer, im Osten stieg der Mond aus dem Wasser. Das sanfte Klatschen und Lecken der Wellen am Schlauchboot war wie Trommelschlag; die Brandung draußen am Riff toste in seinem Schädel. Eine von den Schlickflächen aufgeschreckte Möwe schrie, in der Ferne schob ein tuckernder Dieselmotor ein Fischerboot auf die offene See hinaus. Vor einer Kurve der Küstenstraße vergaß ein Lastwagenfahrer, zurückzuschalten.

Zur Zeit des Kalten Krieges hatte Trent auch ganz einfache Rollen übernommen, beispielsweise als Lastwagenfahrer für eine große Transportfirma. Die Guten fuhren auf der rechten Straßenseite, die Bösen auf der linken. Die Sonderabteilung hatte ihm gesagt, wohin er fahren mußte und was zu transportieren war. Er hatte immer pünktlich geliefert, so daß man ihm bald erlaubt hatte, seine eigene Fahrtstrecke zu wählen. Jetzt war er sich nicht mehr sicher, welche Richtung er einschlagen sollte.

Eine Weile beobachtete er die kubanische Küste und empfand fast ein wenig Neid gegenüber dem kubanischen Geheimdienst. Kalter Krieg hin oder her, für den kubanischen Geheimdienst blieb die USA mit ihrem Handelsembargo und ihrer Unterstützung für die Oligarchien und Militärdiktaturen der Feind, verantwortlich dafür, daß halb Südamerika für den größten Teil seiner Bevölkerung zu einer Hölle

geworden war.

Er dachte daran, wie leicht er aus Kuba hatte flüchten können, dachte an die Tonne Geld auf der *Beau Belle*, die hier einen Wert von umgerechnet dreizehn Millionen Dollar besaß. Er dachte an die beiden Neuseeländer und die Bahamer auf Lobos Cay, die deswegen ermordet worden waren. Dreizehn Millionen Dollar in Gold, das in einem genialen Versteck innerhalb der kubanischen Hoheitsgewässer ruhte.

Der Besitzer des Goldes mußte sich sehr sicher sein, es wiedergewinnen zu können. Aber was dann? Um diese Menge Gold auf die Bank zu bringen, war so gut wie überall auf der Welt die Mithilfe einer Regierung nötig. Dem Besitzer des Goldes mußte also etwas gehören, das einen politischen Wert besaß und das er gegen die Unterstützung seitens einer Regierung eintauschen konnte. Und es mußte einen so großen Wert haben, daß die Toten für immer ungerächt blieben. Den Besitzer des Goldes aufzuhalten, war ein gutes Ziel. Trent warf den Außenbordmotor an und fuhr am Riff entlang. Er suchte ein Versteck für die *Golden Girl*.

## 20

Der Leuchtturm von Lobos Cay lockte Trent über den Old Bahama Channel zurück. Bereits aus einer Entfernung von hundert Metern konnte er die große, spindeldürre Gestalt Skellys erkennen, die sich deutlich vor der weißgetünchten Wand der Beobachtungsstation abzeichnete. Er schwenkte das Schlauchboot zur Anlegestelle. Skelly machte die Bugleine fest und streckte Trent eine hilfreiche Hand entgegen, als dieser an Land kletterte.

»Vor ein paar Stunden hat die *Golden Girl* Andros erreicht«, berichtete Skelly. »Rocco erzählte den Behörden, Sie und seine Schwester seien von einem Tauchausflug am Rand des Riffs nicht mehr zurückgekommen. Wir sagten ihm, seine Schwester sei in Sicherheit, und Ihnen hätte man einen Schlag auf den Kopf verpaßt. Er schien

sich zu freuen.«

»Gut«, meinte Trent. Skelly führte ihn am Ellbogen zur Beobachtungsstation.

»Auf dem Ofen steht Muschelsuppe, und frisches Brot haben wir auch«, sagte Skelly. Zwei seiner Polizisten waren in der Küche, und er wies sie zur Tür. Trent drückte er auf einen Stuhl, schnitt etwas Brot ab, nahm eine Kelle und füllte ihm eine Schale mit Suppe.

Sie sahen sich über den Tisch hinweg an. Skelly wartete, doch Trent war sich nicht sicher, wieviel er ihm erzählen sollte. Der Löffel klapperte gegen den Tellerrand, als er zu essen versuchte. Verlegen zerkrümelte er das Brot und steckte sich einen kleinen Brocken in den Mund. Es war viel zu trocken und blieb ihm im Hals stecken.

Skelly goß ihm ein Glas Wasser ein und fragte: »Was ist geschehen?«

»Der Tauchgang war nicht so leicht, wie ich es mir erhofft hatte«, sagte Trent. »Ihre Preßluftflaschen habe ich unten gelassen.«

»Kein Problem.« Skelly holte aus dem anderen Raum eine Flasche Rum. Er goß Trent ein paar Fingerbreit in ein Wasserglas und schenkte sich selbst einen Kleinen ein, dann stießen sie mit den Gläsern an. »Zum Wohl!«

»Zum Wohl!« erwiderte Trent. Mit beiden Händen umspannte er das Glas. »Sie müssen ja völlig erschöpft sein«, meinte Skelly. »Einen großen Außenborder über eine so lange Zeit hinweg zu steuern, ist eine ungeheure Belastung für Hände und Handgelenke.«

»Das vermute ich auch«, meinte Trent. Er hob das Glas und nahm einen kleinen Schluck. Die Wärme explodierte in seinem Bauch.

Skelly stellte die Suppenschüssel zurück auf den Ofen, um sie wieder aufzuwärmen. Er setzte sich auf die Anrichte und wartete. Seine Füße berührten den Boden. Wenn man einmal von einem Basketballspieler absah, muß eine solche Größe ja mehr Nachteile als Vorteile mit sich bringen, dachte Trent. »Sie müssen sich ja ziemlich oft den Kopf stoßen«, meinte er.

Skelly lächelte. »Auch Sie haben gelernt, vorsichtig zu sein Mr. Trent.«

»Trent genügt.« Er zog den Reißverschluß seines Taucheranzugs auf und ließ die Pässe, die Tasche und das Päckchen mit dem gepreßten Pflanzenmaterial auf den Tisch fallen, entfernte die Plastikhülle und schob den Inhalt auseinander. Dann stupste er das geöffnete Päckchen über den Tisch und meinte: »Davon liegt ungefähr eine halbe Tonne auf der *Beau Belle*.«

Skelly reichte Trent die Suppe zurück, bevor er die Blätter untersuchte. Ein wenig überrascht sagte er: »Das ist irgendeine Grassorte ...«

»Sie meinen, so etwas wie Heu? Nichts, was man rauchen kann?«

»Nichts, was ich rauchen würde. Essen Sie, dann geht es Ihnen besser.« Skelly breitete die Pässe auseinander, so daß er die Namen lesen konnte: »William Hewett. William Green.«

»Und die Neuseeländer. Damit bleibt uns noch das vierte Besatzungsmitglied, nennen wir es doch einfach X«, meinte Trent. Das Szenario war ihm jetzt so klar, als hätte er es seit entworfen:

Hewett hatte nie gespart und kam jetzt in ein Alter, in dem es nicht mehr so einfach war, Jobs zu finden. Das Geld, um sich zur Ruhe zu setzen, fehlte ihm, und da kam X mit einem narrensicheren und risikofreien Vorschlag. X ließ sich Geld, um angolanisches Marihuana zu kaufen. In Wirklichkeit kauften sie jedoch damit Rohdiamanten und eine halbe Tonne in Plastikfolien eingeschweißtes Pferdefutter. Hewett war Sprengstoffexperte. Er hatte geplant, die *Beau Belle* nachts in kubanischen Hoheitsgewässern in die Luft zu sprengen. Die anderen Besatzungsmitglieder hatten mit dem Unternehmen nichts zu tun und würden in ihren Kojen ruhen. Er und X wollten mit dem Segeltender entkommen, die Diamanten verkaufen, von der Bildfläche verschwinden und als auf See vermißt gelten. Die Neuseeländer sollten eigentlich mit dem Beiboot flüchten und berichten, daß die Yacht durch kubanischen Beschuß versenkt worden sei.

Den Geldgebern gab man Fotos von der Verladung der Fracht und eine Probe

erstklassiges angolanisches Marihuana. Sie waren ohnehin Kriminelle, und Hewett konnte sich daher einreden, daß es moralisch gerechtfertigt war, sie zu betrügen. Kein Mensch würde in kubanische Hoheitsgewässer eindringen und nach der *Beau Belle* suchen, keiner würde zu Schaden kommen.

»Narrensicher, nur daß die Sprengladungen durch einen dummen Zufall zu früh hochgingen«, meinte Trent.

Skelly kippte den Inhalt der Segeltuchtasche auf den Tisch und zählte fünfundzwanzig kleine Steine. »Dafür ist ein Dutzend Männer getötet worden. Das ist widerlich, Mr. Trent, einfach widerlich!« Nur ein meisterhafter Schauspieler hätte Abscheu und Wut mit einer solchen Kraft und Lebendigkeit darstellen können.

Trent fuhr fort: »Doch Hewett wurde reingelegt. Man benutzte ihn als Kurier. Auf der *Beau Belle* befindet sich Gold im Wert von dreizehn Millionen Dollar.« Er beobachtete Skelly und sah den Schock in den Augen des Inspektors. Fast konnte er hören, wie seine Gedanken rasten. »Drogengelder aus Angola, das den Kubanern gehören muß«, meinte Skelly, und Trent nickte. Doch es gab auch noch die Leute, die bei den Kubanern mit den Goldbarren bezahlt hatten. Die amerikanische Mafia. Jetzt würde die Mafia keine Verwendung mehr für die Kubaner haben, daher konnte es gut sein, daß sie versuchte, sich das Gold wiederzuholen.

Skelly ging zum Fenster und schaute über den Old Bahama Channel nach Kuba hinüber. »Castro hat drei Generäle erschießen lassen, weil sie in den Drogenhandel verwickelt waren. Wahrscheinlich ist es deren Gold. Wer immer es geerbt hat, beabsichtigte, es eine Weile auf der *Beau Belle* ruhen zu lassen. Sehen Sie es auch so, Mr. Trent? Die *Beau Belle* ist aus Versehen gesunken und keiner wußte, wo. Also suchten sie sich einen Spürhund.« Immer noch zum Fenster gewandt, ergänzte er: »O'Brien hat Ihnen gesagt, wo die Yacht gesunken ist.«

Und Captain Pedro Gomez y Roig alias Pepito hatte Trent mit O'Brien in Kontakt gebracht. Für dreizehn Millionen konnte man sich einen guten Schutz erkaufen. Trent sagte: »Sie müssen auf meinem Schlauchboot und auf der *Golden Girl* Sender angebracht haben.« Er fragte sich, wer das getan hatte. Richard nicht, da war er sich sicher. Damit blieben noch Auria Rocco oder Marco. Auria hatte die 200 000 Dollar aufgebracht - und sie hatte Angst gehabt. Wahrscheinlich stand sie unter großem Druck. »Ich muß den Katamaran durchsuchen«, meinte er.

Roddy de Sanchez flog mit der Mexicana nach Cancun, Mexiko. Er stellte sich an der Unken von drei Schlangen an, die vor den drei Häuschen für die Paßkontrollen warteten. Der Einwanderungsbeamte warf einen flüchtigen Blick auf den Diplomatenpaß des Kubaners, schaute hoch, um Gesicht und Paßfoto miteinander zu vergleichen, ließ ein gefaltetes Touristenvisum zwischen die Seiten gleiten und winkte ihn weiter. Roddy nahm ein Taxi zum Strand und buchte ein Zimmer im Carib Mar Hotel. Oben auf seinem Zimmer las er die Anweisungen für das Treffen, die von seinem Kontaktmann vom mexikanischen Geheimdienst, Captain Pedro Gomez y Roig, auf die Rückseite des Visums geschrieben worden waren. Roddy und der Captain hatten bereits früher ein paarmal zusammengearbeitet, und der große Mexikaner war Roddys Schlüssel zu den USA ...

Roddy zog sich ein weißes T-Shirt an und unter seine roten Bade-Shorts einen Slip. Um zehn vor zwei schlenderte er zum Strand hinaus und bog nach links. Die Flut kam, und er trabte weiter auf dem nassen Sand. Um zwei Minuten vor zwei erreichte er den zweiten Eisstand vom Hotel aus gesehen. Dort blieb er stehen und schaute übers Meer. Um Punkt zwei Uhr lief er ins Wasser und schwamm in gerader Linie einhundert Meter hinaus.

Captain Pedro Gomez y Roig kreuzte mit einem offenen Tauchboot langsam zwischen Roddy und am Strand. Als er an Roddy vorbeikam, ließ er eine

Tauchmaske über Bord fallen. Roddy tauchte nach der Maske und streifte sich die Shorts und das T-Shirt herunter, bevor er wieder an die Oberfläche kam. Das Tauchboot kurvte in einem Bogen zu ihm zurück, und eine Hand von der Größe eines Hackklotzes hob ihn an Bord.

Auf die Bodenbretter hingestreckt, warf Roddy dem großen Mexikaner einen finsternen Blick zu und sagte: »Wer immer dieses Treffen geplant hat, der hat eine perverse Phantasie.«

Pepito grinste behäbig und fuhr behutsam einige hundert Meter weiter vom Strand weg, bevor er Vollgas gab. Parallel zur Küste rasten sie mit einer Geschwindigkeit von dreißig Knoten in südlicher Richtung dahin. Nach einer halben Stunde zog Pepito das Ruder herum, um sie wieder näher an Land zu bringen. Keine Häuser waren zu sehen, nur Palmen und silberner Strand ohne eine Fußspur. Pepito zeigte auf eine einzelne Gestalt, die im Schatten saß, und verlangsamte für einen Moment die Fahrt, während Roddy sich über die Seite des Bootes ins Wasser fallen ließ.

Der Amerikaner, Smith, hatte sich als Sitzgelegenheit ein Stück Treibholz gesucht. Er trug einen Anzug aus leichtem, krepptartigem Leinen und eine Brille mit Drahtgestell, durch die er gerade die Sportseiten des *Miami Herald* vom Tag zuvor studiert hatte. Sorgfältig klappte er seine Brille zusammen und legte sie in ein Metalletui zurück, das er in die Innentasche seiner Jacke gleiten ließ. »Schön, daß Sie mir wieder einmal einen Besuch abstatten«, meinte er mit einem freundlichen Lächeln und bot Roddy die Zeitung zum Sitzen an.

Roddy lehnte dankend ab, hockte sich hin und sagte: »Ich hoffe, sie konnten die Namen gebrauchen, die ich ihnen gegeben habe.«

»Sie sind überprüft worden«, sagte Smith. »Geht es hier um andere Namen, die etwas mit Drogen zu tun haben?«

»Richtige Prachtexemplare.« Roddy konnte kaum noch das Kielwasser von Pepito Gomez' Tauchboot ausmachen, das in südlicher Richtung davongefahren war.

»Wie weit sind wir von der Straße weg?« fragte er.

»Ungefähr zwei Meilen«, antwortete Smith. »Der große Mexikaner hat ein paar seiner Leute an der Kreuzung postiert. Seine Treffen sind immer bestens arrangiert. Manchmal sind sie ein wenig kompliziert, aber sie sind sicher, und darauf kommt es an. Wenn Washington herausfindet, daß ich auch nur auf der gleichen Straße wie Sie gegangen bin, werden sie meine Marke wollen. Und hier halten wir sozusagen auf dem Bürgersteig Händchen wie ein verliebtes Paar.«

»Der *paseo*, Senor Smith«, sagte Roddy. »Die Regeln sagen, zweimal um den Platz, und man ist offiziell so gut wie verlobt.«

Smith runzelte die Stirn. »Die Sache ist also nicht offiziell?«

»Nein«, sagte Roddy. Er wollte wieder daheim in Kuba sein, aber jetzt war es bereits zu spät. Der CIA würde sein Foto in den Akten haben, daher kannte Smith wahrscheinlich bereits seinen Namen. Wenn er es jetzt nicht tat, dann würde er es bei Sonnenuntergang tun. Aber noch zögerte er.

»Außer eine Kugel in den Kopf zu bekommen, ist nichts einfach«, meinte Smith. »Ich kann Sie natürlich darum bitten, mir Ihr Vertrauen zu schenken, aber das habe ich eigentlich jedesmal gesagt.«

Roddy mißtraute allen Gringos, und diesem Gringo mißtraute er noch mehr als den meisten anderen. Ruhig wie eine Spinne war er, und höflich. Sem Spanisch war ungewöhnlich flüssig, und er benutzte Redewendungen in Bereichen, in denen sich die meisten Gringos gar nicht auskannten. Außerdem waren die meisten Gringos laut, aufdringlich, ungehobelt, arrogant, rassistisch und so leicht zu durchschauen wie ein Verkehrsschild. Smith war da ganz anders. Roddy sagte: »Sie wissen, wer ich bin?«

»Rodrigo de Sanchez, Leutnant des Marinenachrichtendienstes, Sohn von Admiral Antonio Maria de Sanchez. Wenn Sie befördert werden wollen, werden Sie weniger Tennis spielen müssen. Das ist offiziell. Es steht in Ihrer Personalakte. Und Sie müssen ein wenig mehr darauf achten, wessen Frau Sie vögeln.« Smith zuckte mit



den Schultern und grinste. »Was haben Sie erwartet? Nur Narren glauben an Geheimnisse, Leutnant. So wie sich die Welt entwickelt, haben die Kreditkartengesellschaften wahrscheinlich mehr Daten über Sie als Ihre eigene Abteilung. Und wohlgemerkt sind die noch vertrauenswürdiger, denn sie wollen nur Ihr Geld und nicht Ihren Job.«

Roddy mußte unwillkürlich lachen. Smith fuhr fort: »Wie ich schon sagte: Passen Sie auf die Frauen und auf das Tennisspielen auf. Sie und ich könnten auf dem Weg zu einer nützlichen Beziehung sein, und mir ist es lieber, wenn Sie Karriere machen anstatt Mist zu bauen.«

»Ich muß mich abkühlen«, meinte Roddy und lief wieder zurück ins Meer. Als ihm das Wasser bis zur Brust ging, drehte er sich um und winkte den Amerikaner zu sich. Dieser zögerte, zog sich schließlich widerwillig bis auf eine Boxer-Shorts aus und gesellte sich dann zu Roddy. »Sie sind sehr vorsichtig, Leutnant.«

»Ich habe eine Allergie gegen Mikrofone«, meinte Roddy. Er drehte sich um, so daß sein Rücken dem Land zugewandt war, und schaufelte sich Wasser in beide Hände, das er beim Sprechen durch seine Finger tröpfeln ließ. »Ein halbes Dutzend höhere Offiziere der kubanischen Marine plant, sich mit einem Schiff in die USA abzusetzen, Senor Smith. Sie wünschen sich eine schriftliche und aus vier Punkten bestehende Garantie seitens Ihres Außenministeriums.«

Smiths Gesicht zeigte keine Regung. »Nennen Sie mir die Punkte.« Roddy blieb stumm, Smith zuckte die Schultern. »Okay, dann arrangiere ich ein Treffen. Hat die Sache einen bestimmten Zeitrahmen?«

»Einen knappen«, antwortete Roddy.

Der Polizeihubschrauber dröhnte über die *Golden Girl* hinweg, bevor er mit Trent auf South Andres landete. Ohne Hilfe des Schlauchboots und des Außenbordmotors hatte Marco den Katamaran mit dem Bug an die kurze Anlegestelle gebracht. Wo Trent zwei Anker gesetzt hätte, hatte er nur einen verwendet. Er hatte den Anker auch nicht mit einer Boje verbunden, wie Trent es sich in der Karibik angewöhnt

hatte. Klemmte sich der Anker nämlich unter einem Korallenstock fest, ließ er sich mit dem Bojenseil zur Seite ziehen.

Marco stürmte die Anlegestelle entlang, umarmte Trent Wie ein Bär und tanzte mit ihm herum. »Hey, Mann! Du bist ja ein richtig zäher Bursche!« Er hielt Trent ein Stück von sich weg, um ihm in die Augen sehen zu können. »Rettet mein Schwesterherz vor den Kommunisten! Ich stehe persönlich in deiner Schuld, Trent. Und Dad sagte, ich solle dir ausrichten, du könntest im besten italienischen Restaurant in Newport umsonst essen, und zwar dein ganzes Leben lang.«

Nachdem Marco seine Rede an den Mann gebracht hatte, packte er Auria und warf sie wie ein Weihnachtspäckchen in Trents Arme: »Biete dem heimkehrenden Kriegeshelden ein Willkommen!«

Auria riß sich los und schob Trent zur Seite. Rik Hewett stand ein wenig abseits und wartete darauf, daß man Notiz von ihm nahm. Trent fragte ihn: »Na, wie war die Rückreise?« »Ich war keine große Hilfe. Ich glaube, ich hatte etwas Falsches gegessen«, antwortete Rik.

»Ihm war hundeelend«, ergänzte Marco und gab Rik einen Klaps auf die Schulter. An Trent gewandt, meinte er: »Hör mal, tut mir leid, daß wir nicht da waren, um dich aufzunehmen. Ein kubanisches Patrouillenboot war uns auf den Fersen. Da konnten wir nichts machen.«

»Das habe ich auch schon vermutet«, meinte Trent. Er mußte mit Rik sprechen und bat Marco daher, sich um das Motorrad zu kümmern. »Ich würde gerne nach Nassau segeln, um die verlorengegangene Ausrüstung zu ersetzen.«

Dann spazierte er mit Rik die Anlegestelle hinunter und den Strand entlang bis zu einem Platz im Schatten einer Palme. Dort setzte er sich in den Sand. Rik wartete aufmerksam und sichtlich erleichtert darüber, daß Auria nicht dabei war. »Geht es Ihrem Magen jetzt wieder besser?« fragte Trent.

Rik antwortete, es sei alles wieder in Ordnung, und Trent fragte ihn, wann ihm eigentlich übel geworden sei.

Rik sagte, ihm wäre bereits ein wenig komisch gewesen, als Trent und Auria die Haltetaue ins Schlauchboot geworfen hätten. Eigentlich hätte er draußen an Deck bleiben und nach ihrer Abfahrt das Ruder übernehmen wollen. Marco hatte ihm einen Becher Suppe gebracht, aber das hatte nicht viel geholfen, sondern nur dazu geführt, daß er sich übergeben und in die Kojen gehen mußte. »Ich war ein paar Stunden bewußtlos«, sagte er.

»Sie sind nicht der erste, dem mal übel wird«, meinte Trent. »Übrigens könnten Sie sich auch setzen. Wir müssen nämlich miteinander reden. Ich fürchte, Ihr Vater ist tot.«

Rik setzte sich hin und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Stamm, die knöchigen Ellbogen auf die hochgezogenen Knie gestützt.

»Es war ein schneller Tod. Er hat nicht lange gelitten«, ergänzte Trent. »Im Maschinenraum gab es eine Explosion. So etwas passiert auf Yachten immer mal wieder. Wahrscheinlich hatte sich in der Bilge etwas Gas aus der Kombüse angesammelt. Der Herd und die Kühlbox liefen auf Butan.«

Rik nickte. Die Haut über seiner Nasenwurzel und an seinen Backenknochen war ganz weiß geworden, seine Knöchel ebenfalls.

»Mein Vater hat sich erschossen«, sagte Trent. »Geldprobleme.«

»Tut mir leid«, murmelte Rik. Er blickte zu Trent hinüber, und Trent meinte: »Ich weiß gar nicht, warum ich Ihnen das erzählt habe. Vermutlich haben wir beide ein ähnliches Schicksal.«

»Ist schon in Ordnung.« Rik beobachtete das Meer, als wäre es ein Bildschirm, auf dem seine Gedanken und Erinnerungen sichtbar wurden. Vielleicht zehn Minuten später meinte er dann ruhig: »Er war wirklich ein feiner Kerl. Nicht unbedingt besonders ehrlich, wenn meine Vermutungen zutreffen. Ein bißchen gedankenlos. Irgendwie im Alter so Anfang Zwanzig stecken geblieben. Doch er war ein feiner Kerl. Ich meine, ich liebte ihn. Trotz allem, wissen Sie?« Er schaute zu Trent hinüber. »Was ist mit den anderen Männern?«

»Die Neuseeländer kamen ebenfalls ums Leben. Den vierten Mann konnte ich nicht finden.«

Rik nahm eine Handvoll Sand hoch und schaute zu, wie er ihm durch die Finger rieselte. Als die Hand wieder leer war, fragte er: »Hat er irgend etwas angestellt? Etwas Illegales?«

»Nichts von Bedeutung«, meinte Trent.

»Davor hatte ich immer Angst. Er konnte nicht gut mit Geld umgehen. Solange ihm genügend Jobs angeboten wurden, war das ja in Ordnung. Er war auch nicht besonders schlau, daher hätte man ihn wahrscheinlich sowieso erwischt. Das Gefängnis hätte er gehaßt. In Gefangenschaft zu geraten, muß für die Phantasie sehr schlimm sein, und ich glaube, er hat einen Großteil seiner Zeit in einer Phantasiewelt gelebt.«

»In einer Phantasiewelt?« hakte Trent nach.

Rik nickte. »Seinen Worten nach hatte er die Vorstellung, daß alles immer besser würde - Jobs, Frauen.«

Trent stand auf und ging zum Münzfernsprecher hinüber. Als erstes rief er bei O'Brien an. Man teilte ihm mit, der DEA-Agent sei bis zum folgenden Tag unterwegs. Als nächstes wählte er eine Nummer in Cancun, Mexiko. Es war ihm gleichgültig, ob die Leitung abgehört wurde oder nicht. Ein bißchen Bewegung in die Sache zu bringen, konnte nicht schaden. Pedro Gomez y Roig meldete sich. Trent sagte: »Keine Fragen, Pepito! Du bist doch ein Fischer und verstehst dich aufs Tauchen. Nimm dir eine Woche frei und flieg nach Nassau.«

Dann ging er zur Anlegestelle zurück. Auria kam ihm entgegen. Sie war genauso wütend wie am Tag zuvor, als er vom Hubschrauber im Meer neben dem Dory abgesetzt worden war. Sie anzulügen, widerstrebte ihm. Er glaubte, daß schon genug Lügen zwischen ihnen standen und dachte daran, sie einfach zu fragen, wer die 200 000 Dollar aufgebracht hatte. Doch sie hätte ihm nur geantwortet, daß ihn das nichts angehe, oder daß das Geld ihr gehören würde. Er wollte ihr

erklären, daß in Rik mehr steckte, als sie zu denken schien, aber schließlich sagte er nur: »Riks Vater ist auf der *Beau Belle* umgekommen.«

»Oh«, stieß sie hervor. Nach einer Pause wollte sie wissen: »Was hast du mir sonst noch verschwiegen?«

»Nicht viel. Ich hielt es für das Beste, wenn ich es bin, der es Rik sagt«, meinte Trent.

## 21

Roddys Anweisungen kamen in einem in Geschenkpapier eingewickelten Päckchen aus dem Laden vor dem Hoteleingang und steckten zwischen zwei weißen Tennishemden. Das Treffen war für zwanzig Minuten nach Mitternacht angesetzt. Roddy versuchte, möglichst unschlüssig zu wirken, als er sich seinen Weg durch die nächtliche Menge auf dem Gehsteig bahnte. Als erstes entschied er sich, das Cafe Presidente aufzusuchen, wo er an der Bar einen Cuba libre trank. Dann verschwand er in verschiedenen Discos, ohne irgendwo zu bleiben, und entschloß sich schließlich für die Disco Boom. Bereits halbtot vom dröhnenden Hämmern der vielen Lautsprecher, verlangte er an der Bar nach einem zweiten Cuba libre und begnügte sich damit, während er die Menschen auf der Tanzfläche beobachtete.

Eine Blondine mit hautengem T-Shirt und aufdringlichem Make-up um die Augen tanzte sich an ihn heran. Die Aufschrift auf ihrem T-Shirt warb für einen Tennisclub in Florida. Das Mädchen befühlte Roddys Bizeps und rief ihm ins Ohr, daß er wie ein Tennisspieler aussehe. Am liebsten hätte er ihr einen Schlag in die Magengrube verpaßt oder Smith vermöbelt.

Eine Weile tanzten sie miteinander, dann führte sie ihn auf den Gehsteig hinaus, legte ihm ihre Hände auf die Wangen, küßte ihn und flüsterte ihm so laut in die Ohren, daß der Türsteher und etliche Taxifahrer in der Nähe es mithören

konnten - sie hätte eine Suite im Hyatt Cancun Caribe; es würde also an der Rezeption keinen Ärger geben.

Im Hotel stolzierte sie zur Concierge, als sei sie die Besitzerin des Hauses. Die Concierge sprach die Frau mit Senorita Baugarden an und warnte sie davor, daß kurz nach Mitternacht ihr Vater eingetroffen sei. Die Blonde fluchte und zögerte kurz. Dann meinte sie: »Ach, zum Teufel!«, nahm ihre Schlüssel und ging Roddy zum Fahrstuhl voraus.

Sie hielt einen Finger an die Lippen, als sie den Schlüssel ins Schloß steckte, zerrte Roddy ins Zimmer, schloß die Tür, so daß sie im Dunkeln standen, und küßte ihn wieder. Roddy hoffte nur, daß sie auch die Richtige war. Endlich tastete sie nach dem Lichtschalter und öffnete die Verbindungstür zu einem großen Salon. In einem gestreiften Leinenanzug von der Stange stand Smith an den Glasschiebetüren, die den Blick auf die Terrasse freigaben. Er wirkte frustriert und wütend, als wäre er kurz davor, auf jemanden einzuschlagen.

Ein schlanker jüngerer Mann in einem grauen Maßanzug, einem blauen Hemd und blankpolierten englischen Halbschuhen hatte es sich in einem Sessel bequem gemacht und die Füße auf einen Couchtisch gelegt. Smith stellte den jungen Mann als Mr. Jones und Roddy als Senor Mendez vor. Jones sagte: »*Buenos noches y bienvenido, Senor.*« Wie seine Kleidung war auch sein Lispeln das eines Madrilenos aus der Oberklasse und ein wenig zu perfekt. Smith machte grunzend seinem Widerwillen Luft und kam zu Roddy herüber, um ihn abzutasten, während Jones zur Tür ins zweite Schlafzimmer ging und leise dagegen klopfte.

Ein kräftig gebauter Mann Mitte Sechzig kam heraus. Sein dichtes graues Haar war ungekämmt; über seinem Hemd und seinen mit einem Monogramm versehenen Samtpantoffeln trug er einen Bademantel aus Kaschmirwolle. Er musterte Roddy mit einem gewissen Interesse, dann blickte er zu Smith hinüber, der die Schultern zuckte und meinte: »Das ist er, Baugarden. Er ist sauber.«

»Baugarden«, wiederholte der ältere Mann. Entweder rief er sich ins Gedächtnis

zurück, wie sein Name war, oder er stellte sich Roddy vor.

Hinter Roddy meldete sich das Mädchen. »Ich bleibe noch wach, Sir, und warte auf ihn, dann kann er durch mein Zimmer hinausgehen.«

Baugarden entließ sie mit einem Nicken und fragte Roddy, ob man ihm bereits einen Drink angeboten habe.

»Er ist gerade angekommen«, informierte ihn Jones.

Auf das Tablett mit den Drinks auf dem Sideboard deutend, meinte Baugarden:

»Bedienen Sie sich. Ich nehme einen kleinen Whisky.« An Smith gewandt, sagte er:

»Du solltest besser gut zuhören, immerhin hast du das Ganze eingefädelt.«

Ein mißgelauntes, einsilbiges Grunzen war alles, was Smith als Antwort von sich gab; mit dem Finger schob er die Vorhänge auseinander, um auf den Strand hinunterschauen zu können.

Baugarden schaltete zunächst den Fernseher und ein tragbares Radio an und setzte sich dann an den kleinen runden Eßtisch. Jones hastete mit einer ledernen Schreibmappe herbei, öffnete sie und legte sie vor seinem Chef hin.

Roddy reichte ihm einen Whisky, Baugarden dankte mit einem Nicken. »Die Suite ist nach Abhörgeräten durchsucht worden, Leutnant, und das Radio ist so konstruiert, daß es nur Störgeräusche überträgt. Wir können uns aber auch unter die Dusche setzen, wenn Sie sich dann wohler fühlen.«

Der gegenwärtige Ort der Unterredung war Roddy recht.

Baugarden wies auf einen Stuhl auf der anderen Seite des Tisches. »Sie wissen, wer ich bin, Leutnant?«

Roddy nickte. Unter einem anderen Namen war Baugarden der Mann gewesen, an den sich der Stellvertreter des für Lateinamerika verantwortlichen Staatssekretärs bei Konferenzen wendete, um über Flüsterpropaganda an zusätzliche Informationen heranzukommen. Baugarden lehnte sich in seinem Stuhl zurück, hielt die Hände hinter dem Kopf gefaltet und musterte Roddy unter gesenkten Lidern hervor.

»Smith sagt, Ihr Vater wolle überwechseln. Möglicherweise noch andere?«

»Der Admiral, zwei Flaggschiffkommandanten, ein Fregattenkapitän, zweiunddreißig Unteroffiziere und Mannschaften«, antwortete Roddy.

Baugarden lächelte. »Sie haben sich selbst vergessen, Leutnant.«

Roddy zuckte die Schultern. Er war nicht gekommen, um irgendwelche Spielchen zu spielen. »Vor dem Überlaufen möchte Admiral de Sanchez eine schriftliche, aus vier Punkten bestehende Garantie.«

Baugarden entnahm seiner Schreibmappe einen Füller mit Goldkappe. »Die wären?«

So langsam, daß der Amerikaner genügend Zeit hatte, die Punkte niederzuschreiben, zählte Roddy auf: »Erstens: Die US-Regierung wird den Admiral und alle Mitglieder seiner Gruppe als politische Flüchtlinge anerkennen. Zweitens: Die US-Regierung wird alle Gelder und Wertsachen, die durch den Admiral und die Mitglieder seiner Gruppe aus Kuba herausgebracht werden, für rechtmäßig erklären. Drittens: Die US-Regierung wird dabei behilflich sein, diese Gelder und Wertsachen auf einer Bank zu deponieren. Viertens: Die US-Regierung garantiert, bezüglich irgendeiner vor dem Überlaufen stattgefundenen Handlung weder gegen den Admiral noch gegen jemanden aus seiner Gruppe irgendwelche Nachforschungen anzustellen oder gerichtliche Schritte einzuleiten.«

Baugarden runzelte die Stirn über das empörte Grunzen, das diese Worte dem an der Terrassentür stehenden Smith entlockten. Als er mit dem Schreiben fertig war, legte er seinen Füller wieder in die Schreibmappe zurück und las die Punkte noch einmal durch. Offensichtlich benötigte er Zeit zum Nachdenken. Mit dem Finger tippte er gegen die Unterkante des Blattes und lachte leise in sich hinein. Dann blickte er zu Roddy hoch. »Wenn man es nicht besser wüßte, würde man vermuten, Ihr Vater hätte eine Bank ausgeraubt. Von wem erwarten Sie eigentlich, daß er dieses sagenhafte Schriftstück unterzeichnet? Von Gott?«



Jones kicherte, Baugarden warf ihm einen wütenden Blick zu.

»Der Stellvertreter des Staatssekretärs wird es schon tun«, meinte Roddy. Sein Vater verlangte, daß Kopien des Dokumentes bei einem kubanischen Bankier in Miami hinterlegt werden sollten, dem eine spanische Fernsehstation gehörte, ferner bei einem kubanischen Monsignore eines Bistums und einem spanischstämmigen Senator in Florida.

»Intelligent und umfassend.« Baugarden rollte sein Whiskyglas zwischen seinen Handflächen hin und her, als er Roddy einen prüfenden Blick zuwarf. »Ein Admiral, zwei Flaggschiffkommandanten, ein Fregattenkapitän, ein Schiff der Marine und möglicherweise ein Leutnant. Für die Regierungspropaganda bedeutet das ein riesiges Desaster. Beim gegenwärtigen Zustand der kubanischen Wirtschaft könnte es sogar ausreichen, um Castro zu Fall zu bringen. Was meinen Sie, Leutnant? Denken Sie, daß er es überleben könnte?«

»Mir geht es hier um die Belange meines Vaters«, sagte Roddy.

»Herrgott! Wer sind Sie denn? Der letzte Rechtgläubige?«

Jones kicherte erneut; Smith wandte sich vom Fenster ab. Roddy schaute hoch, und ihre Blicke trafen sich. Er spürte, daß Smith hoffte, er würde seine Fassung verlieren und die Sache dadurch platzen lassen. Fast körperlich konnte er die Wut des DEA-Agenten spüren, seine Frustration darüber, die Situation nicht kontrollieren zu können und zu einem Lakai reduziert zu werden.

»Senor Smith wird Ihnen gesagt haben, daß ich nur stümperhaft Tennis spiele, Senor«, sagte Roddy.

»Und als Nebenbeschäftigung Ehen brechen«, ergänzte Smith.

Roddy lächelte. »Si, Senor, das stimmt.« Er stand vom Tisch auf, trug sein Glas zum Tablett mit den Drinks hinüber, drehte sich zu Baugarden um und sagte: »Wenn Sie erlauben, Senor.«

»Bitte, bedienen Sie sich!« Baugarden blickte Smith an. »Ich möchte, daß die Sache

läuft, Pat. Sobald Sie anfangen, den Ablauf zu stören, enden Sie ohne Pension an einem Strand in Patagonien, das verspreche ich Ihnen. Pfeifen Sie also besser Ihre Hunde zurück!« Zu Roddy sagte er: »Die Dokumente werden morgen abend in Miami sein, Leutnant.«

Roddy verbeugte sich kaum merklich. »Ich werde den Admiral informieren, Senor. Wenn Sie jetzt erlauben...«

»Sicher, gehen Sie nur!«

Roddy bedankte sich bei Smith für dessen Hilfe und ging. Auf halbem Weg zu der Tür, die zum Schlafzimmer des Mädchens führte, begann sein Magen sich zusammenzukrampfen, doch er ging in langsamem Schlenderschritt weiter.

Das Mädchen hatte geduscht und sich die Haare gewaschen, saß in ein Badetuch gewickelt in einem Sessel und schaute sich ein Programm im Kabelfernsehen an. Sie schaute auf und sagte: »High!« Als Roddy die Tür verriegelte, lächelte sie.

Er sagte: »Ich muß mal das Badezimmer benutzen. Ich fühle mich nicht besonders gut.«

Pepito sollte um zwölf Uhr mittags in Nassau landen; anderthalb Stunden vorher brachte Trent die *Golden Girl* in die Marina auf New Providence Island. Er bat Marco und Rik, die BMW an Land zu schwenken, und trottete über die hölzerne Anlegestelle zum Büro der Marina. Gerade hatte er die Hälfte der Formulare ausgefüllt, als ein junger Amerikaner in einem sauberen blauen Anzug und mit randloser Brille das Büro betrat. Trent beendete seine Schreibarbeit, und der Amerikaner folgte ihm nach draußen. Der Anzug war eine zu gelungene Maßanfertigung, als daß der Mann ein Mormone bei der Missionsarbeit hätte sein können, doch er verströmte denselben Ernst.

»Trent?«

»Trent«, bejahte Trent.

Der junge Amerikaner sagte, er sei von der Botschaft.

Trent fragte ihn, von welcher Botschaft, was den Amerikaner sichtlich verwirrte.  
»Der US-Botschaft natürlich.« Reste eines Akzents von der Westküste klangen bei ihm durch, die vom Schulenglisch der Ostküste überlagert wurden, das er aufgeschnappt hatte, nachdem er seinen Eltern, einem Lehrerehepaar, entkommen war. Auch seinen Sinn für Humor hatte er hinter sich gelassen; wenn man in der Mittagshitze mit einem Anzug herumlaufen mußte, verging einem der vielleicht aber auch. »Mr. O'Brien ist für zwei Tage unterwegs, Mr. Trent. Sie sollen hierbleiben, bis er wieder zurückkommt. Mr. O'Brien sagte, ich solle Ihnen ausrichten, daß es sich dabei um einen Befehl handelt.« Er war alles losgeworden, schien aber immer noch fest entschlossen, Trent zu beeindrucken. »Haben Sie begriffen?«

Trent sagte: »Ja.«

Wieder auf der *Golden Girl* zurück, schrieb er auf, was er noch an Vorräten und Ausrüstung brauchte, wenn sie ein weiteres Mal tauchen würden, und gab Marco den Zettel. Auria fragte, wann er vorhabe, loszusegeln, und er teilte ihr mit, er habe von einem offiziellen Vertreter der US-Botschaft die Anordnung erhalten, im Hafen zu bleiben. »Wahrscheinlich wollen sie, daß ich mich noch zu den Morden auf Lobos Cay äußere.«

Captain Pedro Gomez y Roig trottete durch die Zoll- und Paßkontrollen, eine blaue Tauchertasche aus Nylon über eine seiner wuchtigen Schultern geschwungen. Er wirkte ein wenig betrunken oder ein wenig einfältig, doch sowohl das als auch sein seliges Lächeln gehörten zum festen Inventar. Für heute hatte er sich außerdem in jemanden verwandelt, der es darauf anlegte, mit Bartstoppeln durch die Gegend zu laufen; auch seine Haare waren nicht gebürstet. Bleichmittel hatten fast die ganze Farbe aus seiner Hose aus gelbbraunem Körperstoff herausgezogen, die Sohlen seiner Sandalen waren aus einem alten Autoreifen zurechtgeschnitten

worden. »Erdarbeiten und Co.« prangte in großen weißen Buchstaben auf der Brust seines scharlachroten T-Shirts, von dem jemand die Arme abgetrennt hatte. Er umarmte Trent und dröhnte los: »*Hola Señor Jefe*, bist ein guter Mann, mir einen Job zu geben!« Dann beschenkte er Trent mit dem Rest einer Flasche Tequila und schien sich sehr über alles zu freuen.

Trent scheuchte ihn hinaus auf den Parkplatz.

Sie waren die halbe Hauptstraße entlanggefahren, als Trent Auria entdeckte, die ihm auf dem Gehsteig entgegenkam. Beinahe hätte er gewinkt, aber ein Lieferwagen fuhr vom Bordstein aus an, und er mußte bremsen und ein Ausweichmanöver machen. Auria ging vorbei, ohne die BMW zu erkennen oder sie auch nur wahrzunehmen. Anstatt hinter ihr herzurufen, sagte Trent zu Pepito: »Hier mußt du absteigen!« Dann sagte er ihm, wohin er gehen solle. Er ließ Auria einen deutlichen Vorsprung, bevor er drehte und hinter ihr herfuhr. Von der anderen Straßenseite aus hatte er einen weiten Bereich im Blickfeld, so daß er es sich leisten konnte, ein gutes Stück hinter ihr zurückzubleiben. Im ersten Gang dahinschleichend tat er so, als ob er die Schaufenster absuchen würde. Auf den Gehsteigen drängten sich die Touristen. Ungeübt im Müßiggang und sich auf ausländischem Boden unsicher fühlend, hatte die Art, wie sie in kleinen Gruppen herumspazierten, etwas Zielloses. Die Nordamerikaner waren besser gekleidet als die Briten; ihre von der Sonne gebräunte Gesichtshaut war weniger rötlich, da sie die Ferienzeitschriften genauer studierten, in denen Hautärzte vor Hautkrebs warnten und Sonnencreme und Sonnenmilch empfahlen. Im Vergleich zu den Touristen hatten die Bahamer alle etwas zu tun, und wenn das auch nur daraus bestand, in ihrem Bezirk eine Runde zu drehen. Sie hatten Freunde, die sie grüßen konnten, Geschäfte, um die sie sich kümmern mußten, richtige Einkaufslisten.

Auria bog in eine Seitenstraße; es war eine Einbahnstraße, in die ihr Trent nicht folgen konnte. Er beschleunigte und erreichte die Ecke gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie sie einen prüfenden Blick auf ihre Armbanduhr warf und dann ein

Restaurant mit einem rosaroten Neonhummer über der Tür, dessen Augen Aufmerksamkeit heischend blinkten, betrat. Er umrundete den Häuserblock, fand den Kücheneingang, parkte das Motorrad und nahm seinen Helm ab. Bevor er seinen Kopf durch die Tür steckte, klopfte er. Die Zwanzig-Dollar-Note hatte er griffbereit.

Ein dünner bahamischer Koch mit weißer Mütze und weißer Schürze schaute vom Bratfisch über dem offenen Grill auf. Zwei alte Männer, für die der durch den Tourismus entstandene Wohlstand zu spät gekommen war, wuschen an einem doppelten Spülbecken das Geschirr ab und wurden von einer fetten Frau herumkommandiert.

»Ich glaube, meine Freundin ist da drin«, sagte Trent zu der Frau. Er legte alles in sein Lächeln, gab ihr damit zu verstehen, daß er sie für den Ursprung der Macht hielt. Mehr noch: Sie war eine richtige Frau von Welt, eine Frau, die begreifen würde, worum es ging. »Ich bin mit dem Motorrad da, kann ich mal einen Blick hineinwerfen?«

Die Zwanzig-Dollar-Note verschwand in der Vordertasche ihrer gestärkten Schürze. »Nur keine Hemmungen«, meinte sie. Zum Koch gewandt, drohte sie: »Bobby Boy, wenn du den Fisch anbrennen läßt, versohle ich dir den Hintern!«

Ein Kellner kam mit langsamer Würde durch die Doppeltüren und beschleunigte plötzlich seinen Schritt, um den zuschwingenden Türflügeln zu entgehen. Doch Trent hatte Auria und ihren Gefährten bereits gesehen. Es reichte. »Verdammt«, sagte er und grinste die Frau an, als er sich wieder zurückzog. »Sie ist mit ihrem Mann da.«

»Sei bloß vorsichtig, sonst ist es bald um deinen weißen Arsch geschehen!« warnte die Frau.

Trent fuhr zwei Häuserblocks von der Hauptstraße weg, bevor er langsamer wurde und sein Motorrad an einer Ecke abstellte, von der aus er den Eingang zum Restaurant einsehen konnte. Fast im gleichen Moment tauchte Auria wieder

auf. Entweder hatte sie nicht zum Mittagessen bleiben wollen oder war nicht dazu eingeladen worden. Eine Stunde später fuhr ein leeres Taxi vor den Eingang. Aurias Begleiter kam heraus, und ein Kellner eilte hinter ihm her, um ihm die Tür zum Taxi aufzuhalten. Der Mann gab also gute Trinkgelder. Trent schätzte ihn auf Ende Dreißig. Er war frisch rasiert und wie Auria wahrscheinlich italienisch-amerikanischer Abstammung. Trent verfolgte das Taxi und veränderte dabei unablässig die Distanz zwischen ihnen. Der Fahrer fuhr zur Stadt hinaus, Trent blieb hinter einem Lastwagen zurück und entspannte sich.

Vor dem weißen Wachhäuschen am Eingang des Privatgeländes, auf dem auch Rogerton-Smithe sein Haus hatte, bremste der Taxifahrer. Trent fuhr an der Zufahrt vorbei, behielt dabei aber im Rückspiegel das Taxi im Auge. Als die Wache den gestreiften Schlagbaum hob, um das Taxi hindurchzulassen, wendete er. Bei seinem Eintreffen an der Schranke war das Taxi noch zu sehen. Trent trug einen Helm, es war also unmöglich, daß man ihn wiedererkannte. Außerdem stand jetzt ein anderer Wachmann an der Schranke wie bei seinem letzten Besuch. Trent zeigte ihm eine Zehn-Dollar-Note. »Ich besitze eine Yacht und suche für einige Monate einen Liegeplatz für sie. Deswegen würde ich gerne im Büro der Marina vorsprechen.«

Schiffe bedeuteten große Trinkgelder, und die Wache grinste, als sie die Banknote entgegennahm. »Jawohl, Sir! Schöne Maschine! Fahren Sie geradeaus durch. Zur Marina nehmen Sie die erste Abzweigung links hinter dem Golfclub.«

Trent fuhr an der Abzweigung vorbei und bremste an einer leichten Steigung, von der aus er über den Fairway hinwegblicken konnte. Das Taxi hatte neben einer Hochgeschwindigkeitsyacht angehalten. Die Fahne konnte Trent nicht ausmachen. Unter dem Sonnensegel, das das Achterdeck beschattete, zählte er vier Männer in knielangen Shorts, Sporthermd und Turnschuhen. Sie waren zu weit von Trent entfernt, als daß er Einzelheiten hätte erkennen können. Keiner von ihnen schien es eilig zu haben; zwei standen auf, als der Mann, mit dem sich Auria getroffen

hatte, das Fallreep auf der Landseite hochkam. Der größere der beiden Männer folgte ihm durch eine Schiebetür in den Salon.

Trent dachte über Auria nach. Er war sich sicher, daß sie unter Zwang handelte, war aber unschlüssig, was er jetzt tun sollte. Schließlich stellte er den Motor wieder an und fuhr mit der BMW weiter bis hinter den Golfplatz. Er bog in die Einfahrt zum Haus Rogerton-Smithes, stellte das Motorrad rechts vom Gebäude im Schatten des Hauses an der Garage ab, ließ seinen Helm auf dem Sattel zurück und klingelte. Robert öffnete ihm die Tür. Der junge Bahamer war mit einer Badehose und einem kurzen weißen Bademantel bekleidet und war barfuß. Zum Armreif war ein dünnes Goldkettchen mit einem einfachen Kruzifix hinzugekommen. Nichts Auffälliges - Rogerton-Smithe bewies guten Geschmack.

»Hallo«, sagte Trent. »Ich war zwei Wochen auf See und wollte gerade einen Spaziergang am Golfplatz machen. Schönes grünes Gras dort.«

Robert war einer Panik nahe. »Tut mir leid, aber Mr. Rogerton-Smithe ruht gerade. Es geht ihm nicht besonders gut.«

»Dann dürfen wir ihn auch nicht stören. Ich habe an der Garage geparkt.«

Robert kam zwei Stufen herunter, und sein Gesicht hellte sich auf, als er die große, scharlachrote BMW sah. Trent fragte ihn, ob er einen Motorradführerschein habe und verfolgte seinen kurzen Kampf gegen die Versuchung. Dann führte ihn Robert in ein zusätzliches Schlafzimmer und brachte Trent von einem früheren Gast liegengelassene Shorts und ein T-Shirt, sowie einen Tropenhut mit breiter Krempe, der die rasierte Vorderseite seines Schädels schützte.

»Fahr langsam«, warnte Trent. »Und bleib innerhalb der Anlage!«

Bis zur Hüfte nackt, ließ Trent sein Messer aus der Scheide gleiten, um die Klinge von Schweißspuren zu reinigen. Er hörte, wie die BMW mit einem schnurrenden Geräusch die Auffahrt hinunterfuhr. Kurz darauf öffnete sich die Tür. Rogerton-Smithe sah als erstes das Messer, dann die Narben und die frischen Verbände. Er zeigte keinerlei für Trent erkennbare Anzeichen von Angst, aber an den dunklen,

veilchenblauen Augen ließen sich ohnehin nur schwer irgendwelche Regungen ablesen. Trotz der Klimaanlage schwitzte der Versicherungsagent.

Trent ließ das Messer wieder zurück in die Scheide gleiten und erklärte, er habe einen Spaziergang machen wollen, ohne von aufdringlichen Händlern belästigt zu werden. »Robert war so freundlich, mir einige Kleidungsstücke zu leihen. Er fährt gerade mit meiner BMW spazieren.«

Jetzt kam die Angst. »Ein Motorrad? Verdammt, Mr. Trent, das war aber nicht richtig!« Rogerton-Smithe blickte auf den Tropenhut auf dem Bett. »Und Robert hat Ihnen auch noch seinen Lieblingshut geliehen.«

Obwohl die Verbindung etwas unklar war, sagte Trent: »Ich bin sicher, daß ihm nichts zustößt.« Er zog sich das T-Shirt über den Kopf, strich sich den Rest seiner Haare glatt und richtete die breite Krempe des Hutes so aus, daß sie sein Gesicht beschattete. Dann überprüfte er sein Äußeres im Spiegel und schaute Rogerton-Smithes Spiegelbild an. Ihre Blicke trafen sich. »Ich habe die *Beau Belle* gefunden«, sagte Trent. Er setzte seine Sonnenbrille auf. »Bis gleich. Für eine Stunde bin ich unterwegs.«

An der Marina kaufte sich Trent die letzte Ausgabe des *Yachting Monthly* und suchte sich in einem Cafe direkt an der Anlegestelle im Schatten einer Markise einen Tisch. Die Yacht war über achtzehn Meter lang und fuhr unter honduranischer Flagge, so daß die Besitzer in den USA keine Steuern zahlen mußten. Das Ruderhaus lag vorne auf dem Salondeck, darüber sah man zwei Suchscheinwerfer. Der große Mast hinter der Brücke war mit einer Radarkuppel und drei Antennen bestückt; dahinter ruhte ein knapp fünf Meter langes Rennboot in seiner Halterung, ein zweites Boot hing an einem Bordkran an der Gilling. Der mittschiffs gelegene Maschinenraum mit seinen großen Ventilatoren unterteilte die Kabinen in einen vorderen und hinteren Teil, unter dem Achterdeck befand sich vermutlich die Privatkabine des Besitzers und wahrscheinlich noch eine zweite Kabine. Ein festangebrachtes aluminiumbeschichtetes Sonnensegel



beschattete das Achterdeck.

Unter diesem Sonnensegel hatten es sich vier Männer in Korbsesseln bequem gemacht. Einer von ihnen war blondhaarig und trug einen weißen Overall - wahrscheinlich der Mechaniker. Der Mann aus dem Restaurant und der große Mann, der ihm in den Salon gefolgt war, waren nirgends zu sehen. An Bord der Yacht befanden sich also mindestens sechs Personen. Abgesehen von den glattrasierten Gesichtern fielen die Männer durch nichts auf. Etliche Amerikaner zogen es im Urlaub vor, sich nicht zu rasieren, und bei den Yachtbesatzungen kam das besonders häufig vor; erst unrasiert fühlten sie sich als richtige Männer, die sich von der Variante Mann im Büro unterschieden, und wenn auch nur vorübergehend. Außerdem hatten sie keine Frauen dabei.

Trent bat den Barkeeper um einen Kugelschreiber und malte auf die Innenseite des Yacht-Magazins eine Skizze mit dem kubanischen Riff und den angrenzenden Inselchen. Dann schlenderte er zum Golfplatz zurück. Sein Motorrad stand wieder auf seinem Platz im Schatten. Trent klingelte, Robert kam zur Tür und bedankte sich überschwenglich für die Fahrt. Er war mit sich zufrieden; wenn es also einen Streit mit Rogerton-Smithe gegeben hatte, war er als Sieger daraus hervorgegangen. Trent hielt Rogerton-Smithe jedoch für einen viel zu großen Pragmatiker, um den jungen Mann auszuschimpfen.

Robert führte ihn nach draußen zum Swimmingpool und ging wieder ins Haus zurück, um Drinks zu besorgen. Rogerton-Smithe lag auf einer Sonnenliege; sein Kopf ruhte auf einem Kissen. Obwohl es gar nicht so heiß war, schwitzte er immer noch. Ohne Trent anzuschauen, sagte er: »Setzen Sie sich. Vielleicht war ich eben ein bißchen kurz angebunden. Aber mein älterer Bruder kam bei einem Motorradunfall ums Leben, und ich mochte ihn sehr.«

»Tut mir leid.«

»Es ist schon eine ganze Weile her. Wenn man älter wird, läßt man sich in wachsendem Maß dazu verleiten, den Jüngeren seine Erfahrungen aufzubürden.«

Er drehte den Kopf auf dem Kissen herum, und seine tiefen, veilchenblauen Augen ruhten auf Trent. »Robert habe ich das nicht gesagt. Er freut sich seines Lebens.«

»Im Guten? Oder im Bösen?« Trent registrierte ein beginnendes Lächeln.

»Am Ende kann man ja doch nur die Verantwortung für die eigenen Fehler übernehmen, und genau das versuche ich zu tun, Mr. Trent. Sie sagten, Sie hätten die *Beau Bette* gefunden? Würden Sie so freundlich sein, mir etwas über die näheren Umstände ihres Untergangs mitzuteilen?«

Trent berichtete ihm in allen Einzelheiten über die Sprengsätze, Hewetts Tod und den Mord an den beiden Neuseeländern.

»Schrecklich. Ganz furchtbar.«

Trent beobachtete genau und Roger-Smithe war sich sicher, daß er die Geschehnisse, den Kampf der beiden jungen Männer beim Ertrinken mit all seinen Schrecken deutlich vor sich sah.

Rogerton-Smithe meinte: »Im Leben geht es meist langsam mit einem bergab, Mr. Trent. Man entscheidet sich für den Aufstieg, und wie weit man dann abrutscht, bleibt größtenteils dem Zufall überlassen, daher gibt es auch keine Rangunterschiede. Jemand, der einen anderen einen fetten Judenjungen nennt, ist eigentlich nicht weit vom Lagerkommandanten von Auschwitz entfernt.

Bei Lloyd's betritt man die schiefe Bahn, wenn man ein kleines Konsortium für seine Freunde und unmittelbare Familienangehörige gründet und ihnen die besten Geschäfte vermittelt. In den Jahren der Thatcher-Regierung war das allgemein üblich, Mr. Trent. Als nächstes verlagert man das Konsortium dann nach Übersee, um die Gewinne vor der Steuer zu schützen, und gründet eine Briefkastenfirma. Und jetzt -Mord.«

Robert kam mit Trents Daiquiri und Rogerton-Smithes Minztee zurück. Rogerton-Smithe bedankte sich mit einem Lächeln bei ihm und berührte den Mann leicht am Handgelenk. »Du hast jetzt schon eine ganze Weile nicht mehr deine Mutter

besucht, Robert. Ich denke, jetzt wäre dafür ein guter Zeitpunkt. Nimm doch den Wagen und komm Samstag wieder, ja? Und vergiß nicht, die Sachen aus der chemischen Reinigung zu holen!«

Der junge Mann zögerte. Seine Besorgnis war offensichtlich. Rogerton-Smithe nickte ihm zu: »Sei nicht albern. Ich werde schon zurechtkommen. Wenn ich mich nicht danach fühle, selber zu kochen, kann ich jederzeit mit der Marina telefonieren und mir etwas hochschicken lassen. Und jetzt ab mit dir! Und halt bei deinem Weg durch die Stadt beim Blumenladen an. Rosen«, ergänzte er, und traf dann eine plötzliche Entscheidung, die ihm zu gefallen schien. »Gelbe Rosen - mindestens ein Dutzend. Und vergewissere dich, daß deine Mutter die Stengel unten abschneidet, bevor sie sie ins Wasser stellt.« Als der junge Mann die Terrassentür hinter sich schloß, wandte er sich wieder an Trent. »Es macht Spaß, über Geld zu verfügen, auch wenn es genaugenommen nicht das eigene ist.«

»Keine Ratschläge wie >Fahr vorsichtig! < oder >Vergiß nicht, den Wagen an einem sicheren Ort abzustellen! <?«

»Du lieber Himmel, nein! Außerdem befinde ich mich wohl kaum in der richtigen Position, um Menschen bezüglich ihres Verhaltens Ratschläge zu geben.«

»Sie sollten ihnen nur raten, sich fernzuhalten, wenn Sie meinen, sie seien gefährdet. Übrigens - soviel ich weiß, haben Sie sich eine Menge Italo-Amerikaner in ihre Konsortien geholt«, meinte Trent. »Die müssen zu den Leuten gehören, die Sie wahrscheinlich als >ziemlich unangenehm< bezeichnen und die ich >aufbrausend< und >ungeheuer gefährlich< nennen würde.«

»Ich würde eher >extrem unangenehm< sagen, Mr. Trent. Und Sie haben recht, einige von ihnen sind tatsächlich gefährlich. Ich muß sagen, daß ich mir zu jener Zeit nicht bewußt war, mit wem ich es da zu tun hatte, vielleicht wollte ich mir dessen auch gar nicht so genau bewußt werden. Manchmal kann man sich jedoch nur mit großen Schwierigkeiten sicher sein, wo die Trennungslinie zwischen dem Bewußtsein und dem Unbewußten verläuft, und ich stand damals unter

immensem Druck. Die Leute, mit denen ich zu tun hatte, verfügten über recht gute Manieren und waren gut gekleidet, obwohl ich vermute, daß ihre Schuhe sie doch verraten haben.«

»Das trifft auch auf die Gegenwart zu?«

»Ja, Mr. Trent. Es ist sowohl unhöflich als auch ermüdend, dauernd um den heißen Brei herumzureden. Wenn es etwas gibt, das Sie wissen wollen, dann fragen Sie doch danach. Halte ich die Frage für angebracht, werde ich darauf antworten.«

»Tut mir leid.«

»O je, wie ungeheuer britisch. Und irgendwie unpassend, Mr. Trent. Sicherlich sollte doch ich derjenige sein, dem etwas leid tut, oder nicht? Ich bin ein Betrüger, habe mir eine Menge Geld unter den Nagel gerissen. Jetzt bringt man mich mit zwei gräßlichen Morden in Verbindung. Also stellen Sie schon Ihre Fragen!«

Rocco war der erste italo-amerikanische Investor gewesen. Trent fragte, ob Rocco andere mit Rogerton-Smithe bekanntgemacht hätte und wieviel Rocco damals und heute über Rogerton-Smithes Geschäft gewußt habe.

»Damit Sie sich ein Urteil erlauben können, Mr. Trent? Wie mutig!« Rogerton-Smithe dachte einen Moment nach, durchforschte seine Erinnerung. »Mr. Rocco ist ein überaus netter Mann, führt ein exzellentes Restaurant. In Geldangelegenheiten allerdings ist er vielleicht ein wenig naiv.«

Rogerton-Smithe hatte über drei Sommer hinweg regelmäßig in Roccas Restaurant gegessen, bevor er ihm vorschlug, ein Mitglied von Lloyd's zu werden. Er brachte ihn in ein Konsortium, das recht gut funktionierte.

»Ich benutzte ihn, um die anderen reinzulegen, Mr. Trent. Mr. Rocco war sich nicht bewußt, was ich mit seinen Kunden vorhatte. Als er über ihre Probleme informiert wurde, regte er sich ganz schön auf. Diese Leute waren es auch, die darauf bestanden, die *Beau Belle* zu chartern - offensichtlich, um ihre Namen aus irgendeiner üblen Geschichte herauszuhalten. Ich vermutete, es ginge um Schmuggel. Mit Mord rechnete ich nicht.«

»Ich habe den anderen nicht erzählt, daß sich an Bord dreizehn Millionen in Gold befinden. Morgen nacht will ich danach tauchen«, sagte Trent. Er klappte die Umschlagseite des Yacht-Magazins, das er unten an der Marina gekauft hatte, nach hinten und ließ das Heft neben Rogerton-Smithes Sonnenliege fallen.

Der Versicherungsagent sah die Skizze des kubanischen Riffs. Er schob sich in die Höhe, ging langsam zum Tablett mit den Drinks hinüber und schenkte sich in einem bauchigen Glas einen kleinen Brandy ein. Nachdenklich schwenkte er das Getränk, wandte sich Trent zu und hob das Glas, das in der Sonne leuchtete. »Sie wollen also, daß *ich* es ihnen erzähle und nicht das Mädchen?« fragte Rogerton-Smithe mit einem säuerlichen Lächeln. »Dann sollten Sie aber eher eine weiße Perücke und eine schwarze Kopfbedeckung tragen, Mr. Trent!

## 23

Trent fuhr von Rogerton-Smithes Haus zurück. Etwa einen halben Kilometer vor der Marina entdeckte er Skelly am Straßenrand, der so tat, als würde er an einem weißen Lieferwagen das Hinterrad wechseln. Trent bremste und bot ihm seine Hilfe an.

Das Lächeln des Bahamers war ein wenig bitter, als er erwiderte, Trent sei derjenige, der Hilfe brauche. »Die Amerikaner haben mit Nachdruck darum gebeten, Sie im Hafen festzuhalten.« Trent hatte das erwartet. Skelly fuhr fort: »Ich habe Ihnen ein Versprechen gegeben, Trent, und das halte ich auch: Keine Politik. Allerdings würde ich mich gerne selbst schützen.«

»Heute abend elf Uhr«, meinte Trent.

»Wir sollten uns besser vergewissern, daß Ihnen keiner folgt.« Skelly holte einen kleinen elektronischen Apparat zum Aufspüren von Abhörgeräten aus dem Lieferwagen, Trent dankte ihm.

Rick, Marco und Auria fand er im Cockpit der *Golden Girl*; Pepito lag im Halbschlaf vorne zwischen den beiden Rümpfen auf dem Geflecht. Trent ging die Vorräte und die Ausrüstung anhand der Liste durch, die er Marco am frühen Vormittag gegeben hatte, und schlug ihm dann vor, einen Spaziergang an Land zu unternehmen. An der Marina gingen sie in eine Bar, um sich ein kaltes Bier zu holen. Sie nahmen die Flaschen mit nach draußen, setzten sich an den Rand des Hafenbeckens und schauten zu, wie mit der einsetzenden Abenddämmerung etwa ein Dutzend Yachten einliefen.

Obwohl Marco professioneller Yachtskipper war, äußerte er sich nie gehässig, wenn er beobachtete, wie die Feriengäste ihre Schiffe handhabten. Zweimal lief er die Anlegestelle entlang, um eine Leine anzunehmen. Trent fand, daß man es gut mit ihm aushalten konnte. »Der Eisenballast in der Bilge der *Beau Belle* wurde durch Gold ersetzt«, sagte er.

»Du spinnst«, erwiderte Marco und wandte seinen Blick von einer Brünetten ab, die mit einem Bootshaken bewaffnet im Bug einer großen Yacht stand. »Ich meine, richtiges Gold? Komm schon, das kann doch nicht dein Ernst sein.«

»Ungefähr eine Tonne mit einem Wert von schätzungsweise dreizehn Millionen Dollar.«

Marco pfiff leise durch die Zähne. Die Handflächen auf die Hafenmauer gestützt, schüttelte er den Kopf. »Dreizehn Millionen! Jetzt weiß ich, daß du mich auf den Arm nimmst.«

»Drogengeld, das nach dem Abzug der Kubaner in Angola an Bord gebracht wurde. Denk einmal darüber nach«, meinte Trent. »Man sprengt ein paar Löcher in den Rumpf der *Beau Belle*, sobald sie sich im Gebiet des kubanischen Riffs befindet, und das Gold liegt dort sicherer als auf einer Bank.«

»Nur kommt man nicht so einfach daran heran.« Marco verlagerte sein Gewicht, spuckte zwischen seinen Beinen hindurch ins Wasser und beobachtete, wie sich die Ringe auf der Wasseroberfläche ausbreiteten. Er schüttelte den Kopf und blickte

Trent an: »Das stimmt also wirklich, ja? Dreizehn Millionen.«

»Es kann auch eine Million mehr oder weniger sein«, meinte Trent. »Das ist die gute Nachricht. Die schlechte ist, daß ein Angestellter eurer Botschaft mir befahl, mit der *Golden Girl* im Hafen zu bleiben. Es könnte also sein, daß außer uns noch andere Leute von dem Gold wissen und daß diese Leute nicht wollen, daß es in unsere Hände fällt. Das ist nur eine Vermutung, aber es muß einen Grund dafür geben, daß ich nicht die Erlaubnis bekomme, loszusegeln.«

»Zum Teufel mit dem Grund«, meinte Marco. »Wir sind hier auf den Bahamas. Kein Mensch aus der Botschaft hat das Recht, dir zu sagen, was du hier zu tun oder zu lassen hast.«

Trent zuckte fatalistisch mit den Schultern und sagte nichts dazu.

Jede Einschränkung seiner Freiheit war für Marco ein rotes Tuch. »He, komm schon, Herrgott noch mal! Du bist Brite, Trent. Die *Golden Girl* ist in England registriert, und die *Beau Belle* liegt innerhalb kubanischer Hoheitsgewässer.«

»Was soll ich also deiner Meinung nach tun? Meinem Abgeordneten schreiben?«

Trent brachte ihre leeren Flaschen zur Bar zurück und kam mit vollen wieder.

Marco dankte ihm und meinte: »Du hattest doch vor, das Gold einzusacken, oder nicht?«

»Kein Mensch scheint es damit eilig zu haben, seinen Anspruch darauf geltend zu machen«, sagte Trent.

Marco lachte leise in sich hinein. »Eine Tonne! Das wird ja eine richtige Bergungsaktion.«

»Wir brauchten zwei volle Nächte«, sagte Trent.

Sie schauten zu, wie ein professioneller Skipper vorsichtig eine gut achtzehn Meter lange Motoryacht neben der *Golden Girl* in einen Liegeplatz manövrierte. Drei Männer Anfang Vierzig mit jüngeren Frauen oder Freundinnen saßen auf dem Achterdeck und nippten an ihren Drinks.

»Schade!« Trent trat ein paarmal mit der Ferse gegen die Hafenmauer. »So eine

Chance hat man nur einmal im Leben.«

»Was soll uns denn daran hindern?« fragte Marco.

»Mit aller Wahrscheinlichkeit die bahamische Polizei.« Und Rik war nicht gerade der Typ, der gegen Gesetze verstieß. Auria auch nicht.

»Vergiß sie. Na, komm schon, Trent. Sei nicht so verflucht negativ!« schimpfte Marco. »Was ist denn mit dem großen Mexikaner?«

»Er ist ein phantastischer Taucher, aber nicht besonders intelligent. Er tut, was ihm gesagt wird.«

Zwei der Männer auf der Motoryacht waren an Land gesprungen und machten die Heckleinen fest. Der dritte kam die Anlegestelle hoch und ging mit den Schiffspapieren an Trent und Marco vorbei zum Büro des Yachthafens.

»Laß dir gefälligst etwas einfallen, zum Teufel noch mal!« drängte Marco.

»Das mache ich schon den ganzen Tag.« Trent reichte Marco seine leere Flasche.

»Du bist dran.«

Marco holte neues Bier und setzte sich wieder hin.

Trent prostete ihm zu und wünschte dem Mann von der großen Motoryacht, der gerade aus dem Büro des Yachthafens wieder zurückkam, einen guten Abend.

»Schönes Boot«, meinte Marco, der Mann dankte ihm für das Kompliment und ging die Anlegestelle wieder hinunter.

»Du kannst gut Kontakte knüpfen«, sagte Trent zu Marco. »Versuch, auf der Motoryacht eine Party in Gang zu bringen, bei der es so laut zugeht, daß ich mich beschweren kann.«

Um Viertel vor elf hatte sich die Party auf die ganze Anlegestelle ausgedehnt. Das Lachen war jetzt lauter als die Musik, weil einer der Männer auf der Yacht die Anlage ein paar Dezibel leiser gedreht hatte, nachdem der diensthabende Mann von der Hafenaufsicht eine entsprechende Bitte geäußert hatte. Eine Menge nackter Haut stellte sich zur Schau, und den Pärchen auf dem Achterdeck nach zu urteilen war Aids Geschichte. Einige Frauen kamen mit



Tabletts voller Cocktailhäppchen aus der Kombüse; keiner würde sich später daran erinnern können, sie gegessen zu haben.

Trent hatte sich auf der *Golden Girl* eine Pasta zubereitet, um dem Bier, das er mit Marco getrunken hatte, eine Grundlage zu geben. Sobald Auria gegessen hatte, gesellte sie sich zu Marco auf die Party. Sie tanzte gerade mit einem Bahamer; Rik kauerte in einer Ecke im Cockpit des Katamarans und schaute zu. Er blickte sich nach Trent um und meinte ruhig: »Ich liebe meinen Vater, ich liebe Auria. Es ist ein festes Muster. Bestimmt wirke ich wie ein Idiot, obwohl ich bei meiner Arbeit gut bin. Sehr gut sogar!« Er strich sich die Haare aus den Augen, als er Trent ansah. »Bilanzen zu begreifen, kann sehr hilfreich sein. Zuverlässig, fürsorglich, eine vielversprechende Zukunft, aber nicht viel Spaß. So wie mein Vater war, machte er meiner Mutter Angst vor allem, was mit Spaß zu tun hatte. Vielleicht sollte ich daraus lernen. Das Talent, die Gene und das alles müssen ja vorhanden sein.« Ein plötzliches Lächeln huschte über sein Gesicht. Seine hochgestochene Art belustigte ihn selber.

»Ja«, sagte Trent.

Rik richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Party an Deck der Motoryacht und die tanzende Auria. Trent wollte ihn gerade alleinlassen, als der junge Buchhalter meinte: »Bei Bilanzen gut zu sein, beruht meistens darauf, ein Gespür dafür zu haben, wann etwas verschwiegen wird, Trent.« Die durch seine hochgezogenen Schultern ausgedrückte Besorgnis schien geringer als sonst, als er sich herumdrehte, um Trent wieder direkt ins Gesicht zu schauen. Seine fest zusammengepreßten Kiefer und die schmaler werdenden Lippen verrieten seine Entschlossenheit. »Er war mein Vater, Trent. Ich muß nicht vor der Wahrheit in Schutz genommen werden.«

»Ich kenne die Wahrheit nicht, zumindest nicht die ganze Wahrheit«, erwiderte Trent. Er berichtete dem jungen Mann von dem Gold und dem Mord an den Neuseeländern und erklärte ihm, warum er glaubte, daß Hewett mit den

schwereren Verbrechen nichts zu tun gehabt hatte.

Die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Kinn in den gewölbten Handflächen und mit zusammengekniffenen Augen saß Rik da und lauschte Trents Bericht. Schließlich sagte er: »Wir dachten, wir hätten uns an Sie gewandt, damit Sie uns helfen, aber eigentlich waren Sie es, der auf uns gewartet hat. Sie müssen so etwas wie ein Polizist sein.« Er nickte bestätigend und schaute dann wütend und verbittert hoch. »Sie haben uns nur als Köder benutzt. Ein Mädchen ...«

Trent dachte daran, ihm zu antworten, daß eigentlich er selbst der Köder war, aber es hätte zu lange gedauert, ihm das alles zu erklären. Außerdem existierten zu viele Lücken in der Beweiskette. Rik meinte: »Nein, wenn es so wäre, hätten Sie mir das nicht alles erzählt.« Er schaute wieder zu Auria hinüber, die auf dem Achterdeck der Motoryacht tanzte. Schmerzhaft wurde es ihm klar: »Auria hat etwas mit der Sache zu tun.«

»Ich denke, sie wird erpreßt. Aber darüber muß ich mir noch Klarheit verschaffen«, sagte Trent. Dann ging er nach vorne, um sich zu Pepito zu gesellen, der seinen Schlafsack auf dem Geflecht ausgerollt hatte und tief zu schlafen schien. Der Mexikaner hatte den einfachen Fischer gespielt und das sogar soweit getrieben, daß er seine Mahlzeiten allein für sich auf dem Vorderdeck einnahm. Um dieses Bild aufrechtzuerhalten, hatte Trent sich kaum mit ihm unterhalten. Jetzt mußte er aber mit ihm sprechen. Er hockte sich neben den Mexikaner hin. Ohne die Augen zu öffnen, sagte Pepito: »Hau ab, Companero. Ich will es nicht wissen.«

»Danke«, sagte Trent. Dann durchsuchte er den Katamaran mit dem Apparat, den Skelly ihm gegeben hatte, nach Abhörgeräten und fand einen kleinen Sender russischen Fabrikats, der hinter dem Funkgerät angebracht war. Er ließ ihn, wo er war, und rief zu Pepito hinüber, er würde an Land gehen.

Marco fing seinen Blick auf, als er die Anlegestelle entlangschlenderte, und Trent sah, wie der Amerikaner seine Stiefschwester in den Arm nahm. In einer Ecke des

Büros des Yachthafens saßen Skelly und ein Polizist und nippten an ihren Bieren. Trent sagte zu dem diensthabenden Mann von der Hafenaufsicht: »Ich will hier kein großes Theater machen, aber der Krach macht mich verrückt. Tut mir leid, aber ich muß den Liegeplatz wechseln.« Er sprach in ruhigem Ton und bewußt höflich. Der Mann schaute sich zu Skelly um. Skelly sagte: »Er wird Ihnen dabei helfen.«

»Danke«, erwiderte Trent. »Ich suche mir einen Liegeplatz im Außenhafen.«

Der Polizist zog sich die Stiefel an, bevor er Trent folgte. Auf dem Weg zur *Golden Girl* meinte er: »Der Inspektor wollte, daß ich Ihnen sage, daß einer meiner Cousins auf Lobos Cay war, Mr. Trent.«

Marco und Auria waren ebenfalls zurückgekehrt. »High!« begrüßte Trent das Mädchen. »Tut mir leid, euch aus der Party zu reißen, aber ich brauche den Schlaf wirklich.« An Pepito gewandt, meinte er: »Geh nach unten, damit du nicht im Weg stehst.« Rik und Auria gab er die gleiche Anweisung. »Ich will nicht unfreundlich sein, aber drei an Deck genügen.«

Auria wollte widersprechen, doch Marco flüsterte ihr etwas zu, was sie verstummen ließ, und sie folgte Pepito und Rik in den Salon.

Eine sanfte ablandige Brise wehte. Trent hißte das Großsegel, während Marco das leichteste der Vorsegel am Vorstag anschlug. Der Polizist machte die Heckkleinen los und sprang an Bord. Trent holte die Großschot dicht, das Großsegel blähte sich und zog den Katamaran lautlos aus seinem Liegeplatz.

Marco stand neben dem Mastfuß an der Klüverfalleine; Trent zog vorsichtig das Ruder herum und steuerte hinter der Einfahrt das andere Ende des Hafens an. Er fierte die Schot ein wenig, drehte sich um, verdeckte mit seinem Körper den Polizisten und verpaßte ihm einen anscheinend kräftigen Hieb in den Bauch. Als sich der Polizist zusammenkrümmte, gab ihm Trent einen Kinnhaken, packte ihn, während er stürzte, und ließ ihn über seinen Schenkel zu Seite fallen. Er spürte, wie die Hand des Polizisten kurz seinen Schenkel drückte, als er ihn über Bord gleiten

ließ. Trent gab Marco mit erhobener Hand ein Zeichen, und das riesige weiße Vorsegel löste sich aus seiner Verzerrung. Ihnen stand noch der ganze Rest der Nacht und der nächste Tag zur Verfügung, um ihr Ziel zu erreichen.

»Nun?« fragte Admiral de Sanchez Roddy.

»Es ist vollbracht«, antwortete Roddy. »Vier Kopien des Dokuments werden deinen Wünschen gemäß hinterlegt, und Smith wurde gesagt, er solle in dieser Sache seine Hunde zurückpfeifen. Trent...«

»Trent ist auf halbem Weg nach Kuba«, fiel ihm der Admiral ins Wort. »Rocco rief vorhin an, daß sie Nassau verlassen haben und heute und morgen nacht tauchen werden.« Leise lachte er in sich hinein. »Könnte es besser laufen, mein Sohn? Die machen die Arbeit, wir warten außerhalb der kubanischen Hohheitsgewässer auf sie.«

Die *Golden Girl* lag zwischen den beiden Inselchen im kubanischen Riff in ein Meter achtzig tiefem Wasser vor Anker. Das Dutzend Palmen auf jedem dieser aus Sand und Korallen bestehenden Flecken tarnte den Mast des Katamarans, und obwohl Trent wußte, wo er lag, hatte er bald Schwierigkeiten, ihn in der Dunkelheit auszumachen, als er mit dem neuen Schlauchboot von ihm wegfuhr.

Marco hatte das über sechs Meter lange und von einem 80-PS-Außenbordmotor angetriebene Modell in Nassau gekauft; der Fünfergruppe stand also reichlich Platz und Motorleistung auch für die acht Preßluftflaschen, die Leinen und das schwere Haltetau zur Verfügung. Trent hatte es Marco überlassen, Auria zu erklären, warum sie aus dem Yachthafen verschwunden waren; Marco wiederum hatte dem Mädchen aufgetragen, Riks Proteste zum Verstummen zu bringen. Eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit waren sie über das Riff hinweggeglitten, und nachdem sie sicher vor Anker lagen, hatte Trent ihnen die Lage der *Beau Belle* im Hohlraum und den Weg, auf dem er plante, zu den Löchern im Maschinenraum vorzudringen, skizziert.

Marco hatte sofort begriffen, daß sich Trent in der Yacht aufgehalten haben mußte, als das Dach zusammenbrach. Und daß er daher einen dritten Tauchgang durchgeführt hatte. »Du bist allein zurückgefahren und noch einmal getaucht?«

Trent erklärte ihm, er habe zunächst gedacht, das Felsendach würde die Werte auf dem Magnetometer beeinflussen. Als er erkannte, daß das nicht der Fall war, habe er sich vom Leuchtturmwärter auf Lobos Cay ein Schlauchboot geliehen. »Es mußte einfach am Ballast liegen.«

Trent und Marco tauchten als erste und nahmen das neue Haltetau mit. Sie überprüften das alte Tau an der Stelle, an der es über die Kante in den Hohlraum fiel. Trent versuchte, nicht an seinen letzten Tauchgang zu denken, aber die Erinnerung daran war übermächtig, und er zitterte ein wenig, als er dem Tau die Klippe hinab folgte. Er spürte, daß Marco wußte, wie er sich fühlte.

Die bleichen Lichtkreise, die ihre Lampen warfen, führten sie in die Dunkelheit hinunter bis in eine Tiefe von knapp vierundvierzig Metern. Während Trent bei dem langen Abstieg mehrmals den Druckausgleich durchführte, empfand er sehr deutlich, wie das Gewicht des Wassers auf ihm lastete. Er konnte auch den über ihnen herrschenden Druck spüren und den lauernden Abgrund des Hohlraums unter ihnen, der offen und leer wie ein zahnloses Maul aufklaffte. Beim ersten Blick auf die zerfetzten Überreste der Aufbauten der *Beau Belle* überkam ihn ein erneutes Zittern.

Abgesehen von einigen Holzplanken die kaum über das Deck hinausragten, war vom Ruderhaus und vom Salon nichts mehr vorhanden. Der Niedergang zum Maschinenraum und die Niedergänge zu den vorderen und hinteren Kabinen waren vollständig blockiert. Allerdings war der bereits zermahlte Bug der Yacht abgerissen worden, so daß sich im Vorderdeck jetzt ein riesiges Loch auftat; die Leichen der beiden Neuseeländer waren irgendwo in noch größeren Tiefen verschwunden. Die Takelage, die zertrümmerten Masten mit Bug und Bugspriet und die Pfosten und Geländer aus Teakholz waren ebenfalls nicht mehr

vorhanden, nur die Tauführungen aus schwerem Messing am Achterdeck waren noch fest mit den Deckbalken des Hauptdecks verbunden.

Die *Beau Belle* lag mit ihrer Steuerbordseite an der Klippe, und Trent deutete auf die Tauführung am Heck an der Backbordseite der Yacht. Marco machte das neue Haltetau daran fest, und gemeinsam kehrten sie um, schwebten geisterhaft die Klippenwand hoch und hatten bis zum Beginn der Dekompressionsphase sogar noch Zeit. Sie führten das Haltetau in schrägem Winkel nach vorne über den Bug der gesunkenen Yacht hinweg, zogen es stramm und machten es schließlich an einem Korallenblock fest, der etwa neun Meter vom Rand des Hohlraums entfernt lag. Trent löste das alte Haltetau, und sie folgten ihren Luftblasen zur Wasseroberfläche, setzten sich eine Stunde ins Schlauchboot und warteten eine Stunde ab, während die *Beau Belle* in der veränderten Position zur Ruhe kam.

Beim nächsten Tauchgang wurde Trent von Pepito begleitet. Der Mexikaner nahm Säge und Brechstange, Trent vier Unterwasserlampen mit. Als die *Beau Belle* am neuen Haltetau in ihre neue Lage gesackt war, hatte sie Kalk von der Seitenwand des Hohlraums abgerieben. Das feine Pulver warf den Lichtschein ihrer Taschenlampen zurück, so daß sie in eine sanft aufglühende Wolke hineinsanken, in der kleine Fische nach Krebsen und ähnlicher Beute jagten. Die *Beau Belle* hatte sich am neuen Haltetau herumgeschwenkt und hing jetzt mit dem Bug nach unten und dem Deck an der Klippenwand im Wasser. Trent zeigte Pepito mit erhobenem Daumen an, daß er damit zufrieden war, und führte ihn die Steuerbordseite entlang bis zum Loch im Maschinenraum, das er bereits vergrößert hatte.

Trent band die Lampen fest, Pepito sägte. Sie behielten sich gegenseitig im Auge, denn beide waren sich der Wassertiefe und des Risikos einer Ohnmacht bewußt und entsprechend vorsichtig. Sechs Minuten in dieser Tiefe genügten, und Trent gab Pepito mit Zeichen zu verstehen, daß sie wieder aufsteigen sollten. Erneut warteten sie eine Stunde im Schlauchboot ab, dann glitt Pepito mit Marco ins Wasser.

Der Hohlraum unter ihnen und die Nähe der kubanischen Küste zwang die im Schlauchboot verbliebenen drei Personen dazu, ihre Unterhaltung auf ein paar geflüsterte Worte zu beschränken. Das Meer plätscherte an den Gummirumpf des Schlauchbootes; sie konnten die Küste riechen und gelegentlich ein Auto oder einen Lastwagen auf der Küstenstraße oder das sanfte Tuckern eines Dieselmotors hören, der mit seinem einzigen Zylinder einen Fischkutter den Rand des Riffs entlangschob. Manchmal, wenn der Lichtstrahl eines der Leuchttürme über sie hinwegschuhte, konnte Trent sehen, wie die Luftblasen an der Wasseroberfläche zerplatzten. Sie glänzten silbern auf, und Trent dachte an das Gold. Gerne hätte er zu Auria irgend etwas gesagt, das ihr die Furcht und die auf ihn gerichtete Wut genommen hätte, und ihr vielleicht begreiflich gemacht, daß er sie verstand. Doch jetzt, wo sie das Gold hochholten, war er sich des Ausgangs ihrer Unternehmung nicht mehr so sicher wie in Rogerton-Smithes Haus. Er erinnerte sich daran, daß Rogerton-Smithe ihn verspottet hatte, als er sich das Recht anmaßte, wie Gott ein Urteil fällen zu können.

Marco kam an die Oberfläche, und Trent zog seine Ausrüstung an Bord. Rittlings auf dem Randwulst sitzend, nahm Marco eine Preßluftflasche von Pepito entgegen und hielt sie einen Augenblick vor Trent in die Höhe, bevor er sie wieder ins Meer fallen ließ. Es war die Flasche, die Trent im Maschinenraum zurückgelassen hatte.

Jetzt tauchten sie zu viert und ließen Rik allein im Schlauchboot zurück. Trent und Marco schwammen mit zwei mit Gewichten beschwerten Matchbeuteln zur *Beau Belle* hinunter, während Pepito und Auria am Rand des Hohlraums mit zwei weiteren Beuteln auf sie warteten, die an zur Wasseroberfläche führenden Leinen hingen. Trent lud die Barren in die Matchbeutel, Marco beförderte sie durch das Loch nach außen und gab Pepito oder Auria das Signal, sie zum Rand des Hohlraums hochzuziehen, wo die beiden das Gold in die anderen Beutel umluden, die Rik dann an die Wasseroberfläche zog. Die Arbeit ging nur langsam voran. Nach zehn Minuten tauschten Pepito und Marco die Plätze. Sowohl Trent als auch Pepito

stiegen nach weiteren fünfzehn Minuten bis zum Rand des Hohlraums auf und führten die Dekompression durch, bevor sie an die Wasseroberfläche kamen.

24

Trent lockerte sein Geschirr. Pepito nahm die Preßluftflaschen und den Bleigurt an und hob beides in das Schlauchboot. Dort hockten sie dann und schauten sich an. Mitten auf den lackierten Bodenbrettern lag sauberlich gestapelt das Gold. Damit es nicht wegrutschte, wurde es an jeder Seite durch Preßluftflaschen begrenzt. Eigentlich wäre dies der Zeitpunkt zum Feiern gewesen. Marco saß neben seiner Stiefschwester auf dem Backbordwulst, Richard hockte im Bug und distanzierte sich von Auria.

»Es kann noch Probleme geben«, meinte Trent ruhig auf Spanisch zu Pepito. »Immerhin haben wir genug Treibstoff, um mit dem Schlauchboot bis Lobos Cay zu kommen.«

»Bei dir gibt es immer Probleme. Wir machen es ganz wie du willst, Companero.« Pepito beobachtete, wie Trent die Korallenkette an seinem Hals zurechtrückte, damit das Messer in seinem Nacken unter seinem Haar versteckt blieb. Die Zähne des Mexikaners blitzten weiß auf, als er grinsend sagte: »Gott stehe uns bei!«

Trent warf den Außenbordmotor an. Einen Augenblick lang dachte er, Auria wolle etwas sagen, doch der Moment ging vorüber und er gab Gas, bis sich das beladene Schlauchboot aus dem Wasser hob und über die Wasseroberfläche glitt. Er drückte das Ruder herum und steuerte die kleinen Inseln an, zwischen denen die *Golden Girl* vor Anker lag. Fünfzehn Minuten später hatte er die Spitze der Sandbank umrundet und steuerte den Katamaran an.

In diesem Moment traf sie der Strahl eines Suchscheinwerfers; Trent war sofort geblendet. Über ein Megaphon meldete sich eine amerikanische Stimme: »Hebt



die Hände über eure Köpfe, nur der Mann am Ruder nicht. Steht auf und bleibt im Lichtstrahl stehen. Eine falsche Bewegung, und wir erschießen als erstes das Mädchen.«

Trent konnte Auria nicht berühren, daher mußte er es ihr mit seiner Stimme begreiflich machen. »Ich weiß, daß sie deinen Dad bedroht haben, aber es wird alles gut werden. Du mußt mir vertrauen«, drängte er. »Vielleicht kommt irgendwann der richtige Zeitpunkt, wo du eine Szene machen kannst. Denk daran!«

Als er das Schlauchboot neben die Motoryacht bugsierte, leuchtete ein zweiter Suchscheinwerfer über den Salontüren auf. Der Lichtkegel wurde so ausgerichtet, daß das gesamte Achterdeck hell erleuchtet war. Erneut ertönte die Stimme: »Du da, der junge Mann im Bug, wirf eine Leine hoch.«

»Sie sind gemeint, Rik«, sagte Trent.

Eine Strickleiter wurde seitlich an der Yacht heruntergelassen, und die Stimme rief: »Kommt an Bord, sobald wir es euch sagen. Der Mann mit den langen Haaren am Ruder zuerst.«

Trent kletterte die Leiter hoch und stand schließlich auf dem Achterdeck; die Augen hatte er vor dem blendenden Licht geschlossen.

»Zieh dir langsam mit der linken Hand den Taucheranzug aus«, befahl die Stimme. Trent öffnete die Druckknöpfe zwischen seinen Beinen und zog den Reißverschluß der Jacke auf. Damit seine Kette nicht verrutschte, weitete er den Kragen der Jacke. Im gleißenden Licht mußten seine Narben eine beeindruckende Wirkung haben. Eine zweite Stimme sagte: »Ach du Scheiße!« Ein Kichern war zu hören, dann meinte eine dritte Stimme: »Der Kerl hat sich als Zielscheibe vermietet.«

»Ein richtiger Verlierer.«

»Besser als ein toter Verlierer.«

Erneutes Kichern.

»Wirf den Anzug gerade vor dich hin«, befahl die erste Stimme wieder. »Du bist der Brite? Trent?«

»Richtig.«

»Zieh dir die Unterhose aus. Tritt sie herüber.«

Sie sind vorsichtig, überaus vorsichtig, dachte Trent, als er nackt im Lichtstrahl stand. Jemand warf ihm die Unterhose wieder zurück. Trent bückte sich, tastete geblendet nach ihr und zog sie an.

»Geh jetzt geradeaus in den Salon!«

Das Licht blendete nicht mehr, als er am Suchscheinwerfer, der auf das Deck gerichtet war, vorbeiging, und Trent öffnete die Augen. Der Salon war im üblichen Design einer Yacht eingerichtet. Nichts zeugte von schlechtem Geschmack, nichts von gutem, doch der Gesamteindruck war angenehm. Zwei Sofas von einem Meter achtzig Länge und zwei mit hafergrauem Tweed gepolsterte Sessel standen um die vier Seiten eines rechteckigen Couchtischs am hinteren Ende des Salons herum. Am vorderen Ende führte an der Backbordseite ein Niedergang nach unten. Vor der L-förmigen Bank, die an den Niedergang und die hintere Schutzwand grenzte, befand sich ein Eßtisch aus glänzendem Teakholz. Stellte man die vier im Raum verteilten Chefsessel dazu, bot der Tisch acht Leuten Platz, drängte man sich ein wenig zusammen, auch zehn. Steuerbord führte eine offene Tür in die Kombüse und zum Ruderhaus und zu einem weiteren Niedergang nach unten zu den vorderen Kabinen.

Zwei Männer saßen im Salon, einer am Eßtisch, der andere in einem Sessel. Der Mann im Sessel hatte ein Gewehr in der Hand, der andere war mit einem Colt bewaffnet. Der Mann mit dem Colt sagte: »Wenn du dich hinsetzen willst, benutz ein Handtuch. Wir wollen kein Salz auf den Polstern. Und mach keine Dummheiten! Blut mögen wir nämlich auch nicht!«

Trent nahm sich ein Handtuch von einem Haufen auf dem Couchtisch und breitete es über den Sessel, der dem Mann mit dem Gewehr gegenüberstand.

Dann ließ er sich in den Sessel sinken, als sei er vom Tauchen erschöpft; unter halbgeschlossenen Lidern beobachtete er seine Umgebung.

Er erkannte die sechs Männer, die er an der Marina gesehen hatte. Der Mann, der im Restaurant mit Auria zusammengesessen war, schien der Anführer zu sein. Einer der anderen nannte ihn Alfredo. Er war sehr gut gekleidet, allerdings nicht gerade passend für die mitternächtliche Stunde und den Ankerplatz weitab von jeder Küste. Rehbraune Baumwollhose, rotes Sporthemd, teure Deckschuhe.

Als ob er sich aus den Werbeanzeigen des *New Yorker* bedient hätte, dachte Trent, als er die Einzelheiten wahrnahm:

ein um die Schultern gehängter Kaschmirpullover, eine hauchdünne Markenuhr an einem schmalen goldenen Armband. Alles wirkte ganz neu und wie gerade gekauft, und alles sechs machten den gleichen Eindruck. Sie gehörten zur Generation der neuen Elite, es waren gesunde, schlanke Menschen, die auf der Gesundheitswelle ritten, die entsprechend Fitneß-Zeitschriften lasen und jeden Morgen joggten, bevor sie den Vorstadtzug ins Büro nahmen. Die herkömmlichen Gangster mit ihren vernarbten Knöcheln, den verbogenen Nasenbeinen und den schweren Muskelpaketen gab es nicht mehr. Vielleicht ließen sich Muskeln nicht mehr von der Steuer absetzen. Die Bösartigkeit jedoch war die gleiche geblieben.

Als nächstes kam Rik die Leiter hoch. Splitternackt kreuzte er seine Hände vor der Scham, um sich vor Blicken zu schützen. Die Männer lachten höhnisch. »Richard Hewett«, sagte Alfredo. »Dein Vater wäre uns lieber.« Er befahl Rik, quer durch den Salon zu gehen, wo der Buchhalter dann in einer Ecke an den zum Deck führenden Türen stehenblieb, als sei das der entfernteste Punkt, an den er sich begeben könnte. Trent hatte nicht das Gefühl, daß Rik Angst um sich selbst hatte, er machte sich aber Sorgen um Auria, und sein Bedürfnis, zu verstehen, was hier eigentlich gespielt wurde, hatte ihn gefühlsmäßig ausgelaugt. Vermutlich stand er kurz davor, zusammenzubrechen.

Als nächstes redete Alfredo Marco an. »Du bist der Stiefsohn, der sich in der Yachtszene auskennt, nicht wahr?«

Marco nickte. Er wirkte nicht ängstlich und setzte sich in einen der Chefsessel in die Ecke gegenüber Rik.

»Jetzt der Große«, befahl Alfredo.

Pepito taumelte an Deck. Seine Muskeln waren ganz schlaff, und mit seinen hängenden Schultern sah er aus wie ein schlecht gestopfter Sack. In fast unverständlichem Englisch stammelte er, daß er Taucher sei. Um die Defizite seines Vokabulars auszugleichen, sprach er mit Händen und Füßen. Er wäre Mexikaner, wäre vom Gringo angeheuert worden, sofort entschuldigte er sich dafür, daß er dieses Wort benutzt hatte. »*No es un insulto. Senores*«, flehte er und wedelte mit den Händen in der Luft herum wie Palmblätter im Sturm. »Ich habe großen Respekt, Senores. *Mucho respeto por los Norte Americanos*.«

Eine Frau und vier Kinder hatte er; mit den Händen zeigte er, wie groß sie waren. Natürlich wußte er nichts. Es gab noch mehr Gold. »*Mucho mas, Senores*.« Sie hatten weniger als die Hälfte an die Wasseroberfläche gebracht. Wenn die Senores mit ihm tauchen wollten, würde er es ihnen zeigen. »*Muy profundo ... si, gerade tief, Senores*.«

Es war nicht seine Schuld, daß sie es nicht geschafft hatten, die Bergung innerhalb einer Nacht durchzuführen. Jeder Barren mußte einzeln hochgeholt und von einem zum nächsten weitergereicht werden. »*Al minimo, cuatro personas, Senores. Muy lento, el trabajo*.« Mindestens vier Männer. Sehr langsam, die Arbeit...

»Herrgott, stopft ihm endlich das Maul!« rief Alfredo. Der größere Mann rammte Pepito mit dem Kolben seines Gewehrs in den Bauch. Pepito wimmerte, hielt sich den Bauch, sackte auf das Deck und versuchte, sich das T-Shirt auszuziehen. »Bitte, Senores, schauen Sie ...«

Doch Alfredo hatte kein Interesse. »Mexikaner!« Er spuckte seinen Abscheu förmlich aus. »Schaff deinen Arsch in den Salon und halt gefälligst die Schnauze!«

Pepito kroch an den Männern vorbei, kniete sich auf die Schwelle zum Salon hin,

schüttelte seinen großen Kopf, schien ganz verwirrt über das, was ihm zugestoßen war, und schämte sich für seine Feigheit. Er wollte nicht mit den anderen in Verbindung gebracht werden, taumelte weiter nach hinten und verbeugte sich unbeholfen vor dem Mann mit dem Colt, der am Eßisch saß, die Hände hatte er wie zum Gebet zusammengelegt. »*Con su permiso, Senor...*«, bettelte er und setzte sich auf die Kante der L-förmigen Sitzbank wie ein Schulkind, das darauf wartet, vom Lehrer ausgeschimpft zu werden.

»Okay, du kannst jetzt hochkommen!« rief Alfredo zu Auria hinunter. »Zieh dir deinen Taucheranzug aus.«

Sie stand im Badeanzug da und bedeckte mit dem Unterarm die Augen. Das dünne Gewebe wurde im Licht noch durchsichtiger.

»Die hat mit Sicherheit keine Waffe dabei«, meinte der blonde Mechaniker, und Alfredo stimmte in das Gelächter der anderen ein.

»Du gehörst doch zu uns, nicht wahr, Auria?« Alfredo legte seine Hand auf ihren Hintern und befühlte sie, als wäre sie ein Kissen im Secondhandshop, das er für seinen Hund kaufen wollte. »Was hat dich denn dann davon abgehalten, von der Marina aus anzurufen, wie du es tun solltest?« fragte er und freute sich darüber, auf diese Weise Trent, Richard und Marco von Aurias Verrat zu informieren. »Setz dich irgendwo hin, dann kannst du zusehen, wie wir das Gold stapeln.«

»Schön«, meinte Alfredo, als er die Barren untersuchte, die auf dem Teppich des Salons aufgehäuft waren. Die drei Männer, die ihm dabei geholfen hatten, das Gold vom Schlauchboot umzuladen, waren in ihre Kojen in die vorderen Kabinen gegangen, damit blieben nur die beiden im Salon als Wache zurück.

»Wenn wir morgen tauchen sollen, muß ich vorher noch schlafen«, sagte Trent zu ihm.

»Und es gibt eine ganze Reihe Sachen, die ich von meinem Boot brauche.«

»Gib einem der Jungs eine Liste. Und falls du die beiden Waffen unter der Bank im Salon meinst, die befinden sich bereits an Bord. Wir sind schon etwas länger in dieser Branche tätig als du.«

Der Mann mit dem Gewehr, der Trent gegenüber saß, lachte, als wenn Alfredo etwas ungemein Lustiges gesagt hätte. Alfredo winkte Auria zu. »Laß uns nach unten gehen.« Wahrscheinlich wollte er sie gar nicht, ihn erregte es nur, zu demonstrieren, daß er Macht über sie besaß.

»Auria!« schrie Richard. Er ging zwei Schritte nach vorne, da schlug ihm Alfredo mit dem Handrücken über das Gesicht. Der Schlag war genau bemessen; Richard fiel auf die Knie. Alfredo verpaßte ihm einen Tritt in den Bauch. Marco hatte sich nicht von der Stelle gerührt.

Alfredo nahm Auria am Genick und trieb sie zum Niedergang. Wie ein geschlagener Hund gehorchte sie. »Hure!« rief Trent hinter ihr her. »Na dann viel Spaß! Und vergiß nicht, was ich gesagt habe ...«

Zwei also, dachte Trent, als er von dem Mann mit dem Gewehr zu dem mit dem Colt blickte. »Diese Hure«, wiederholte er. Pepito schaute zu ihm herüber, als er sich reckte und sich mit hinter dem Kopf gefalteten Armen wieder in den Sessel fallen ließ.

Unter halbgeschlossenen Lidern versuchte Trent einzuschätzen, mit wem er es bei dem Mann mit dem Gewehr zu tun hatte. Pepito schien eingeschlafen zu sein, aber er hatte sich ein kleines Stück um die Ecke der Sitzbank herumbewegt. Es war nicht viel, aber vielleicht reichte es aus - man könnte nur schwer abschätzen, wie lang seine Arme waren. Und er wirkte alles andere als schnell. Für den Mafiosi war Pepito nur ein Taucher, ein wenig dumm, aber für einen Mexikaner wahrscheinlich gut genug für diesen Job. Die zeitliche Koordinierung mußte genau aufeinander abgestimmt sein - und Auria mußte sich unbedingt an Trents Worte erinnern.

Bekomm ein Gefühl für das Schiff, ermahnte sich Trent. Erspür seine Bewegungen, die Art, auf die es sich in der leichten Dünung hebt und senkt. Er blickte auf Richard hinab: »Da hast du dir ja eine schöne kleine Hure ausgesucht.«

Er lachte höhnisch, als Richard sich auf alle Viere hochstemmte und auf ihn

zukroch. »Jämmerlicher kleiner Buchhalter!« sagte Trent, als sich die Yacht mit der nächsten Welle hob. Jetzt hatte er das richtige Gefühl, spürte die kurze Pause am höchsten Punkt der Aufwärtsbewegung, dann die Bewegung zur Backbordseite hin, wenn sie sich wieder senkte.

Auria schrie, sie hörten ein klatschendes Geräusch.

Auch Richard schrie auf. »Auria!« Er hob den Kopf. Der Mann mit dem Gewehr blickte auf ihn herunter und schlug ihm ins Gesicht, während sich die Yacht mit der nächsten Welle hob. Der andere lachte, als Rik in seiner Verzweiflung mit geballten Fäusten auf den Teppich einhieb. Wieder schlug der ihn mit dem Gewehr. Jetzt war der Augenblick gekommen, in dem die Yacht auf dem höchsten Punkt der Aufwärtsbewegung verharrte ... Trents rechter Arm schnellte wie eine Peitsche nach vorne und wies direkt auf den Mann mit dem Gewehr. Der Mafiosi ließ die Waffe fallen und versuchte, seine Hände zum Griff des Messers zu heben, das dicht unterhalb seiner Kehle im Hals steckte. Trent hörte ein leises Knacken, drehte sich um und sah, wie Pepito den Mann mit dem Colt auf den Teppich sinken ließ. Sein Kopf stand in ungewöhnlichem Winkel ab.

Auria schrie wieder auf.

Trent holte sich sein Messer zurück, barfuß lief er den Niedergang hinunter. Ein dritter Schrei von Auria verriet ihm, welche der beiden Türen er nehmen mußte, und schon drehte er am Griff. Alfredo hatte ihm das Gesicht zugewandt und stand auf der anderen Seite der Kabine. Er hatte Auria seinen Gürtel um den Hals gelegt, das Mädchen kniete mit dem Rücken zur Tür zu seinen Füßen und würgte, als Alfredo sie mit einem Ruck hochzerrte, um seinen Körper zu schützen, und gleichzeitig unter das Kissen auf der Koje nach seiner Automatikpistole griff; blitzschnell feuerte er über Aurias Schulter hinweg. Trent hatte sich geduckt und machte einen gewaltigen Satz auf ihn zu, stieß mit der Schulter Auria zur Seite und knallte mit seiner linken Hand die Pistole gegen die Schutzwand, während Alfredo ein zweites Mal abdrückte. Doch da krachte bereits Trents Handballen in Alfredos

Nase. Die Wucht des Schlages trieb den Knochen bis in Alfredos Gehirn.

Trent rollte von der Kojе herunter, auf die er gestürzt war, und zog Auria auf die Beine. Oben waren Schüsse zu hören; er schnappte sich Alfredos Automatik und lief in geduckter Haltung den Niedergang hoch. Weitere Gewehrschüsse im Ruderhaus! Trent stürmte durch den Salon, ohne Rik und Marco eines Blickes zu würdigen. Pepito versperrte ihm den Blick auf den vorderen Niedergang. Das Ruderhaus war für den Mexikaner ziemlich niedrig, mit gebeugten Knien lehnte er an der Schutzwand und drückte mit dem Daumen Patronen in das Magazin der Waffe, die er dem Mafioso samt Munition im Salon abgenommen hatte. Er schaute sich zu Trent um und meinte: »Die Schüsse bei dir haben sie aus ihrer Deckung gescheucht.«

»Hast du sie alle?«

»Si, *companero*.«

»*Gracias*.« Trent drehte sich wieder um, als Auria den Niedergang hochkam. Über ihren Brüsten hatte sie ein Laken zusammengeknotet. Alfredos Gürtel hatte einen roten Striemen an ihrem Hals hinterlassen, auch die Spuren seiner Ohrfeigen waren deutlich auf ihren Wangen zu sehen. Wie ein Boxer stand Auria am oberen Ende des Niedergangs und glich die Bewegungen des Schiffes aus.

»Alles in Ordnung?« fragte Trent.

Sie nickte, und er wandte sich Richard zu, der zerknirscht in einem der Sessel hockte. Dunkle Blutergüsse waren auf seinem Gesicht zu sehen, seine rechte Braue war blutverkrustet. »Gut gemacht, ihr beide! Jetzt sollten wir das Geld besser auf die *Golden Girl* umladen.«

Sie packten die Barren auf beiden Seiten in die Spinde im Cockpit des Katamarans, ließen zwei Barren auf der Motoryacht zurück, und Trent verstaute seine Waffen wieder unter der Bank im Salon. Er überließ es Marco, die Tauchausrüstung aus dem Schlauchboot zu holen, und kletterte zurück auf die Motoryacht. Pepito folgte ihm. Bei der tropischen Hitze stank es in der Yacht schon



jetzt wie in einem Schlachthaus.

Trent brauchte Beweise dafür, daß es sich bei den Männern um Mafiosi handelte, Beweise, daß ihnen das Gold gehört hatte und daß es daher auch auf ihr Konto ging, es verschwinden zu lassen. Auria und ihr Vater hatten getan, was möglich gewesen war. Sie traf keine Schuld. Der Schlüssel zum ganzen Szenario waren die Goldbarren. Die Männer hatten gegeneinander gekämpft. Wer damit angefangen hatte, war unwichtig. Entscheidend war, daß sie jetzt tot waren und daß einer noch genügend Kraft gehabt hatte, den Autopiloten einzustellen.

»Wir ziehen einen der Männer, die du erschossen hast, ins Ruderhaus«, meinte Trent.

Pepito, ganz Polizist, wendete ein: »Im Ruderhaus gibt's überhaupt kein Blut.«

»Wisch einfach etwas Blut mit einem Handtuch auf«, meinte Trent. »Wir lehnen ihn über das Ruder und wickeln das Handtuch um seine Hüfte. Es wird aussehen, als ob er aus seiner Kabine dorthin gekrochen wäre. Das Gewehr geben wir deinem Mann mit dem gebrochenen Genick im Salon zurück und lassen ihn rückwärts den Niedergang zu den vorderen Kabinen hinunterfallen. Er hat die anderen beiden Männer aus den vorderen Kabinen erschossen und hatte dann das Pech, zu stürzen.«

Pepito wies mit einem Kopfnicken auf den Mann, den Trent mit seinem Messer in die Kehle getroffen hatte. Das Messer war Trents Markenzeichen, es gab zu viele Leute, die es kannten.

»Jag ihm eine Kugel durch die Messerwunde. Blut ist ja bereits da«, sagte Trent.

»Alfredo können wir lassen, wo er ist.«

»Meinst du, es wird hinhauen?«

»Wer soll sich denn groß um die Sache kümmern? Sechs Mafiosi? Du bist doch der Polizist.«

»Mein Interesse wäre geweckt«, meinte Pepito. »Es ist wie ein Problem im Schach - ich hätte vielleicht Lust, es zu lösen. Aber du hast recht. Sechs Mafiosi - ihr Tod

würde mich nicht weiter kümmern. Was ich unternehmen würde, hinge von dem Druck ab, den man von oben auf mich ausübte. Die Mafia hat Einfluß, so daß der Druck ganz schön stark sein könnte. Wohin schicken wir das Boot?»

»Nach Kuba.«

Pepito blickte zur Küste hinüber, während er die politischen Hintergründe einzuschätzen versuchte, die in Lateinamerika und in der Karibik so sehr Bestandteil jeder polizeilichen Ermittlungsarbeit waren. Die Mafia hatte Kuba ausgebeutet, als sie noch zur Diktatur Batistas freundschaftliche Beziehungen unterhielt, und war ein eingeschworener Feind der Revolution geblieben.

»In Kuba wird es hinhalten«, meinte Pepito. »Vielleicht sollten wir die Yacht noch ein paar Meilen das Riff entlangfahren lassen, bevor wir sie ihnen schicken.«

## 25

Kurz nach Tagesanbruch rief Estoban bei Roddy an und informierte ihn darüber, daß eine Motoryacht an der Nordküste auf Grund gelaufen wäre. Roddy fuhr hinaus, um ihn am Wrack zu treffen. An einem nahe der Küste gelegenen Korallenriff war der Yacht der Boden weggerissen worden; jetzt herrschte Ebbe, und die Yacht lag in nur wenige Zentimeter tiefem Wasser auf Grund. Die Küstenwache hatte Taue an ihrem Bug befestigt und wartete am Strand auf die Flut, die sie dabei unterstützen würde, die Yacht aus dem Bereich der Brandung herauszuziehen. Im Moment waren Roddy und Estoban mit den Leichen und den Fliegen an Bord allein.

Wie immer trug Estoban einen braunen Anzug und vergrub die Hände in den Taschen. Er wollte damit nicht etwa Fingerabdrücke hinsichtlich der Spurensicherung vermeiden, sondern demonstrierte seine Gleichgültigkeit. Die Verachtung gegenüber dem, was sie vorfanden, unterstrich er noch, indem er mit dem Fuß auf die Toten deutete. »Eine große Yacht, teure Kleidung, Waffen ... Was

hältst du davon, Roddy? Haben die sich wegen ein paar Kilo Gold umgebracht?»

»Das werden wir niemals herausfinden«, sagte Roddy.

»Wir wissen, daß sie Abschaum waren.« Estoban kletterte an der Seite der Yacht herunter und den Strand zu seinem Lada hoch. Roddy folgte ihm. Die Toten trugen die Handschrift des Briten, und Roddy fühlte sich eher unwohl als dankbar bei dem Gedanken, daß der Brite den Versuch der Mafia vereitelt hatte, sich das Gold zurückzuholen, das sie Roddys Vater gezahlt hatten. Roddy erinnerte sich, daß er sich für ungeheuer schlau gehalten hatte, als er auf den Gedanken gekommen war, Trent dazu zu verwenden, die *Beau Belle* aufzuspüren. Auch die Russen und Amerikaner waren sich ungeheuer schlau vorgekommen, als sie die Atomwaffen erfanden, dachte er und lächelte einen Augenblick. Dann jedoch erinnerte er sich daran, daß Estoban es gewesen war, der ihm die Akte Trent vorgelegt hatte.

Es entsprach nicht den Prinzipien der Abteilung Drei, daß Estoban ihn zur Yacht bestellte. Genausowenig war Estobans eigene Anwesenheit erforderlich. Das Wrack und die Morde gehörten in den Zuständigkeitsbereich der Polizei und der Küstenwache. Mit einem unguten Gefühl bei diesen Gedanken beobachtete Roddy, wie sich Estoban vorsichtig hinter das Lenkrad setzte.

Die Morgensonne hatte das Innere des Ladas in einen Backofen verwandelt, und Estoban fluchte, als die Hitze durch seine Hosenbeine hindurchbrannte. Dann grinste er Roddy an, der neben dem Wagen stand: »Die Kinder reicher Leute lernen schon in der ersten Klasse alles über Autositze, aber ich bin ein einfacher Bauer, Roddy, und das ist mein Problem. Doch ich mag dich. Tu dir einen Gefallen, mach eine lange Fahrt die Küste entlang und sieh zu, ob du noch eine Yacht findest.«

Eine Warnung, dachte Roddy. Er schaute zu, wie der häßliche, eckige russische Wagen den Weg zur Hauptstraße hochrumpelte. Als er auf das Meer hinausblickte, dachte er wieder an den Briten, an Rocco und Roccas Schwester.

Und an seinen Vater, der aus ihm einen Verbrecher gemacht hatte.

Pepito war unter dem Sonnensegel im Cockpit der *Golden Girl* eingeschlafen, so daß das Geflecht vorne frei geblieben war. Trent legte sich mit dem Gesicht nach unten darauf und genoß die Morgensonne. Er hatte gewußt, daß er keinen Schlaf finden würde.

Dann hörte er, wie nackte Füße das Seitendeck entlang auf ihn zukamen; der leichte Wind trug Aurias Geruch zu ihm herüber. Sie setzte sich ein wenig entfernt von ihm hin, sagte aber kein Wort. Schließlich drehte er den Kopf und murmelte: »Ich habe dir noch gar nicht gedankt. Daß du nicht vergessen hast zu schreien, hat uns gerettet. Das und Riks bühnenreife Nummer im Salon.«

»Was willst du mit dem Gold machen?«

Im Moment benötigte er es als Köder. »Wir haben alles so angelegt, daß Alfredos Verbündete glauben werden, die kubanischen Behörden hätten es«, sagte Trent.

»Wenn die Mafia glaubt, sie käme daran, wird sie es sich holen.«

»Warum geben wir es ihnen nicht?«

»Warum sollten wir das tun?« fragte Rik.

Sie blickten hoch und sahen, daß Rik sie vom Kabinendach aus beobachtete. Blutergüsse hatten seine Wangen und sein Kinn blau anlaufen lassen, sein rechtes Auge war fast zugeschwollen. Er saß mit gekreuzten Beinen da und wirkte ganz unbefangen.

Auria warf ihm einen wütenden Blick zu. Mit straffen Schultern und hochgerecktem Kinn meinte sie: »Laß uns in Ruhe!«

Rik erwiderte: »Nein. Ich will die Wahrheit wissen.«

»Welche Wahrheit?« Ärgerlich schüttelte sie den Kopf und sah ihn störrisch an.

»Daß ich dich von Anfang an getäuscht habe? Verdammt noch mal, du bist mir völlig gleichgültig, Rik! Alfredo sagte, ich müßte herausfinden, wo die *Beau Belle* gesunken ist, andernfalls würden sie Dad umbringen. So läuft das in den Staaten.

Und das ist nichts für kleine Kinder.«

»Nur daß ich kein Kind bin, Auria«, sagte Rik.

»Ich hätte dir das also sagen sollen? Was hättest du denn tun können?« Sie wandte sich von ihm ab, ihre Schultern waren hochgezogen und vor Wut so verspannt, daß sich die Muskeln wie zwei Wülste zu beiden Seiten ihrer Wirbelsäule wölbten.

Ruhig meinte Rik: »Es hätte irgendeinen Weg gegeben.«

»Ach ja? Und welchen?« Sie drehte sich zu Trent um. »Und was dich betrifft - vielleicht hätte ich ja ahnen müssen, daß du eine verfluchte Mordmaschine bist. Wo werben Leute wie du nur für sich, Mr. Trent?«

»Trent ist Polizist, Auria«, sagte Rik.

»Was?« Sie wirbelte herum, ihr Mund war leicht geöffnet und ihre Augen ganz rund, so entgeistert war sie. »Stimmt das?«

»Unbezahlt und ein paarmal meines Amtes enthoben«, sagte Trent.

Auria grub ihre Daumennägel in die Seiten ihrer Zeigefinger, als sie sich daran erinnerte, wie Alfredo sie zu seinem Wagen herübergewinkt hatte, der auf der anderen Seite der Straße am Tennisclub geparkt war. Er hatte sie angewiesen, ihren Vater dazu zu überreden, die *Beau Belle* von Rogerton-Smithe zu chartern. Später hatten sie ihr gesagt, daß sie Kontakt mit Rik aufnehmen müsse und ihr mitgeteilt, wie sie mit der Suche nach der gesunkenen Yacht beginnen sollte. »Wenn du deinen Vater lebendig wiedersehen willst, dann mach alles richtig«, hatte er gesagt. »Ich persönlich habe nichts gegen ihn, aber Geschäft ist Geschäft.«

Sie hatte sich nie die Mühe gemacht, ihn anzuflehen oder zu weinen. Obwohl sie beides getan - oder sogar sich selbst angeboten hätte, wenn das sinnvoll gewesen wäre. Leider kannte sie diese Männer nur zu gut. Sie benutzten Frauen. Selbst ihre Ehefrauen, die sie bei sich zu Hause hatten und aus allen Geschäften heraushielten, waren für sie Werkzeuge und nur dafür da, für Nachwuchs zu sorgen, zu kochen und die Wäsche einzusammeln. Sie haßte sie. Schon als Kind hatte sie sie gehaßt, wenn sie ihren Vater besucht hatten und dem kleinen Mädchen Süßigkeiten und nette Worte mitbrachten. »He, Tony! Paß gut auf sie

auf, ja? Verdammt noch mal, sie ist ein richtiger Engel!« Immer hatten sie ihr Angst eingejagt, denn selbst als kleines Kind hatte sie die Furcht ihres Vaters spüren können, wenn er hin und her eilte, um den Männern gefällig zu sein. Die falsche Freundlichkeit und Vertraulichkeit, die kleinen Witze, die sie machten, die unschuldig gerungenen Hände ihres Vaters, wenn er seine Kellner hin und her scheuchte, damit sie frische Tischtücher über dem bereits makellosen Tisch ausbreiteten - das alles hatte ihre Angst verstärkt.

Zuerst hatte sie nicht begreifen können, warum ihr Vater, ein großer, lachender Mann mit einer so starken und warmen Liebe, so klein werden konnte. Sein stolzer Bauch hing plötzlich an ihm herunter, als hätte er keine Muskeln mehr, sein Gesicht alterte vor ihren Augen. Sobald sie begriffen hatte, worum es ging, hatte sie sich fest entschlossen, nie zuzulassen, daß ihr eigenes Leben mit diesen schändlichen Dingen in Berührung käme. Doch jetzt saß sie selbst in der Falle. »Dad hat nie etwas Schlechtes getan. Er besaß ein Restaurant und hat Leute mit Rogerton-Smithe bekanntgemacht. Sein Geld hat er bei Lloyd's verdient. Er dachte, er würde ihnen einen Gefallen tun. Ich habe dann das Schiff gechartert.«

»Wem hast du davon erzählt?« fragte Trent.

»Hältst du mich für verrückt?« Sie zuckte die Schultern, und die Wut über diese Zwangssituation verkrampfte ihren ganzen Körper. »Anfangs habe ich Marco geschrieben, daß es langfristig eine Chance für ihn gebe, wenn er sich dazu entschließen könne, seßhaft zu werden, aber das war alles. Er hatte mir vom Mittelmeer einen Brief geschickt, hatte dort bei irgendeinem Rennen mitgemacht und klang sehr bedrückt.«

»Wahrscheinlich können wir die Situation doch noch retten«, meinte Trent.

»Versuch, noch ein wenig Schlaf zu finden. Wir werden die ganze Nacht über auf den Beinen sein.«

»Vor zehn Uhr werden sie nicht tauchen«, meinte Admiral de Sanchez zu Roddy, als sie die Wandkarte mit der Nordküste Kubas und dem Old Bahama Channel im

Büro des Admirals studierten. Er tippte auf die flache Stelle zwischen den beiden kleinen Inseln, an der die *Golden Girl* vor Anker lag. »Schade, daß wir auf ihrem Schlauchboot keinen Sender haben! Aber zumindest werden wir wissen, wann sich der Katamaran in Bewegung setzt.«

Auria erklärte energisch, daß sie wieder über genügend Kraft verfüge, um nach der *Beau Belle* zu tauchen, und Trent glaubte, es sei wichtig, ihr die Chance zu geben, vor sich selbst besser dazustehen. Pepito und Marco tauchten als erste, während Trent und Auria das Gold zum Rand des Hohlraums brachten. Sie warteten anderthalb Stunden im Schlauchboot, bevor sie das zweite Mal hinabtauchten. Jetzt gingen Trent und Auria in das Wrack. Das letzte Dutzend Barren klemmte auf dem Boden des Maschinenraums unter einer Stahlkiste mit Motorersatzteilen fest, die sich aus den bereits durch die Explosion gelockerten Befestigungen gerissen hatte. Vergebens versuchte Trent, die Kiste mit der Brechstange hochzuhebeln. Er dachte daran, die Barren einfach liegenzulassen, aber das erschien ihm dann doch als Zeichen der Schwäche, des Nachgebens und des Versagens, und daher winkte er Auria zu sich. Beide stiegen nach oben, gesellten sich am Rand des Hohlraums zu Marco und Pepito tauchten nach einer Dekompressionspause zur Wasseroberfläche auf. Eine Stunde warteten sie im Schlauchboot ab, dann schwammen alle vier wieder hinunter; jeder hatte einen Matchbeutel bei sich. Oberhalb der Kante zum Hohlraum machten sie die Leinen der Beutel fest, dann schwammen sie mit den Beuteln weiter nach unten bis zur *Beau Belle*. Die drei Männer ließen sich in den Maschinenraum gleiten. Trent und Pepito wuchteten die Kiste einen halben Meter in die Höhe, und Marco holte die zwölf verbliebenen Barren darunter hervor. Außerhalb des Schiffsrumpfes steckten sie das Gold in die Matchbeutel und begannen den langsamen Aufstieg aus dem Hohlraum. Während ihrer drei Tauchgänge hatte sich der Stickstoff in ihrem Blut angesammelt, und die Tauchcomputer verordneten ihnen in einer Tiefe von einundzwanzig Metern eine Dekompressionspause von drei Minuten, und dasselbe bei zehneinhalb Metern.

Mittlerweile war der Mond aufgegangen, und als sie sich gegen die Klippenwand lehnten, schauten sie zu, wie ihre Luftblasen zu der mit einem fahlen Schein überzogenen Wasseroberfläche hinaufrieselten. Pepito war der erste, der den Schatten sah; er berührte Trent am Arm und zeigte auf den Hai, der am Rand der Klippe entlangglitt. Trent tastete an seinem Bleigurt entlang, und ihm fiel ein, daß er vor nicht allzulanger Zeit, als er sich rückwärts aus dem Schlauchboot fallen ließ, gedacht hatte, jetzt seien alle Gefahren vorüber. Dieser letzte Tauchgang würde nur kurz sein, hatte er gemeint, und es wäre unnötig, den Sprengstock mitzunehmen. Zwei Minuten mußten sie noch verharren, bevor sie die nächste Etappe aufsteigen konnten, und es blieb ihnen nichts übrig, als abzuwarten.

Die Taucher beobachteten, wie die sich vor der mondbeschienenen Wasseroberfläche deutlich abhebende dunkle Gestalt des Hais im Wasser kreiste. Um sich besser schützen zu können, hatten sie sich eng aneinandergedrängt und hingen keine fünf Meter unterhalb der Kante des Hohlraums. In der Gruppe und mit dem Rücken an der Klippenwand waren sie vergleichsweise sicher, sobald sie jedoch in offenes Wasser aufstiegen, würden sie hilflos und leicht angreifbar sein. Trent rechnete aus, daß ihre Luft noch für weitere fünfzehn Minuten reichte, daß sie jedoch in einer Wassertiefe von sechs Metern eine Dekompressionspause von mindestens fünf Minuten einlegen mußten. Und das war genau die Tiefe, in der der Hai herumschwamm. Wie dicke Fleischbrocken würden sie diese fünf Minuten im Wasser hängen; das Schlauchboot schwebte wie ein undeutlicher schwarzer Klecks links über ihnen, war zum Greifen nahe, aber unerreichbar, solange der Hai in seinem Territorium seine Runden drehte.

Der leichte Wind hatte zugenommen, am nördlichen Horizont hatte sich in der letzten Stunde eine dunkle Wolkenwand aufgetürmt. Der Mond jedoch beschien weiterhin die Wasseroberfläche, so daß Richard direkt unterhalb des Schlauchbootes ins Wasser hineinsehen konnte. Zweimal meinte er, aus den Augenwinkeln heraus etwas entdeckt zu haben - und jetzt, als der Schatten unter



dem Schlauchboot entlangglitt, erkannte er eines der Monster, das als Kind seine Alpträume vom Meer bevölkert hatte.

Als junger Mann hatte er in der Hoffnung Meeresbiologie studiert, seinem meist abwesenden Vater damit eine Freude zu machen. Immer noch konnte er sich an die verschiedenen Haie und ihre charakteristischen Merkmale erinnern. Dies hier war ein Tigerhai, er war mindestens doppelt so groß wie ein Mensch, dreieinhalb bis viereinhalb Meter lang. Tigerhaie bewachten ihr Territorium und galten als besonders angriffslustig. Richard dachte an Auria, die jetzt unter ihm im Wasser war, und an die drei Männer. Er begriff, daß sie Dekompressionspausen einlegen mußten, kannte jedoch nicht die genauen Werte. Der zweite Tauchgang war jedoch kürzer gewesen als der erste, und Trent hatte gesagt, dieser dritte würde noch kürzer sein. Sie waren mit den gleichen Flaschen wie beim zweiten Tauchgang hinabgetaucht, und er wußte nicht genau, wieviel Luft noch in den Preßluftflaschen verblieben war.

Unruhig schaute er zu den Flaschen des ersten Tauchgangs hinüber, die halbleer zwischen den Barren und dem Seitenwulst steckten. Dann fiel sein Blick auf die beiden Sprengstöcke, die aus Trents Tauchertasche herausragten.

Wieder schwamm der Hai einen Kreis, lautlos und scheinbar ohne die Flossen zu bewegen. Richard stellte sich vor, wie sich der sichelförmige Rachen des Hais in einen der Seitenwülste des Schlauchbootes grub. Mit einem Zischen würde die Luft entweichen; die Preßluftflaschen und die Goldbarren würden auf den zusammengesackten Wulst rutschen, und mit dem ganzen Gewicht auf einer Seite mußte das Schlauchboot unweigerlich kentern. In seinen Alpträumen hatte er sich oft in einem kleinen Holzboot aufgehalten, das hin und her schaukelte, wenn sein Vater auf die hintere Bank sprang. Sein Vater hatte über die schreckliche Angst, die er dabei ausgestanden hatte, nur gelacht. Als der Schatten ein weiteres Mal unter dem Schlauchboot daherglitt, fühlte Richard, wie die gleiche Angst wieder in ihm hochstieg. Er erinnerte sich an die panischen Schreie, die seine Mutter an sein

Bett geholt hatten.

Er dachte an Trent auf der Motoryacht der Mafia, erinnerte sich daran, wie ruhig der Brite in den Augenblicken kurz bevor er in Aktion trat gewirkt hatte. Das war das genaue Gegenteil von Panik gewesen und entsprach dem Zustand, in dem sich Richard befand, wenn er mit Geschäftsbilanzen konfrontiert wurde. Eigentlich handelte es sich hier doch um nichts anderes; eigentlich war doch auch dies nur ein Problem, das gelöst werden mußte.

Die Patronen Kaliber Zwölf für die Sprengstöcke befanden sich in einem wasserdichten Behälter in Trents Tauchertasche. Richard lud beide Sprengstöcke und lehnte sie gegen das Heck des Schlauchboots. Er band die kleine weiße Ankerboje an die Ankerleine und klappte die lange Klinge des Taschenmessers auf, das er seit zwanzig Jahren bei sich trug - eines der wenigen Geschenke seines Vaters. Mit dem Kompaß im Messergriff bestimmte er anhand eines der Leuchtfeuer an der Küste grob seine Position.

Schon beim ersten Betätigen des Starterknopfes sprang der Außenbordmotor an. Richard stellte auf Leerlauf und zog das Schlauchboot an der Ankerleine entlang, bis es sich direkt über dem Anker befand. Dort warf er die noch übriggebliebenen Preßluftflaschen über Bord, ließ die Ankerleine los, hielt seinen linken Arm über das Wasser und schnitt sich mit der Klinge seines Taschenmessers in die Innenseite seines Unterarms. Das Blut sickerte heraus; er gab Gas, entfernte sich langsam vom Blauen Loch und nahm Kurs auf das nächstgelegene Leuchtfeuer an der Küste.

Zweihundert Meter würden weit genug vom Hohlraum weg sein, dachte er. Die Entfernung richtig einzuschätzen, war jedoch schwierig. Er schaltete den Außenbordmotor wieder auf Leerlauf und kniete sich hin, um über die Seite des Bootes zu schauen. Das Blut tropfte von seinem Arm herab.

Jetzt galt es, Ruhe zu bewahren; er versuchte, nicht an Auria zu denken. Seit er den Hai zum ersten Mal gesehen hatte, waren jedoch zehn Minuten vergangen.

Vielleicht rangen sie bereits verzweifelt nach Luft! Das Blut tropfte weiter von seinem Arm ins Wasser. Es schien ihm zu wenig zu sein, und er schnitt heftiger, bis das Blut richtig spritzte; in seiner rechten Hand hielt Richard die Sprengstöcke über den Bootsrand. Einen Augenblick glaubte er, eine Rückenflosse aus dem Wasser ragen zu sehen, dann drehte sich der Schatten unter ihm weg. Er wartete, bis der Schatten wiederkam, jetzt bereits näher an der Wasseroberfläche. Als der Hai abdrehte, sah er kurz die bleiche Sichel seines Rachens.

Sekunden oder Minuten vergingen, und der Blutverlust machte ihn bereits benommen. Die Rückseiten der Waden und Oberschenkel begannen zu kribbeln, sein Magen fühlte sich leer an, ein saures Brennen stieg ihm in die Kehle, sein Darm drohte, sich zu entleeren. Der Hai schlug gegen den Boden des Schlauchboots. Es war kein heftiger Angriff, sondern eher ein Versuch, ein Gefühl für die Beschaffenheit der Beute zu bekommen. Ein plötzlicher Wirbel etwa zwanzig Meter entfernt im Wasser zeigte ihm an, daß der Hai wieder drehte und auf ihn zukam. Jetzt spürte Rik die Entschlossenheit des Tieres, es raste auf ihn zu, rollte sich im letzten Augenblick herum und stieg aus dem Wasser, um Richards Arm zu packen; der Buchhalter rammte ihm beide Sprengstöcke seitlich in den Kopf und drückte ab. Als die Explosionen den Hai nach hinten warfen, sah er dort, wo der Kopf des Tieres gewesen war, nur noch ein blutiges Loch klaffen.

Mit dem Gürtel band er oberhalb des Schnitts seinen Arm ab, schöpfte Wasser über den Wulst des Bootes und wischte mit der anderen Hand und seinem T-Shirt alle Blutspuren weg, damit keine weiteren Haie Witterung aufnehmen konnten. Langsam fuhr er dann wieder auf die alte Position am Blauen Loch zurück.

Wasser überträgt Geräusche über große Entfernungen hinweg, und Trent hörte, wie über ihnen der Außenbordmotor angeworfen wurde und wie die Preßluftflaschen, die Richard über Bord fallen ließ, ins Wasser klatschten. Überzeugt davon, daß Richard das Ganze unternahm, um ihnen zu helfen, fragte er sich, welchen Köder der Buchhalter verwenden würde, um den Hai von ihnen

wegzulocken. Jedenfalls verschwand der Hai, und Trent führte die Tauchgruppe über den Rand des Hohlraums hinaus und über den Sand hinweg zum Korallenblock, unter dem er den Anker des Schlauchbootes festgeklemmt hatte und wo er die Preßluftflaschen liegen sah. Mit der Taschenlampe zeigte er Auria die Flaschen und gab ihr sein Mundstück, während er ihre Flasche auswechselte. Auch Pepito und Marco tauschten ihre Flaschen um, und als letzter wechselte auch Trent seine Flasche gegen eine neue aus.

Sie schwammen wieder zum Rand des Hohlraums zurück, und Marco zog den ersten Matchbeutel hoch. Als sie bis in eine Höhe von fünf Metern aufgestiegen waren, hallte das Donnern einer Explosion durch das Wasser, und sie hörten rechts von sich den Außenbordmotor. Zehn Minuten später war Trent an der Wasseroberfläche und zeigte mit der Lampe ihre Position an.

Das Schlauchboot hielt auf sie zu.

Beim erstenmal hatte sich Richard nicht tief genug in den Arm geschnitten, beim zweitenmal zu tief. Wieder an Bord der *Golden Girl* spritzte ihm Trent ein Lokalanästhetikum in den Arm und nähte die Wunde, wußte jedoch, daß Richard einer chirurgischen Behandlung bedurfte, damit die Sehnen, die Nerven und eine kleine Arterie wieder miteinander verbunden wurden. Während Auria den Arm verband und die Aderpresse festhielt, half Trent Pepito und Marco dabei, den letzten Rest des Goldes vom Schlauchboot in die Spinde auf dem Cockpit zu laden.

Auria reichte ihnen Becher mit Suppe; Trent verschwand im Salon und schob seine rechte Hand hinter das Funkgerät, um nach dem Sender zu tasten. Die Wolkenbank auf der anderen Seite des Old Bahama Channel war nähergekommen, und die ersten Regentropfen spritzten auf ihre Gesichter, als sie den neuen Außenborder zum Heck der *Golden Girl* zogen. Trent sprang wieder in das Schlauchboot zurück und rollte die Ankerleine zusammen, während Marco nach vorne ging, um das kleinere Genuasegel am Vorstag anzuschlagen. Mit seinem Tauchermesser schlitzte Trent die Ankerboje des Schlauchboots auf, ließ

den Sender hineingleiten, schnitt die Boje los und ließ sie über den Seitenwulst ins Wasser fallen.

Wieder zurück im Cockpit gab er Pepito das Zeichen zum Hissen des Großsegels und signalisierte Marco, den Anker einzuholen. Mit dem backgehaltenen Großsegel schwenkte der Katamaran langsam herum und wies mit den Bugspitzen auf die offene See. »Hiß die kleine Genua!« rief Trent Marco zu, als Pepito ins Cockpit sprang und mit der Winsch die Schoten einholte.

Der Katamaran entfernte sich von der Sandbank am Ende des kleineren der beiden Inselchen, und Marco gesellte sich zu ihnen. Trent sagte: »Das nächste Krankenhaus befindet sich auf Kuba.« Pepito spielte den dummen mexikanischen Bauern, und Marco zögerte einen Moment, bevor er Trent half, indem er die Schoten fierte, während Trent vorsichtig das Ruder bewegte und Kurs auf die kubanische Küste nahm.

Wolken verdeckten die Sterne und den Mond. In Küstennähe wurde der Regen stärker, und heftige Windstöße verbargen die Leuchtfeuer am Eingang zu dem kleinen Fischerhafen. »Du solltest besser über Funk einen Notruf loslassen«, meinte Trent zu Marco. »Sag ihnen, wir brauchen einen Krankenwagen.« Eine Meile vor dem Hafen verschwand er im Salon. Auria saß da, hatte sich nach vorne gebeugt, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und hielt den Becher mit Kaffee in ihren gewölbten Händen, als wolle sie sich so davon abhalten, auf Rik einzuschlagen, der auf der Bank neben ihr lag. Ihr war tatsächlich danach, ihn zu schlagen oder heftig zu schütteln.

»Wie lange noch?« fragte sie heftig.

»Zehn Minuten...«

Das fast fünfundzwanzig Meter lange kubanische Patrouillenboot rollte in der Dünung des Old Bahama Channel. Der Admiral hatte seine Tochter in die Kabine des Kapitäns beordert, damit sie sich um ihre Mutter kümmerte, die in der Koje lag und den Kopf über einen Eimer hielt. Die letzten beiden Stunden hatte Roddy

den Funkpeiler nicht aus den Augen gelassen, aber die *Golden Girl* hatte sich von ihrem Versteck zwischen den kleinen Inseln nicht wegbewegt. »Sie müssen unter Wasser Probleme gehabt haben«, meinte er zu seinem Vater, als der Admiral den Funkraum betrat.

Der Funker brachte ihn zum Schweigen, kritzelte eine Nachricht auf seinen Schreibblock und reichte sie dem Admiral. »Ein Notruf auf der entsprechenden Frequenz, Sir! Die *Golden Girl* ist weniger als eine Meile von der Küste entfernt. Sie haben um einen Krankenwagen gebeten.«

Der Admiral stieß einen Ruch aus und tippte mit dem Finger gegen die Karte, als er den Kapitän anfuhr: »Volle Kraft voraus! Wir müssen an Land gehen und ihnen den Weg abschneiden!«

## 26

Das Städtchen schmiegte sich in die Biegung einer breiten Halbinsel mit sanft geneigten Hängen zwischen Küste und Berghang. Ein Fluß teilte es in zwei Hälften. In der Frühzeit der kleinen Stadt hatten die Boote in der Flußmündung festgemacht, doch im achtzehnten Jahrhundert hatten die Spanier eine parallel zur Küstenlinie verlaufende Mole errichtet, um den Ankerplatz vor den Stürmen zu schützen, die über den Old Bahama Channel hinwegfegten. Genau dieselben Stürme hatten aber auch dafür gesorgt, daß der Sand und der Schlamm aus der Mündung hinausbefördert wurden. Keine offizielle Stelle wollte zugeben, daß die Mole eine Fehlkonstruktion war; der Hafen versandete, die Stadt geriet ins Hintertreffen, und jetzt lagen die einzigen Ankerplätze auf der Außenseite eines hölzernen Piers, der rechtwinklig zur Mole ins Meer hinausragte.

Trent und seine Gefährten von der *Golden Girl* standen im Regen auf dem Pier und beobachteten, wie der Krankenwagen mit Richard darin aus der Stadt hinausfuhr, wie die Heckleuchten den Hang hochkletterten und hinter der Anhöhe

verschwanden. Sie waren von uniformierten Männern und Frauen umgeben, von denen nur wenige bewaffnet waren. Es waren Vertreter des Zolls, der Einwanderungsbehörde, der Polizei und der Küstenwache. Auria hatte Richard begleiten wollen, aber das war ihr offiziell untersagt worden. Diese Kubaner hatten keinerlei Erfahrungen mit ausländischen Touristen, sie gaben sich mißtrauisch und vorsichtig; einer von ihnen meinte, die *Golden Girl* sei die erste Yacht, die seit vierzig Jahren in diesem Hafen eingelaufen sei.

Die Lichter eines Autos näherten sich dem Kai entlang durch den Regen. Es war ein alter Lada, vielleicht auch ein neuer Lada - bei Ladas ließ sich das nur schwer sagen. Die Uniformierten wichen schwerfällig zur Seite. Ein Mann stieg aus. Einem oberflächlichen Beobachter wäre an ihm nichts Besonderes aufgefallen: Er war mittelgroß, weder besonders kräftig noch besonders hager, das Gesicht war weder rundlich noch eckig; der Mann trug einen braunen Anzug, ein gestreiftes Nylonhemd, an dem der oberste Knopf fehlte, und eine einfache rote Krawatte, die so oft gebunden und gelöst worden war, daß die Ränder ganz ausgefranst schienen. Er hatte müde, dunkle, achtsame Augen, hinter denen mehr Informationen gespeichert waren, als die meisten Datenbanken hätten fassen können. Es war Castros Leiter der Abteilung Drei, Estoban Tur.

Unsicher wegen des Protokolls, standen Trent und der Kubaner sich gegenüber und schauten sich an; das matte Licht der Lampen ließ ihre Gesichter fahlgelb wirken. Regen prasselte auf die Pflastersteine, das Meer plätscherte mit leisen, saugenden Geräuschen zwischen den Pfählen des Piers.

»Mahoney«, sagte Estoban. »Patrick Mahoney.«

»Mir ist der Name Trent lieber.« Trent konnte Pepito hinter sich spüren, lauernd; Marco wirkte fast desinteressiert; Auria war angespannt wie ein an der Leine zerrender Jagdhund.

»Sie sind hier eingelaufen.« Es war eine reine Feststellung, ohne die geringsten Anzeichen von Überraschung. Estoban hatte seit Jahren nichts mehr überrascht,

nicht einmal die Drogengeschäfte und die Korruption von General Alvarez, des Leiters der für die persönliche Sicherheit Fidel Castros zuständigen Abteilung.

»Ich hatte einen verletzten Mann an Bord.«

Estoban nickte zur Antenne auf dem Dach des Lada zurück. »Das hat man mir berichtet.«

»Wir haben draußen am Riff getaucht. Er hat sein eigenes Blut benutzt, um einen Hai von uns wegzulocken«, sagte Trent.

»Ein tapferer junger Mann.«

»Es wäre sehr freundlich, wenn Sie der jungen Frau erlauben könnten, ihm ins Krankenhaus zu folgen. Sie hat nichts mit irgendwelchen anderen Dingen zu tun.«

Estoban gab einem Polizisten ein Zeichen.

Trent wandte sich an Auria. Der Regen glänzte im trüben, gelben Licht der Lampen auf ihren Wangen. »Sie bringen dich zum Krankenhaus«, sagte er. »Es wird schon alles gut werden!«

Der Polizist nahm sie am Arm und führte sie den Pier entlang bis zu einem Wagen. Dann waren die beiden Männer wieder allein - allein in einer Sphäre, die nur ihnen vertraut war; Jahre eines geheimen Krieges isolierten sie von den anderen.

»Mahoney«, wiederholte Estoban und blickte Trent an. »Sie hätten nach Andres segeln können. Sobald Sie sich in bahamischen Hoheitsgewässern befunden hätten, wäre ein Hubschrauber gekommen, um den jungen Mann mitzunehmen. Kein großer Unterschied. Vier Stunden? Drei?« Er schaute zu den schlanken Konturen des Rennseglers hinüber. »Weniger.«

Trent zuckte die Schultern. »Ich habe Fidel ein Geschenk mitgebracht. In den Spinden auf beiden Seiten des Cockpits.«

Estoban streifte seine Schuhe ab, bevor er die *Golden Girl* betrat. Sein rechter großer Zeh lugte durch ein Loch in seiner Socke. Trent beobachtete ihn,



während er den Spind auf der Backbordseite öffnete. Der Kubaner machte sich nicht die Mühe, auch den Spind auf der Steuerbordseite zu untersuchen und fragte auch nicht, wieviel Gold es war. Soweit Trent es erkennen konnte, verriet er durch nichts, daß er überrascht war.

»Ein Geschenk für Fidel?«

»Wenn ich mich nicht irre, kann er es gut gebrauchen«, meinte Trent. »Mir gehört es nicht, und ich will es auch nicht haben.«

Estoban rief den Kubanern zu, sie sollten bis auf zwei Barren alles auf den Pier laden. Als sie damit fertig waren, meinte er. »Und jetzt weg mit euch. Mit euch allen. Nehmt den Mexikaner und den Amerikaner mit, und fangt etwas Nützliches mit eurer Zeit an. Trinkt. Irgendwo muß doch noch eine Bar offen sein.« An Marco gewandt, fragte er: »Haben Sie amerikanische Dollar dabei?«

Marco lächelte und nickte. Er war der einzige, den offensichtlich nichts aus der Ruhe zu bringen schien.

»Gut«, sagte Estoban. »Für Dollar bedienen sie euch, ganz gleich, wie spät es ist. Das neue Kuba... oder das alte Kuba ...« Er zuckte die Schultern voller Abscheu über die Ironie der Geschichte, die Kuba wieder in die Prostitution geführt hatte, und beobachtete, wie die Männer und Frauen die Mole entlanggingen. Marco und Pepito waren sofort der Mittelpunkt der Gruppe, die tiefe Stimme des Mexikaners polterte, plötzliches Lachen durchbrach die Spannung.

Estoban holte sich seine Schuhe zurück, schien einen Moment lang aber nicht zu wissen, was er mit ihnen anfangen sollte. Eine der Sohlen war durchlöchert. Schließlich setzte er sich auf die Mole und ließ seine Füße über den Rand hängen. Trent setzte sich neben ihn, achtete aber darauf, den Abstand zu wahren. Schweigend saßen sie da. Der Regen überzog das vom Licht der Lampen bestrahlte Meer mit einem Muster aus sich überlappenden Kreisen, wie auf dem See in Irland, an dem Trent als kleiner Junge mit seinem Großvater,

der ebenfalls auf den Namen Patrick Mahoney getauft war, geangelt hatte.

Trent warf einen Stein ins Wasser. Die beiden Männer schauten zu, wie sich die Ringe ausbreiteten, und Trent deutete mit einem Kopfnicken auf die Barren.

»Auf der Yacht mit den Goldbarren befanden sich vier Besatzungsmitglieder. Zwei von ihnen sind ermordet worden. In der ersten Nacht, in der wir nach dem Gold getaucht haben, hat die Mafia auf uns gewartet.«

»Die weiße Motoryacht? Da haben Sie gute Arbeit geleistet.«

Trent dachte daran, ihm zu sagen, daß Pepito einen größeren Anteil daran gehabt hatte als er, aber das war unwichtig. »Möchten Sie einen Drink?«

»Rum?«

Trent holte eine Flasche dunklen dominikanischen Rum aus dem Salon. Es war keine Nacht für Gläser. Seine nasse Hose klebte an seinen Schenkeln, als er sich wieder neben den Kubaner auf den mit Pfützen bedeckten Kai setzte. Estoban trank, reichte die Flasche zurück und wartete. Trent sagte: »Es ist das Drogengeld der Generäle aus Angola, aber das wissen Sie ja selber.«

»Gold ist eine große Versuchung.« Der Kubaner neigte die Flasche und warf einen prüfenden Blick auf das Etikett. »Auch wir machen guten Rum«, sagte er traurig und offensichtlich ohne daran zu glauben, daß Trent der Meinung wäre, irgend etwas aus Kuba könne Qualität haben.

Dann hörten sie das leise Tuckern der Turbodiesel. Mit gedrosselter Kraft schob sich vorsichtig ein Patrouillenboot um das Ende der Mole. Eine Regenbö verhüllte es, doch sie hörten die Ketten rasseln, als der Kapitän die vorderen und hinteren Anker setzte, um die Hafeneinfahrt zu blockieren. Die Regenbö fegte weiter, zwei Matrosen saßen an der Schnellfeuerkanone mit dem Zwillingsslauf auf dem Vorderdeck des Patrouillenbootes. Bei einer Geschwindigkeit von vierzig Knoten würde das Boot in drei Stunden mit Gold im Wert von dreizehn Millionen an Bord in Florida in Sicherheit sein.

Trent sagte: »In die Sache muß ein Admiral verwickelt gewesen sein, ferner die

Luftwaffe und Generäle der Armee.«

»De Sanchez. Wenn er entkommt, werden die Amerikaner ihn als Held feiern.«

Estoban deutete mit einem Kopfnicken auf die Kanone auf dem Patrouillenboot.

»Sie werden erst dann schießen, wenn der Admiral eintrifft. Wie ein junger Hahn wird er noch ein wenig krähen wollen.«

Die Scheinwerfer von drei Autos kippten über die Anhöhe oberhalb des Hafens, und die beiden Männer beobachteten, wie sich die Fahrzeuge auf der gewundenen Straße zwischen den Bäumen hindurch der Stadt näherten. Als Windstöße vom Meer den Regen vor sich hertrieben, gerieten sie zweimal außer Sicht.

Der Kubaner blickte durch den Regen zu den tieftreibenden Wolkenfetzen hoch.

»Ich habe meine Männer mit Hubschraubern ganz in der Nähe stationiert, aber nur der Präsident kann die Erlaubnis zu einem Einsatz geben. Ihn nachts aufzuspüren, ist nicht gerade einfach.«

Trent wußte aus den Akten, daß Castro jede Nacht in einem anderen Haus schlief, um einem Attentat aus dem Weg zu gehen. Der Wind heulte in der Takelage der *Golden Girl*, als er antwortete: »Hubschauber werden nicht viel nützen. Was ist mit dem Telefon?«

»Die Verbindung wurde zehn Minuten nach Ihrem Funknotruf unterbrochen. Wir sterben zusammen.«

»Ich bin noch nicht bereit, zu sterben«, meinte Trent. Estoban lachte leise in sich hinein.

Die Fahrzeuge hatten die Stadt erreicht, das Licht ihrer Scheinwerfer glitt über die Hütten und beleuchtete einen kleinen, von Bäumen beschatteten Platz mit einer Statue in der Mitte. Wie Trent erwartet hatte, hielten die Fahrzeuge kurz an, dann tauchten sie auf der Hauptstraße wieder auf, die zum Hafen herunterführte. Als erstes kam ein russischer Jeep, dahinter folgten zwei Militärlastwagen. Am Ende des Piers blieben die drei Fahrzeuge stehen, Marinesoldaten sprangen über die Ladeklappen der Lastwagen. Ein Unteroffizier erteilte laute Befehle, und eine

Gruppe Soldaten verteilte sich fächerförmig über die Straße, die anderen folgten den drei Offizieren - einem Flotillenkommandanten, Admiral de Sanchez und einem jungen Leutnant, der wahrscheinlich der Sohn des Admirals war - auf ihrem Weg den Pier entlang. Marco begleitete sie, und Trent sagte: »Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist, gehört der Amerikaner mir.«

Trent vermutete, daß der Admiral dem Patrouillenboot befohlen hatte, vor dem Hafen zu bleiben, weil er befürchtete, die Mannschaft könnte sich sonst das Gold schnappen und Reißaus nehmen. Die Verzögerung war gefährlich, denn bei Tagesanbruch mußte er sich außerhalb der kubanischen Hoheitsgewässer befinden, andernfalls würde ihn die kubanische Luftwaffe unter Beschuß nehmen. Die Marinesoldaten waren mit Maschinenpistolen bewaffnet, hatten aber keine Handgranaten bei sich; die Pistolen der drei Offiziere steckten in ihren Halftern. Estoban rief dem Sohn des Admirals zu: »Du hast dich also doch zum Abschaum gesellt, Roddy! Ich hatte mir Besseres von dir erhofft!« Die drei Offiziere waren jetzt nicht mehr weit entfernt; Trent und Estoban standen zwischen ihnen und der Kanone auf dem Patrouillenboot.

Der Admiral sagte: »Du sprichst von Abschaum, Tür? Du? Bei einem Vater, der Feldarbeiter war!« Er brauchte Raum für seine Verachtung und hatte sich einen Schritt von seinen Gefährten entfernt. Für einen Augenblick waren Trent und Estoban von den Marinesoldaten abgeschirmt, und Trent versetzte Estoban einen heftigen Stoß nach vorne. Als sie im Wasser aufkamen, riß Trent ihn mit einem kräftigen Ruck an seinem Kragen zwischen die Pfähle des Piers nach rechts hinten in den Schutz der *Golden Girl*.

Der Admiral schrie seinen Männern zu, sie sollten die beiden töten, und die Holzsplitter flogen, als ein Marinesoldat sich auf den Bauch legte und mit seiner Maschinenpistole die Unterseite des Piers vom vorderen Ende bis zum Katamaran hin unter Feuer nahm. Trent flüsterte Estoban zu, er solle unter der *Golden Girl* abtauchen; zwischen den beiden Rümpfen des Katamaran kamen sie

wieder an die Wasseroberfläche. Trent schob Estoban zum entfernteren Rumpf hinüber und gab ihm zu verstehen, er solle sich so darunterlegen, daß nur sein Gesicht aus dem Wasser ragte. Er selbst tauchte unter dem Rumpf hinweg und schnitt das Schlauchboot los.

Immer wieder bestrichen die Marinesoldaten die Pfähle unterhalb des Piers mit dem Feuer ihrer Maschinenpistolen. Fluchend krochen sie auf dem Bauch über den Pier und suchten dessen Unterseite ab. Nur zwei von ihnen hatten Taschenlampen dabei, Regen und Wolken verstärkten die Dunkelheit der Nacht, und es war Flut, so daß zwischen den Holzplanken des Piers und der Wasseroberfläche nur ein halber Meter lag.

Die Marinesoldaten konzentrierten sich auf den Landesteg, und das Schlauchboot war schon bis zur äußeren Begrenzung des Scheins der trüben Lampen getrieben, bevor einer der Soldaten es entdeckte. Salven aus den Maschinenpistolen zerfetzten die Seitenwülste; durch das Sperrfeuer hindurch hörte Trent das schleifende Geräusch, das die Ankerketten des Patrouillenbootes verursachten. Der Admiral mußte dem Kapitän den Befehl gegeben haben, anzulegen, um das Gold einzuladen.

Er hörte auch, wie der Admiral einem Marinesoldaten zurief, die *Golden Girl* zu versenken, und wie Marco zu ihm sagte, der Katamaran ließe sich nicht versenken, weil sein Auftrieb größer sei als sein Gewicht.

»Dann macht ihn los«, befahl der Admiral. »Und durchsucht ihn vorher!« fuhr er die Soldaten an. Schwere, gummibesohlte Kampfstiefel landeten im Cockpit. Trent zählte zwei Männer.

Die Dieselmotoren des Patrouillenbootes dröhnten auf, als der Kapitän sein Schiff mit der Längsseite zum Pier schwenkte. Einer der Marinesoldaten auf der *Golden Girl* beugte sich über das Heck des Katamarans und bestrich den Zwischenraum zwischen den beiden Rümpfen mit seiner Maschinenpistole. Sein Gefährte betrat derweil den Salon. Roddy rief: »Vergeßt es! Sie müssen

beim Schlauchboot gewesen sein!«

»Schafft das verfluchte Ding endlich aus dem Weg!« brüllte der Admiral, während sich das Patrouillenboot langsam zum Pier schob. »Und bleibt an Bord!« rief er den Marinesoldaten auf dem Katamaran zu. Die Leinen schlugen auf dem Deck auf und die *Golden Girl* schwankte, als einer der Männer sie vom Pier wegdrückte. Ein Windstoß fegte unter das Brückendeck des Katamarans und schwenkte ihn herum, so daß er mit dem Bug zu der dem Hafen zugewandten Seite der Stadt wies.

Einer der Marinesoldaten ging vom Salon aus in den Backbordrumpf; wahrscheinlich suchte er nach Wertsachen. Trent dachte, der andere müsse wieder auf den Pier gesprungen sein. Er tauchte unter den Rumpf und gab Estoban mit einem Zeichen zu verstehen, daß er dort bleiben solle, wo er sich gerade befand. Die unachtsam geöffnete Klappe eines Spinds schlug gegen die Cockpitwand, als Trent nach der Bordleiter griff. Dann erstarrte er, denn der Marinesoldat, den er bereits an Land gewöhnt hatte, schrie erstaunt: »Heilige Mutter Gottes!« Dann rief er leise: »Toni, komm mal rüber und schau dir das an!«

Die Stiefel des zweiten Marinesoldaten tappten quer durch den Salon, während Trent wieder unter das Brückendeck zurückglitt. Estoban beobachtete ihn, als er sich am Griff der Bodentür zu schaffen machte, die oben in den Salon führte. Trent öffnete sie vorsichtig und zog sich hindurch. Im Cockpit flüsterten die Marinesoldaten. Sie hatten Trents Anteil an dem Gold entdeckt, den Estoban an Bord gelassen hatte.

Trent hob die Sitzfläche der Bank hoch und zog eine Repetier-Schrotflinte Kaliber Zwölf heraus. Mit dem Lauf stieß er die Salontüren auf, und die Marinesoldaten blickten hoch. »Nicht bewegen, nicht sprechen, nicht einmal denken!« warnte er sie. »Estoban!« rief er dann gedämpft.

Schwerfällig kletterte der Leiter der Abteilung Drei die Bordleiter am Heck des

Backbordrumpfes hoch und nahm das Gewehr entgegen, während Trent die beiden Marinesoldaten fesselte und knebelte und in den Salon zerrte. Die *Golden Girl* war bereits hundert Meter vom Pier weggetrieben und im Schutz der Dunkelheit rannte Trent nach vorne, um den Anker zu setzen.

Im Spind am Mastfuß auf dem Brückendeck bewahrte Trent ein zusammengerolltes, etwa dreißig Meter langes Stahlseil für die Takelage auf, das stark genug war, jedem Zug standzuhalten. Er zog sich aus und legte seinen Taucheranzug mit Flossen, Taucherbrille und Atemrohr an. Ein hohler Fender, den er an der Seilrolle befestigte, gab ihr genügend Auftrieb, und er sprang über Bord.

Das Patrouillenboot lag mit der Längsseite am Pier. Die Männer an der Schnellfeuerkanone hatten diese herumgeschwenkt, so daß sie jetzt auf die Hauptstraße zeigte. Ein halbes Dutzend Marinesoldaten reichten die Goldbarren hoch zum Achterdeck, wo Matrosen sie durch eine Luke nach untern weitergaben. Andere Marinesoldaten durchsuchten immer noch das Pfahlwerk unterhalb des Piers. Sie nahmen wahrscheinlich an, daß Trent und Estoban geflüchtet waren und rechneten nicht mit einem Angriff, trotzdem mußte Trent darauf achten, daß er mit seinen Flossen keine Plätschergeräusche erzeugte. Er wußte, daß ihm höchstens noch einige Minuten zur Verfügung standen.

Als er das Patrouillenboot erreicht hatte, hörte er den Admiral oben auf der Brücke etwas rufen. Unmittelbar darauf forderte eine Sirene die Marinesoldaten aus der Stadt und die Männer, die das Ende des Piers bewachten, auf, an Bord zu kommen. Mit dem Seilende über der Schulter bewegte sich Trent vorsichtig den Rumpf entlang nach hinten, tauchte ab und wickelte das Kabel um eine der beiden Schiffsschrauben des Patrouillenbootes. Bevor er wieder an die Wasseroberfläche kam, durchschnitt er die Bänder, die die Seilrolle zusammenhielten, holte tief Luft und tauchte wieder. Schon an Land wäre es schwierig gewesen, mit dem Kabel zu hantieren, und unter Wasser war es fast unmöglich. Trotzdem brachte er es fertig, auch um die Flügel der Schiffsschraube auf der Backbordseite einige Schlingen zu

legen.

Ein Offizier brüllte den Marinesoldaten zu, sie sollten sich beeilen, wenn sie nicht zurückbleiben wollten. Als Trent wieder nach Luft schnappte, hörte er die stampfenden Schritte der Soldaten auf dem Pier. Wieder unter Wasser, wickelte er die ganze Länge des Kabels um beide Schiffsschrauben und beide Schraubenwellen. Er hatte jetzt nicht mehr die Zeit, sich darüber Sorgen zu machen, ob man ihn sah oder nicht, kam am Heck an die Wasseroberfläche, sog seine Lungen voll und tauchte wieder nach unten, um die Enden des Seils mit einem lockeren Kreuzknoten zu verbinden.

Mit einem donnernden Tosen erwachten die Turbodiesel; das durch die Schiffsschrauben aufgewühlte Wasser schleuderte Trent zurück, drückte ihn nach unten, riß ihm die Taucherbrille vom Gesicht. Verzweifelt kämpfte er darum, in den Schutz des Piers zu gelangen, aber ohne seine Taucherbrille war er blind, und der tödliche Mahlstrom saugte an ihm, warf ihn hin und her und rollte ihn herum, so daß er jede Orientierung verlor und nicht mehr wußte, wo oben und unten war. Sein rechter Fuß schlug gegen Holz. Er riß sich herum, griff mit beiden Armen nach den Pfählen und drängte sich unter die Planken. Mitten im reißenden Strudel der Schiffsschrauben kam er an die Wasseroberfläche, als der Kapitän das Patrouillenboot vom Pier weglenkte, Kurs auf die offene See nahm und beschleunigte. Trent zog sich auf den Pier hoch und brüllte Estoban zu, er solle die Ankerleine der *Golden Girl* kappen.

Die Schiffsschrauben des Patrouillenbootes wirbelten dreißig Meter geflochtenes Stahlseil mit einer Bruchfestigkeit von vier Tonnen zu einem sich immer weiter verengenden Gewirr zusammen. Als erstes gab die Befestigung der Welle der Backbordschraube nach, dann brach die Welle, geriet in die andere Schiffsschraube und zertrümmerte deren Flügel.

Das Dröhnen der beiden Turbodiesel steigerte sich zu einem schrillen Kreischen, als Trent den Pier und den Strand entlangraste, um Estoban zu Hilfe zu kommen,



der in der *Golden Girl* durch den Wind an Land getrieben wurde.

Er kam an einem fünf Meter langen, mit einem Segel ausgestatteten kleinen Boot vorbei, das auf den Strand gezogen war, das für seine Zwecke geeignet schien. Pepito und die Kubaner hatten sich ihren Weg aus der Bar freigekämpft, in der sie die Marinesoldaten eingesperrt hatten, und rannten ihm entgegen. Trent brüllte Pepito zu, den Mast aus dem Boot herauszunehmen und das Boot ins Wasser zu schieben. Als er die *Golden Girl* erreicht hatte, erklärte er Estoban, was er mit dem Patrouillenboot gemacht hatte und daß es nicht weit über die Mole hinausgekommen sein konnte. »Wir müssen den Admiral daran hindern, in einem der Beiboote zu fliehen«, keuchte er.

Während Trent seine beiden Gewehre holte, befestigte Pepito den Außenbordmotor des Schlauchbootes am Heck des kleinen Bootes und brachte dort auch den Treibstofftank unter. Um schnell genug zu sein und auch aus Sicherheitsgründen mußte das Boot leicht gehalten werden, aber Trent brauchte einen Mann im Bug, um zu verhindern, daß sich das Boot vorne aufbäumte. Nur ein Mann ... Estoban nickte; er hatte mit dem Admiral jetzt eine persönliche Rechnung zu begleichen.

## 27

Das Patrouillenboot hatte Rettungsflöße für dreißig Menschen und zwei sechs Meter lange Beiboote an Bord. Es lag eine Meile vor der Küste, und der erste Marinesoldat hatte sich bereits einen einzelnen Goldbarren geschnappt und war mit einer Schwimmweste über Bord gesprungen, um an Land zu schwimmen. Fast unmittelbar danach tat es ihm ein zweiter Marinesoldat nach, ein Matrose folgte, und schließlich verließen fast alle Unteroffiziere und Mannschaften das Schiff, jeder auf eigene Faust.

Der Kapitän und der Erste Offizier standen Wache, während die Marineoffiziere

und Marco die beiden Barkassen ins Wasser schwenkten. Auch die Offiziere rafften soviel Gold zusammen, daß es für einen Neuanfang in den Vereinigten Staaten reichen würde, und teilten sich in zwei Gruppen auf: ein Beiboot für die Familie de Sanchez und Marco, das zweite für die übrigen Offiziere. Ein russischer Benzinmotor trieb die Barkasse an, und Roddy war überrascht, als der Motor beim ersten Druck auf den Anlasserknopf ansprang. Er nahm Kurs auf die offene See und gab Vollgas. Marco Rocco hatte sich mit einer Kalaschnikow bewaffnet und stand im Bug; Roddys Schwester saß mit ihren Eltern in der Mitte des Bootes. Der Regen hatte nachgelassen, der Wind auch, und die schwer gebaute Barkasse erreichte eine Geschwindigkeit von zwanzig Knoten, als sie durch die niedrigen Wellen raste.

Für einen Moment beleuchtete der Lichtstrahl eines Leuchtturms das andere Beiboot, und Roddy sah, daß sie sich bereits auf unterschiedlichen Kursen befanden. Kaum auszudenken, was die fehlgeschlagene Operation für Folgen haben würde; jetzt war sein Vater zu einem Ausgestoßenen geworden. Roddy stellte sich vor, wie seine Eltern in einem Apartment in Miami eingesperrt leben würden, sein Vater im Exil, von seinen Geliebten und seinen Uniformen getrennt; seine Mutter, ständig in Schwarz gekleidet, ohne jede Möglichkeit zum Besuch der von ihr so geliebten Beerdigungen und der Familiengräber. Nur seine Schwester würde sich zurechtfinden, ihr hatte ihr Vater beigebracht, wie sie sich gut verkaufen konnte - obwohl weder sie noch ihr Vater ihre Beziehung zu Marco als Prostitution angesehen hatten. Für sie war es lediglich die Folge deckungsgleicher Interessen gewesen.

Marco, der Mörder. Roddy haßte ihn.

Mit der schußbereiten Kalaschnikow glich der Amerikaner geschmeidig wie ein Tänzer die Bewegungen der Barkasse aus. Gelegentlich blickte er mit einem trägen Lächeln Roddys Schwester an. Das Lächeln verriet weder Begehren noch Zuneigung, sondern das selbstgefällige Gefühl, daß sie sein Eigentum war.

Plötzlich spannten sich seine Hände um das Gewehr - Roddy schaute sich um und sah bei der nächsten Bewegung des Lichtstrahls vom Leuchtturm die hoch auf gischende Bugwelle eines schnellen Bootes in ihrem Kielwasser. Der Brite, dachte er. Der Brite und Estoban Tur - wie die Verfolgungsjagd am Schluß eines Westernfilms, nur war sie jetzt Wirklichkeit. Und er hatte sich nie träumen lassen, dabei auf der falschen Seite zu stehen. Ganz im Gegenteil, der Romantiker in ihm hatte sich immer mit dem einsamen Hüter des Gesetzes identifiziert. Vorsichtig ließ er seine Pistole aus dem Halfter gleiten und klemmte sie unter seinen Schenkel.

Estoban kniete rechts vorne in der Gischt, die den Bug des kleinen Bootes einhüllte. Trent verlagerte sein Gewicht ein klein wenig nach vorne, um mitzuhelfen, den Bug unten zu halten. Er gab noch mehr Gas, als sich die beiden Barkassen vor ihnen voneinander entfernten. Im Vergleich zu dem hüpfenden Beiboot glichen die Barkassen festen Schlachtschiffen. Das kleine Boot war jedoch nur schwer zu treffen. Welche Barkasse war die richtige?

Wie als Antwort auf seine Frage wich das Beiboot links um weitere fünf Grad vom direkten Kurs auf das Riff ab. Als der Lichtstrahl des Leuchtturms das nächste Mal über das Wasser schwenkte, war das Kielwasser des Bootes verschwunden. Der Steuermann mußte den Motor abgestellt haben und hatte es wohl vorgezogen, sich im Schutz der Dunkelheit treiben zu lassen und nicht weiter zu flüchten.

Trent war sich sicher, daß der Admiral sein Heil in der Flucht suchte, zog das Ruder vorsichtig herum und jagte hinter der anderen Barkasse her. Mit der höchstmöglichen Geschwindigkeit raste er in einer Distanz von hundert Metern daran vorbei und änderte dann den Kurs, um ihr den Weg abzuschneiden.

Automatisch auf die Anordnung seines Vaters reagierend, stellte Roddy den Motor ab. Marco verschaffte sich einen sicheren Stand und wartete mit der Kalaschnikow an seiner Schulter darauf, daß der Lichtstrahl des Leuchtturms wieder über das kleine Boot hinwegschwenkte.

Wie ein Geschoß jagte es auf die Barkasse zu.

Der Lichtstrahl des Leuchtturms huschte wieder heran, und Trent sah die Frauen. Er fluchte, stellte den Motor ab und riß die Ruderpinne herum. Die plötzliche Veränderung ihrer Geschwindigkeit und der unverhoffte Richtungswechsel warfen Trent und Estoban auf die Bodenbretter, und das kleine Boot schlingerte mit seiner Breitseite auf die Barkasse zu. Eine einzige Salve aus Marcos Kalaschnikow, und alles wäre vorbeigewesen.

Der Lichtstrahl des Leuchtturms schwenkte wieder über das Wasser, und Roddy sah Marco lächeln. Seine rosafarbene Zungenspitze teilte die feuchten Lippen. Es war die gleiche Zunge, mit der Roddy seine Schwester berührt hatte. Estoban Tur war Kubaner. Dieser arrogante Gringo, dieser Hundesohn, dachte Roddy, und schoß Marco eine Kugel durch den Kopf.

Der Admiral machte einen Satz, um nach der zu Boden fallenden Kalaschnikow zu greifen. Er wirbelte herum, hob das Gewehr und zielte auf Estoban Tur, der noch hilflos auf dem Rücken lag. Roddy hob eine Pistole und rief seinem Vater zu, nicht zu schießen. Der Admiral zögerte. Estoban schnappte sich eines von Trents Gewehren ... Er schien nicht zu zielen, aber plötzlich breitete sich ein dunkler Schatten auf der Brust des Admirals aus, der zusammenknickte, vor seiner Frau und seiner Tochter auf die Knie fiel und dann langsam zur Seite wegkippte.

Roddy kauerte sich neben seinen Vater. Er hatte sagen wollen, daß es ihm leid tat, aber dafür war es jetzt zu spät. Und es tat ihm auch nicht leid. Eher war er erleichtert, daß alles vorüber war und daß die Guten gewonnen hatten - auch wenn er auf der anderen Seite gestanden und sich eine zehnjährige Gefängnisstrafe eingebrockt hatte.

Erst als Trent das kleine Boot neben die Barkasse brachte, schaute er auf. Unbewaffnet kletterte Estoban hinüber und sagte, an Roddys Mutter gewandt: »Ein Bootsunfall. Mein Beileid, Senora.« Und zu Roddy meinte er ruhig: »Deine Befehle lauteten doch, die Nordküste abzusuchen, Leutnant. Gewöhn dir bloß keinen

Ungehorsam an.«

Einen Moment lang begriff Roddy nicht, was er damit sagen wollte.

Als die Wolken von den Bergen hochstiegen, landeten die Hubschrauber am Hafen der kleinen Stadt. Die Sondereinheiten schwärmten fächerförmig über den ganzen Küstenstreifen aus, um die Unteroffiziere und Mannschaften des Patrouillenboots aufzuspüren, während die Küstenwache nach der zweiten Barkasse suchte.

Pepito hatte die *Golden Girl* wieder am Holzpier vertäut und braute gerade einen Kaffee, Trent und Estoban duschten und zogen sich trockene Kleidung an. Der Mexikaner war zu groß für den Salon des Katamarans; er stellte die Becher und die Kanne auf dem Tisch ab und lümmelte sich dann mit hochgezogenen Schultern gegenüber Estoban auf den Sitz. Sein schwarzer Haarschopf war völlig außer Kontrolle geraten, so daß Trent ihm nicht in die Augen sehen konnte.

Trent meinte: »Wenn du kleiner wärst, hätte ich dich dafür, daß du mich in diese Sache hineingezogen hast, schon lange vermöbelt. Das gilt auch für dich und deinen Kumpan O'Brien«, ergänzte er und wandte sich damit an Estoban. »Eine tolle kleine Troika.«

Ein Funker trottete den Pier entlang auf sie zu und überbrachte ihnen die Nachricht, daß Rik in ein Krankenhaus nach Havanna verlegt worden wäre. Estoban meinte, er würde sich sehr freuen, Trent mit seiner Frau bekanntzumachen: »Wir könnten in meiner Wohnung frühstücken.«

»Ich bringe ein Care-Paket mit«, erwiderte Trent.

Der Brite ließ Pepito auf der *Golden Girl* zurück und begleitete Estoban im Hubschrauber zur Hauptstadt. Ein zweiter und älterer Lada wartete am Militärflughafen auf Estoban. Hinten im Wagen waren Kindersitze angebracht. Einwickelpapier von Süßigkeiten und zerbrochene Pastellstifte übersäten den Boden, unter dem Fahrersitz lugte der zerkaute Schnabel einer gelben Plastikente hervor.

Estoban fuhr langsam und konzentriert durch die Stadt; Trent hielt zwischen seinen Oberschenkeln eine zweite Flasche Rum fest. Vom Malecon bog Estoban in eine den Hang hochführende Straße ein und parkte vor einem Wohnblock aus Beton. Er nahm Trent die Flasche Rum ab und schob sie unter den Sitz. Mit dem Fahrstuhl fuhren sie hoch in den sechsten Stock; Trent hatte ein Lebensmittelpaket von der *Golden Girl* dabei.

Mit dem Finger an den Lippen öffnete Estoban vorsichtig die Tür. Direkt neben dem engen Flug lag ein Schlafzimmer. Estoban winkte Trent näher, damit er sich die beiden kleinen Jungen in ihrem Doppelbett anschauen konnte. Im Zimmer war wenig Platz, es war stickig, und ein leichter Schweißfilm lag dunkel auf den Augenlidern der Kinder.

Auf dem Tisch im Wohnzimmer stapelten sich Schulhefte. Eines von ihnen lag offen da, ein roter Kugelschreiber lag darauf. Aus dem zweiten Schlafzimmer tauchte Estobans Frau auf. Sie trug ein Nachthemd aus Baumwolle, das ihr bis zu den Füßen reichte, war dreißig Jahre alt, klein, schlank, hatte sich den Schlaf noch nicht aus den Augen gewischt und vor Erschöpfung tiefe Ränder um die Augen. Wahrscheinlich floß afrikanisches Blut durch ihre Adern; sie schob sich einen Wust langer, schwarzer, leicht gekräuselter Haare aus dem Gesicht.

Estoban legte Trent einen Arm um die Schulter: »Maria, ich möchte dir meinen besten Feind vorstellen!« Seinem Lächeln fehlte jegliches Selbstvertrauen, und es wurde von seiner Frau auch nicht erwidert.

Trent neigte seinen Kopf und deutete eine Verbeugung an. »*Muy cantado, Senora*. Wir haben etwas zum Essen dabei...« Zum Beweis hielt er die Plastiktasche hoch.

»Zum Frühstück«, sagte Estoban, immer noch sehr unsicher. »Eier, Schinken, richtiger Kaffee.«

Maria Tür deutete mit einem Kopfnicken auf die Schulhefte auf dem Tisch. »Du weißt doch, ich muß arbeiten, Hefte korrigieren.«

Einen Augenblick dachte Trent, Estoban würde sie in die Arme nehmen, aber

dazu hatten sie diese Szene wohl zu oft durchgespielt. Estoban meinte nur: »Tut mir leid, das hatte ich ganz vergessen.« Er drehte sich zu Trent um und versuchte, seine Gefühle zu verbergen: »Dann frühstücken wir eben in einem der Hotels.« »Du sagtest, du würdest dich heute früh um die Kinder kümmern.« Das war keine Klage; nur eine reine Feststellung.

Estoban parkte den Lada vor dem Revolutionsmuseum, und mit den beiden Kindern an den Händen stiegen die Männer den Hügel zum Hotel Inglaterra hoch. »Dort kann man nur mit Devisen bezahlen. Die Rechnung wirst du begleichen müssen«, meinte Estoban zu Trent.

Beim Essen sprachen sie über alle Einzelheiten, anschließend gingen sie zum Krankenhaus. Der diensthabende Arzt berichtete, die Operation an Riks Arm sei erfolgreich verlaufen. Man hatte Rik ein Privatzimmer gegeben. Von Kissen gestützt, lag er noch angeschlagen von der Narkose da, sein eingegipster Arm ruhte auf einer harten Unterlage. Auria war bei ihm - zumindest befand sie sich im gleichen Zimmer wie er; zusammengesunken saß sie in einem Sessel, der vor dem einzigen Fenster mit Blick auf den kahlen Hof stand. Sie blickte zu Trent hoch und wollte gerade etwas sagen, als dem jüngeren der beiden Kinder von Estoban schlecht wurde; wegen des unangenehmen Krankenhausgeruchs nach billiger Seife und Desinfektionsmitteln mußte es sich erbrechen.

Estoban beruhigte den Jungen und rief eine Krankenschwester herbei, die er bat, auf dem Flur mit den Kindern zu spielen. Dann ging er zum Fenster hinüber, stellte sich davor und blickte auf Auria hinunter. Er hatte die Sonne im Rücken, so daß sie aus seinem Gesicht nichts ablesen konnte. »Es hat einen kleinen Unfall gegeben, Senorita Rocco«, sagte er mit der gleichen Sanftheit, mit der er auch seinen Sohn getröstet hatte.

Sie drehte sich zu Trent um. »Marco?«

Er hatte erwartet, daß sie Fragen stellen oder sich in die Wut flüchten würde, doch sie blieb ganz ruhig, hatte ihre Finger in ihrem Schoß verschränkt und riß

geistesabwesend an einem Stück trockener Haut an ihrem Daumen.

»Unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten sind schwierig, Miss Rocco«, meinte Estoban. »Wenn Sie uns die entsprechende Erlaubnis geben, werde ich alles Nötige veranlassen, um ihn hier in Havanna begraben zu lassen.«

Auria dankte ihm. Mit einer gemurmelten Entschuldigung, daß er sich jetzt um die Kinder kümmern müsse, ging Estoban zur Tür, die hinter ihm ins Schloß fiel. Ohne aufzuschauen, sagte Auria ruhig: »Marco war der Amerikaner auf der *Beau Belle*.«

Seit Stunden hatte sie jetzt versucht, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, seit wann sie sich dessen sicher war. Sie dachte, es sei vielleicht seit jenem Augenblick gewesen, in dem sie Trent erzählt hatte, daß sie Marco ans Mittelmeer geschrieben und ihn über die geplante Chartertour informiert hatte. Doch selbst da war es ihr schwergefallen, ihre Ahnungen zu akzeptieren, obwohl alles darauf hinauslief. Der deutlichste Hinweis war Marcos Sorge um die mißliche Situation seines Vaters, wo er sich doch sonst nur um sich selbst kümmerte. Marco, der große Bruder, den sie vergöttert hatte, der Liebhaber, der urplötzlich einen Charme versprühen konnte, als ob er dazu nur einen Stecker in eine Steckdose zu stecken brauchte - diese verwirrenden Stimmungswechsel kannte sie noch aus ihrer Kindheit.

»Keiner wird es jemals herausfinden. Es ist vorbei, und alle Spuren sind verwischt«, meinte Trent. »Die kubanische Marine wird einen entsprechenden Bericht an die Versicherer schicken, so daß Riks Mutter ihre Rente bekommt.«

»Und mein Vater?« Trents Schweigen stachelte sie nur noch mehr an, sie wandte sich ihm zu, versuchte, aus der Falle herauszukommen. »Er hat doch nichts Böses getan!« Mit einem Ruck erhob sie sich aus dem Sessel.

»Rogerton-Smithe wird keine Ansprüche geltend machen«, sagte Trent.

»Danke, aber das meine ich nicht.« Ihre Schultern sackten nach unten, sie stieß einen Seufzer aus und wollte sich gerade abwenden, als die Ungerechtigkeit des Ganzen zu übermächtig wurde und die Wut sie erneut überfiel. »Die Mafia wird



ihn umbringen, Trent. Tu doch etwas dagegen, Herrgott noch mal!« Sie blickte zur Seite. »Entschuldige!« Wäre Trent nicht weiterhin ruhig geblieben, hätte sie es dabei belassen, doch so riß sie den Kopf hoch und sah ihn direkt an. »Ich werde mich nicht entschuldigen, Trent! Du kannst etwas tun, und das weißt du verdammt gut!«

Er hielt sie am Ellbogen fest. Rik stöhnte und hustete. Sie riß sich von Trent los, ging schnell zu seinem Bett hinüber, wischte Riks Lippen mit einem Papiertuch ab und versuchte, ihm etwas Wasser einzuflößen. Doch er war bereits wieder eingeschlafen; sie schaute sich um und merkte, daß Trent sie die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen hatte.

»Ich habe zwar etwas übrig für Helden, aber das heißt noch lange nicht, daß ich dumm genug bin, einen zerschnittenen Arm für die Grundlage einer Beziehung zu halten«, meinte sie. Trent lächelte, und sie fuhr fort: »Du weißt, was ich will. Ich will, daß das Leben wieder so ist, wie es war, bevor das alles passierte. Mein Leben. Es war so verdammt schön. Gib es mir wieder zurück, Trent.«

Trent sagte: »Okay.« Sie wollte nichts anderes hören.

Sie meinte: »Danke. Das ist anständig von dir.« Dann ging sie wieder zum Fenster hinüber und schaute auf ein älteres Paar hinunter, das sich im Hof vor der Südwand die Glieder wärmte. Die Spannung war von ihr abgefallen, und als Trent sich zu ihr ans Fenster gesellte, lächelte sie ihn mit dem gleichen offenen Lächeln an, das ihn an Bord der *Golden Girl* für sie eingenommen hatte, als sie damals zum Katamaran herausgeschwommen war.

Trent hatte das Gefühl, einen bösen Fluch von ihr genommen zu haben. »Wer ist der führende Kopf der Gruppe, Alfredos Boß?« fragte er. »Mr. Syracuse.«

O'Brien legte die Zeitung weg und klappte seine Brille zusammen, als Trent auf Andres am Strand unterhalb des Chick-charnie Hotels auf ihn zuspazierte. »Ich freue mich, Sie zu sehen, Mr. Trent. Ein kaltes Bier gefällig?« Er nickte dem Barkeeper zu und wartete, daß die Getränke kamen.

»Sie sind ja bei bester Gesundheit, Mr. Trent! Der Anblick ist das reinste Vergnügen!« Er lachte leise in sich hinein und tippte gegen den *Miami Herald*. »Vor einigen Tagen wurde berichtet, Admiral de Sanchez sei bei einem Schiffsunglück ums Leben gekommen. Ein höherer Regierungsbeamter beschuldigt mich, Castros Haut gerettet zu haben. Glücklicherweise haben wir einen jungen Mann hier in der Botschaft, der beschwört, daß ich Ihnen den Befehl gegeben habe, im Hafen zu bleiben, und auch ein Inspektor der örtlichen Polizei kann das bezeugen.«

»Wie schön für Sie«, meinte Trent.

O'Brien nickte, nippte an seinem Bier und lächelte behäbig. »Alles ist so gelaufen, wie ich es Estoban Tur prophezeit habe. Als wir diese ganze Operation austüftelten, als Pedro Gomez mit Ihrer Akte kam, erklärte ich Estoban Tur, man könne sich auf Sie verlassen, Mr. Trent. Wir brauchten Ihnen nur zu sagen, was Sie tun sollen - und Sie würden das Gegenteil tun. Sie werden Washington eine Weile aus dem Weg gehen müssen, zumindest bis dort andere Leute sitzen. Doch das wird Ihr gesellschaftliches Leben nicht weiter einschränken. Immerhin haben Sie hier auf den Inseln Freunde gewonnen, so daß Sie sich im großen und ganzen nicht allzusehr beklagen sollten.«

»Ich habe mich nicht beklagt«, sagte Trent.

O'Brien nahm einen weiteren, genau bemessenen kleinen Schluck von seinem Bier und wischte sich die Lippen ab. »Stellen Sie sich nur vor, wie Sie sich gefühlt hätten, wenn dieser Scheißkerl von Admiral in Saus und Braus in Miami leben würde. Und der Rocco-Junge noch dazu...«

»Was erwarten Sie von mir?« fragte Trent. »Daß ich Sie drei dafür beglückwünsche, mich derart reingelegt zu haben?«

»Die Operation ist hervorragend gelaufen«, entgegnete O'Brien.

»Dann sollten wir es auch dabei belassen. Haben Sie schon das Mittagessen bestellt?«

O'Brien bejahte: »Süßwasserkrebse auf Reis.« Er gab dem Kellner ein Zeichen und bestellte noch eine Runde Bier, dann zog er einen Brief aus seiner Tasche und reichte

ihn Trent. »Es hat ganz den Anschein, als hätte sich ihr Freund Rogerton-Smithe das Leben genommen.«

»Lieber Mr. Trent,

ich habe die letzten Monate in der Angst gelebt, daß eine kleine Gruppe der amerikanischen Mitglieder meiner Konsortien den Entschluß faßt, mich für ihre Verluste zu bestrafen, indem sie Robert etwas antut. Mein eigener Tod scheint mir die einzige wirkliche Absicherung gegen diese Möglichkeit zu sein. In Anbetracht meines Gesundheitszustandes ist es außerdem eine Möglichkeit, die ich ohne Bedauern ergreife.

Ihre Aktionen bezüglich der *Beau Belle* haben meine Stellung weiter verschlechtert, und es ist daher nur recht und billig, daß Sie eine gewisse Verantwortung akzeptieren sollten. Daher habe ich Sie als meinen Testamentsvollstrecker eingesetzt und zum Treuhänder meines Besitzes ernannt, dessen Alleinerbe Robert ist. Manchmal ist es schwierig, mit Reichtum umzugehen, und Robert ist bereits mit Schönheit und Jugend gesegnet. Ich werde ruhiger in meinem Grab liegen, wenn ich weiß, daß er von Ihrem Rat und Ihrem Schutz profitieren kann. Das entspricht auch meinem Sinn für Humor. Allerdings muß ich Ihnen den Rat geben, nicht in Lloyd's Versicherungen zu investieren, solange die unabhängige Aufsichtsbehörde nicht grünes Licht dazu gibt.

Obwohl ich nicht mehr lange dazu in der Lage sein werde,

verbleibe ich in Dankbarkeit Ihr

Rogerton-Smithe.«

Trent faltete den Brief zusammen. Er hätte ihn gerne für Aurias Vater abgelichtet und ihn dadurch daran erinnert, daß es niemals ein besonders festliches Ereignis war, den Teufel bei sich zu bewirten, aber er hatte Auria ein Versprechen gegeben. Zu O'Brien sagte er: »Es ist an der Zeit, daß Sie Ihre Schulden bezahlen. Ich brauche die Adresse eines Mr. Syracuse.«

## Epilog

Als die Wache die Tore öffnete, trieb der Wind den nächsten Schneeschauer über die Auffahrt. Vier Hektar offener Rasen und Blumenbeete trennten das hinter einer leichten Anhöhe liegende Haus von der Straße. Es gab keinen einzigen Busch, und die wenigen Ziergehölze und alten Eichen standen so weit auseinander, daß sie keinem Eindringling Deckung bieten konnten.

Die Auffahrt war mit Salz gestreut, aber der uniformierte Chauffeur lenkte den überlangen Mercedes trotzdem mit großer Vorsicht zwischen den schneebedeckten Wegbegrenzungen hindurch. Das Haus war von Frank Lloyd Wright entworfen worden - eine Festung aus den zwanziger Jahren aus glattem Beton und Panzerglas. Ein spanisch-amerikanischer Hausdiener in schwarzem Anzug eilte mit einem Schirm die Stufen herunter, als Trents Chauffeur ihm die Wagentür aufhielt.

Sobald sich Trent im Haus befand, ließ er sich vom Diener Mantel, Schal und Handschuhe abnehmen. Er trug einen zweireihigen Markenanzug, ein einfaches cremefarbens Baumwollhemd mit einer noblen Krawatte und auf Hochglanz polierte Straßenschuhe. Seine Haare waren grau und militärisch kurz geschnitten, sein Schnurrbart ebenfalls. Blaue Kontaktlinsen hatten seine Pupillen umgefärbt. Er sah aus wie ein Angehöriger des britischen Establishments, reich und Mitte Fünfzig. Ein dunkelhäutiger junger Mann in einer grauen Flanellhose und einem gelben Pullover entschuldigte sich dafür, daß er ihn nach Waffen abtasten müsse. Als er die Durchsuchung beendet hatte, führte ihn der Diener durch die Eingangshalle und öffnete die Doppeltür zur Bibliothek. »Mr. Patrick Mahoney, Sir!«

Der Amerikaner hatte vor einem Kaminfeuer gestanden, schritt jetzt quer durch das Zimmer, um Trent in dessen Mitte zu treffen, und reichte ihm die Hand:

»Syracusa. Was wünschen Sie? Scotch? Martini?«

»Vielleicht einen Kaffee, wenn das nicht zuviel Mühe macht. Schwarz.«

»Einen Espresso?«

»Ja, bitte.«

Die schlanke Statur Mr. Syracusas verriet, daß er sich häufiger im Fitnessclub aufhielt. Der Amerikaner war Ende Vierzig, trug eine dunkelgrüne Kordsamthose, einen roten Rollkragenpullover und bestickte Hausschuhe. An seinem Gesicht fiel das Fehlen jeglicher Falten auf, seine Hände verrieten professionelle Pflege. Am Ostfenster imponierte ein Bechstein-Flügel mit geöffnetem Deckel, auf dem Notenständer stand eine aufgeschlagene Mappe mit Notenblättern. Die Bücherreihen waren unordentlich genug, um den Schluß zuzulassen, daß häufig ein Blick in die Bände geworfen wurde; das surrealistische Gemälde über dem Kaminsims aus Stein stammte von Frands Bacon. Zwei bequeme Ledersessel mit abgenutzter Polsterung standen sich zu beiden Seiten des offenen Holzfeuers gegenüber.

Syracusa bot Trent einen Sessel an. »Sie haben eine interessante Art, sich vorzustellen, Mr. Mahoney. Ein Brief vom Hauptteilhaber der renommiertesten Anwaltssozietät Philadelphias besagt, daß Sie in der Vergangenheit Verbindungen zur britischen und amerikanischen Regierung hatten; dem Brief ist die Kopie einer vom Obersten Gerichtshof Kubas erlassenen Anordnung zur Beschlagnahme einer Tonne Goldbarren beigelegt. Was kann ich für Sie tun?«

»Sie wissen, wer ich bin?« fragte Trent.

Der Amerikaner zog eine Augenbraue in die Höhe. »Wir haben natürlich unsere Quellen konsultiert.«

Ein Klopfen an der Tür kündigte die Rückkehr des Dieners mit einer einzelnen Tasse Espresso auf einem Silbertablett an. Trent dankte ihm und wartete, bis die Tür wieder ins Schloß gefallen war. »Ich bin ein Freund der Familie Rocco.«

»Des Gastronomen?« Mit verschränkten Händen beobachtete Syracuse, wie die Flammen vor dem eisernen Kamingitter tanzten. Seine Augen wanderten wieder zu Trent zurück, sonst rührte er sich nicht. »Sie haben eine Menge Schwierigkeiten auf sich genommen, um mir das zu erzählen, Mr. Mahoney.«

»Die Freundschaft zu Rocco bringt das eben mit sich«, meinte Trent. »Das Gold ist verloren, und Rogerton-Smithe ist tot. Ziehen Sie doch einen Schlußstrich unter die ganze Angelegenheit, dann schulde ich Ihnen einen Gefallen.«

»Welche Art von Gefallen?«

»Gerade noch im Rahmen der Gesetze ...«

Syracusa stand auf und ging zum Flügel hinüber. Er liebte die Tasten und zog den Klavierhocker mit der Ferse nach hinten. Bevor er sich hinsetzte, zog er seine Hosenbeine hoch, um die Bügelfalten zu schonen. Er spielte die ersten Takte einer Sonate von Grieg und schaute sich dann zu Trent um. »Was für eine Reaktion haben Sie eigentlich von mir erwartet, Mr. Mahoney? Irgend etwas barock Überladenes und Italienisches? Sie könnten mir drohen - natürlich. Oder ist es schon eine Drohung, Patrick Mahoney zu sein?« Durch die kugelsichere Fensterscheibe links vom Flügel musterte er den sanften Hang mit den schneebedeckten Rasenflächen, den großen Eichen und den Ziergehölzen, deren unterste Zweige gestutzt worden waren, damit jeder Eindringling von den Wachposten gesehen oder von der Überwachungselektronik registriert werden konnte. Seine Fingerspitzen strichen über die Elfenbeintasten, als er sich wieder nach Trent umschaute. »Einer meiner Quellen zufolge sah es so aus, als wären Sie in den Ruhestand gegangen. Das paßt vielleicht nicht besonders gut zu Ihren letzten Aktivitäten.«

»Nicht besonders gut«, meinte Trent.

Zum ersten Mal lächelte Syracuse. »Ganz meine Meinung. Sagen Sie Rocco, er kann sich entspannen.«

**Ein atemberaubender Thriller  
von Alistair MacLean, dem Großmeister  
angelsächsischer Hochspannung**



Im kubanischen Riff ist eine Yacht mit vier Mann an Bord gesunken. War es Sabotage – oder Mord? Trent, der mit seinem Katamaran »Golden Girl« durch die Karibik kreuzt, wird von der amerikanischen Drogenfahndung beauftragt, den mysteriösen Vorfall zu untersuchen – lebensgefährliche Ermittlungen, die sich unversehens zu einem Zwei-Fronten-Krieg entwickeln: Trent muß gegen die Mafia und die kubanische Marine kämpfen, um das tödliche Netz von Gewalt, Intrigen und Mord zu zerreißen.

Von Thriller-Spezialist Alistair MacLean  
konzipiert, von Simon Gandolfi kongenial  
vollendet.

ISBN 3-8289-0200-6



9 783828 902008

